Gefahrvolle Wege.

Historischer Roman

aus der Zeit Ludwig's XIV.

Von

George Hiltl.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Th. Lemke.
Sebastianstr. 19.

Gefahrvolle Wege.

Historischer Roman

aus der Zeit Ludwig's XIV.

Von

George Hiltl.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Th. Lemke.
Sebastianstr. 19.

Berliner Associations-Buchdruckerei (Urbat u. Gen.), Kommandantenstr. 53.

Verlegenheiten.

Die neunte Abendstunde summte von den Thürmen herab. In den Höfen des Palais d'Orleans wurde es stiller, die Gitter schlossen sich nach und nach, nur das Hauptportal blieb geöffnet. Durch dieses Portal ging zur oben genannten Stunde eine tief verschleierte Dame. Sie blieb unter dem Thorbogen stehen, sah sich einige Male scheu um und trat dann in das Innere des hochgewölbten Treppenhauses, wo sich ihr ein riesiger Schweizer entgegenstellte, der, höchst unzufrieden aus seiner Ruhe gestört zu sein, mit barschem Tone fragte: „Wohin?"

Die Dame maß den Insolenten mit einem strengen Blicke, dann sagte sie kurz: „Zu den Zimmern der Frau von Montespan."

„Ueber die erste Stiege hinauf, dann in den Corridor links," antwortete der Schweizer, sich auf das sammetgepolsterte Banquett niederlassend. — Die Dame stieg schnell die Treppe hinan und eilte in den Corridor. Nirgends ein Diener, ein Page zu erblicken. Sie setzte sich in einen der Sessel, welche in gewissen Zwischenräumen auf dem Corridore standen. Nachdem sie eine geraume Zeit hier gewartet, erschien endlich ein Lakai.

„Mein Lieber,“ sagte die Dame, „wollen Sie mir die Wohnung der Frau von Montespan zeigen?“

„Sie sind nicht weit davon entfernt, Madame,“ sagte der Diener.

„Ich muß die Marquise sprechen.“

„Das wird nicht leicht sein. Die Frau Marquise probiren soeben ein Schäferkostüm an; es findet heut noch Probe zu dem neuen Ballet statt, welches in Versailles getanzt werden soll.“

Die verschleierte Dame schüttelte ein wenig das Haupt, dann sagte sie: „Aber wenn ich die Frau von Montespan nun sprechen muß? ich will gern den Eintritt in das Gemach mit Geld erkaufen.“ Der Lakai blinzelte mit den Augen.

„Warten Sie, Madame, ich werde es Germain sagen,“ versetzte er und ging den Corridor entlang.

„Hm, es ist schnell gegangen,“ murmelte die Dame vor sich hin. „Noch nicht ein Mal erklärte Geliebte, noch heute die Frau eines Landedelmannes und doch schon einen Hofstaat, doch schon Gnadenertheilungen, Einfluß. Um sie zu sprechen, muß man Bestechung anwenden — ah, es geht schnell. Sie hat sicherlich meine Lehren beherzigt, und den gefahrvollen Weg betreten und ich — die Lehrerin, was bin ich? ein Wesen, dessen Umgang gemieden wird, weil der Ruin mir droht, weil meine Geldquellen erschöpft sind, weil ich ohne Hülfe, ohne Beistand bin; oh — wenn ich nur in den Besitz der Macht gelangen könnte, die Alles ebnet, wenn ich die Geldmittel besäße. — Aber —, und mein Gaudin im Kerker — ohne Macht ich selbst, verfolgt von der Schaar der Gläubiger, verstoßen von meiner Familie; wenn ich die Gewalt hätte, ich würde vor keiner Gefahr zurückschrecken — doch zuerst ihn frei machen — ihn, den ich so lange entbehrte.“

In diesen Betrachtungen wurde die Dame unterbrochen, denn der Lakai erschien mit einem Kameraden, der sich erbot, die Verschleierte zur Frau von Montespan zu führen. Nach Spendung einiger Goldstücke brachte der Führer die Dame zu einem Vorzimmer, hier stellte er sie der Kammerfrau vor.

„Die Marquise spricht Niemanden," sagte die Zofe kurz.

„Mein Kind, ich bin eine Dame von Stande," entgegnete die Verschleierte mit stolzem Tone. „Ich bin eine Freundin der Marquise. Melden Sie, daß die Dame sie zu sprechen wünsche, die mit ihr einst im Sprechzimmer des Franziskanerklosters zu Rochechouart seltne Bücher betrachtete. Die Marquise wird mich dann vorlassen. Zweifeln Sie nicht."

Die seltsame Empfehlung schien der Zofe nicht unwichtig zu sein. Sie verneigte sich leicht, ging in die inneren Gemächer und kehrte dann mit der Nachricht zurück: die Frau Marquise wolle die Dame empfangen.

Die Verschleierte folgte der Kammerfrau und ward in ein kleines Toilettenzimmer geführt. Hier wartete ihrer ein eben so eigenthümlicher, als reizender Anblick. Die Kerzen dieses Gemaches trugen tulpenförmige, aus rosagefärbtem Glase gebildete Schirme, durch welche die ganze Umgebung mit einem sanften, wohlthuenden Lichte übergossen ward. In dieser vortheilhaften Beleuchtung zeigte sich eine bildschöne Dame. Sie war in das geschmackvolle, lüsternreizende Kostüm einer idealischen Schäferin gekleidet, eine Tracht, die man zu jener Zeit in den Ballets der Schauspielsäle häufig sah und die so allgemeinen Beifall fand, daß die Damen des Hofes sich häufig derselben bedienten, wenn bei den Festlichkeiten zu Versailles, diesem emporblühenden Paradiese, ein kostümirter Tanz veranstaltet wurde. Der herrliche Nacken jener idealisirten Hirtin ward durch

das seidene, tiefausgeschnittene Mieder noch vortheilhafter gehoben; eine gestreifte, mit prachtvollen Blumen besetzte und durchwirkte Robe, welche eine Rosenguirlande schürzte, zeigte die schöngeformten Beine und Füße, die von seidenen Strümpfen und reichgestickten Schuhen bedeckt waren; das prachtvolle Haar quoll in langen, dichten Wellen unter einem kleinen Schäferhute hervor, der durch eine Diamant-Agraffe sehr kokett auf dem Haupte gehalten wurde.

Diese reizende Erscheinung war Athénais von Montespan.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Madame? ich habe wenig Zeit,“ redete sie die Eingetretene an. Die Verschleierte warf den Spitzenbesatz zurück, der ihr Antlitz verhüllte.

„Maria von Brinvilliers!“ rief Athénais.

„Ich bin es,“ sagte die Marquise. „Ich mußte Dich sprechen.“

Die beiden ehemaligen Freundinnen sahen sich einige Minuten lang schweigend an. Sie bildeten auffallende Contraste. Athénais, strahlend von Schönheit, Glanz und Siegesgewißheit — die Brinvilliers nicht minder schön, aber finster, ernst, in ihrem dunklen Gewande vor der glänzenden Freundin.

„Es ist lange her, daß wir uns nicht gesprochen, Frau von Montespan.“

„Ihre eigene Schuld, Frau Marquise. Sie suchen Ihr Glück, Ihre Freude auf Wegen, die sich von den meinigen abzweigen.“

„Haben Sie die Wege eingeschlagen, die ich Ihnen einst im Walde von Mortemart zeigte? sie führten von der Einsamkeit des ländlichen Schlosses bis an die Stufen des Thrones von Frankreich, Sie sind mir einigen Dank schuldig, Athénais, ich war Ihre Lehrerin.“

„Sie sprechen in Räthseln, Frau Marquise. Die

Wege, welche ich wandle, sind mir vorgezeichnet von meiner Geburt an, ich durfte keine anderen betreten."

„Oh — nicht doch. Sie zauderten gewaltig, Sie bebten zurück vor der Gefahr, Sie hatten gelobt, nie aus der Einfachheit, der Stille hervorzutreten. Noch an jenem Abende, wo Sie die begünstigte La Vallière mit dem Monarchen sahen, wo die Mißgunst der Königin Mutter die glückliche Geliebte bedrohte, bebten Sie, Frau von Montespan, zusammen bei dem Gedanken, daß Ihnen ein so gefährliches Glück die Hand bieten könne; ich aber rief Ihnen zu: Wage, schreite vorwärts! und Sie haben meinem Rufe gehorcht."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Erlassen Sie mir eine Disputation. Sie kennen Ihre Stärke am besten selbst. Nur der Schein wird noch aufrecht gehalten jener erbleichenden Schönheit gegenüber, die sich Louise von La Vallière nennt, alle Welt weiß es, die Gunstbezeugungen beweisen es, daß Sie, Madame, das Herz des Königs besitzen. Die gefährliche Bahn haben Sie betreten, bezeichnen Sie Ihre Schritte auf derselben durch Wohlthaten, beginnen Sie den neuen, glänzenden Lebenslauf damit, daß Sie dem Bedrohten, dem Gefesselten Erlösung schaffen. Ein Wort von Ihnen und das finstere Geschick eines Menschen hat sein Ende erreicht, die Freiheit strahlt ihm entgegen."

„Ich soll einem Gefangenen die Freiheit verschaffen — wenn ich recht verstehe?"

„So ist es. Ich komme, Sie um Ihre Fürsprache zu ersuchen."

„Ich bin nicht so mächtig als Sie — und die Welt es glauben; ich besitze einflußreiche Freunde — mit ihrer Hülfe will ich es versuchen — ich werde das Ohr der Ma=

jestät erreichen — wer ist es, für den ich mich verwenden soll?"

„Athénais — ich liebe einen Mann, den die Intriguen meiner Familie, die Bosheit seiner Feinde in den Kerkern der Bastille begruben. Er schmachtet seit Monden darin — bitten Sie ihn los von dem Monarchen, geben Sie mir ihn zurück, den eingekerten Gaudin von Saint-Croix."

Athénais von Montespan fuhr betroffen zurück; sie warf ihren schönen Kopf empor und schüttelte ihn verächtlich.

„Frau Marquise von Brinvilliers," sagte sie nach einer Pause, „das ist unmöglich. Die vielfachen Gerüchte über Ihr sträfliches Verhältniß mit jenem schönen Abenteurer, die Klagen der Familie Aubray, die lauten Rufe des Unwillens, welche in Paris erschallten — haben den König bewogen, durch einen Machtspruch diesem Handel ein Ende zu machen. Ich kann mich nicht dazu verstehen, für einen Mann zu sprechen, der ein Eheband zerriß, der Sie den Armen Ihres Gatten entwand. Ich darf nicht sprechen für eine verbrecherische Liebe."

Maria von Brinvilliers hatte zitternd den Worten der Marquise von Montespan gelauscht — jetzt schlug sie ein lautes, höhnisches Gelächter auf.

„Wahrlich, es ist weit gekommen," rief sie. „Verbrecherische Liebe nennen Sie es Madame, meine Liebe zu Saint-Croix stempeln Sie mit dem Namen Verbrechen — Sie, die in dem unaufhaltsamen Siegeslaufe das irdische Glück dreier liebenden Wesen zertrümmerte? Wie nennen Sie Ihr Verfahren? — Verfahren sage ich, denn Sie lieben den König nicht wirklich, dessen Herz Sie gewinnen wollen, oder vielmehr gewonnen haben, nur die Ehrsucht treibt Sie, Madame, nur die Begierde, auf den Platz zu gelangen, den bisher ein weibliches, sanftes, gefühlvolles Wesen einnahm, dessen Leben Sie vernichten, indem Sie

sich an die Stelle jener edlen, liebenden Frau setzten — sich, die Sie nur den Ehrgeiz kennen. Sie vernichten das Glück der duldenden Königin aufs Neue, für welche die stille La Vallière nicht ein so stechender Kummer war, als Sie es sein werden mit Ihrer strahlenden Schönheit, Sie morden Ihren armen, verzweifelnden Gatten, der nur in Ihnen lebte und den Sie aus den stillen Gründen seiner Wälder in diese zersetzende, betäubende Welt schleuderten, nur — damit er Zeuge Ihrer Triumphe werden und einer Schmach erliegen sollte, die ihm das Herz brechen muß."

Athénais von Montespan hatte sich in graziöser, herausfordernder Stellung auf die Lehne eines kleinen Sopha's gestützt. Sie betrachtete die Marquise mit kaltem, fast spöttischem Blicke. Sie war blendend schön zu nennen in diesem phantastischen Kostüme, von den Lichtern ihres Gemaches beschienen, und die leichte Zornesröthe auf den Wangen.

„Haben Sie, Frau Marquise, auch so zu Ihrem Gatten gesprochen, als Sie mit Saint-Croix, mit dem schönen Studenten, der Ihretwegen zum Mörder wurde — mit, ich weiß nicht welchem Anbeter noch — den bedauernswerthen Herrn von Brinvilliers znm Gespött von Paris machend, durch die Straßen fuhren, oder die Bälle unserer Rechtsschüler besuchten?" sagte Athénais.

„Sie bieten eine schlechte Revanche, Frau Marquise von Montespan," rief Maria. „Ich bin fest überzeugt, daß Sie die Ausschweifungen meines Gatten kennen, daß Sie wissen, wie ich vernachlässigt, verachtet wurde. Aus früheren Tagen kennen Sie meine Ansichten über die unglückliche, ungleiche Ehe, welche man mich, wider meinen Willen, einzugehen zwang. Die Wege, die ich seit meiner Verheirathung wandelte, sind gefahrvoll für mich gewesen,

denn die Lockung war mächtig und ich hatte Nichts an meiner Seite, das mich hielt, an dessen Stärke ich mich klammern durfte, wenn ich strauchelte. Wer will mich verdammen, wenn ich jetzt Denjenigen, dem ich verheißen wurde durch einen Spruch des Schicksals, dessen Schönheit, dessen Zuneigung für mich ihn zum Engel meines trüben, freudenlosen Daseins machten, wenn ich diesen Mann mein nennen will trotz Allen, die ihn mir zu entreißen streben, wenn ich ihn befreien will aus der Nacht des Kerkers?"

„Sie mögen Recht daran thun, Frau Marquise, aber ich leihe meine Hand nicht dazu. Sie zeihen mich soeben der Ehrsucht, der Begier nach Ruhm — würde ich nicht Ihre Beschuldigungen für wahr anerkennen, wenn ich mich herbeiließe, die Freiheit Ihres Geliebten zu erbitten?"

„Sie weisen mich also zurück? Sie wollen kein Wort für Gaudin sprechen?"

„Nein. Nur die Frage richte ich an Sie: Weshalb erst heute die Zuflucht zu mir, wo Herr von Saint-Croix doch schon seit Monden in der Bastille sitzt?"

„Marquise von Montespan," sagte Maria, einen Schritt näher tretend, „Sie fragen mich da um Etwas, Sie verlangen Aufklärung über eine Handlungsweise, von der ich mir selbst kaum Rechenschaft geben kann. Ich bin nicht ohne Nachricht über das Schicksal Gaudin's. Ich weiß, daß er in der Einsamkeit seines Kerkers gearbeitet, gesonnen, erfunden hat — daß er im Besitze furchtbarer Waffen wider seine Feinde ist. — Worin diese Waffen bestehen — ich vermuthe es nur; aber er tobt wie ein gefangener Löwe gegen die Stäbe seines Käfigs und möchte hinaus in's Freie — deshalb kam ich zu Ihnen, der Mächtigen — weil eine unbestimmte Ahnung mir sagt: Sie und Ihre Familie, Frau von Montespan — Sie stehen in naher

Beziehung zu jenem Geheimnisse, welches Saint-Croix gefunden."

Athénais richtete sich betroffen empor, eine Angst überfiel sie. „Ich werde immer und immer wieder in den unheimlichen Kreis gezogen, den Sie, Frau Marquise, um sich beschreiben. Was sollen diese räthselhaften Worte? wie — in welcher Beziehung stehen meine Familie und ich selbst zu den mystischen Arbeiten Ihres Geliebten? Wie kann sein Treiben auf uns einwirken?"

„Sie wandeln ebenso wie ich auf gefahrvollen Wegen, Frau Marquise," sagte die Brinvilliers, ihren Arm gegen Athénais ausstreckend. „Sie kennen bis jetzt nur noch die ebnen Stellen dieser Bahn, es werden die Abgründe, die Felsstücken kommen, welche Ihnen das Fortschreiten schwierig machen und den raschen Gang hemmen. Wenn Sie diese Hindernisse beseitigen wollen, dann bedarf es gewaltiger, zertrümmernder Mittel — wie, wenn Saint-Croix dergleichen besäße? Wer zur Höhe empor klimmen will, darf keine Hülfe verschmähen, Frau von Montespan, und Sie könnten dereinst wohl Verbündete brauchen — doch Sie haben meine Bitte zurückgewiesen, ich muß mir andere Fürsprecher suchen — leben Sie wohl und straucheln Sie nicht. Jeder auf seine Weise zum Ziele, das er sich gesteckt! Ich scheue Nichts mehr."

„Aber Ihre Erklärung, unheimliche Frau," rief Athénais, „Sie weichen mir aus — Sie haben ein Geheimniß? — eine Verkettung findet zwischen uns statt? Sprechen Sie!"

„Wollen Sie Gaudin's Freiheit erwirken?"

„Nein, — ich kann — ich darf es nicht. Meine Ansicht wissen Sie; ich bin nicht das, wofür die Schöpfer der Chronique scandaleuse mich halten."

„Dann ist meine Mission beendet, Frau von Montespan. Ich gehe von Ihnen als eine verzweifelte Frau,

und deshalb als eine mit der Kraft der Rache gestählte. Wohin ich mich wende — Feinde. Wohlan denn, ich werfe den Handschuh hin. Sie mögen mich meiden, Frau von Montespan, an einer Stelle werden wir doch wieder zusammentreffen auf den Wegen, die wir Beide wandeln, sei es zur Höhe, sei es hinab in die Tiefe. Sie haben an diesem, für uns Beide bedeutungsvollen Tage, mir Ihre Hülfe verweigert; hätten Sie mir Ihre mächtige Hand gereicht — vielleicht wäre es besser gewesen — so aber — das Verhängniß habe seinen Lauf."

„Sie kommen nicht aus diesem Zimmer, bevor Sie gesprochen haben," rief Athénais außer sich, den Arm der Marquise fassend. „Welch' ein Tag ist heute? weshalb ist er bedeutungsvoll? Sie brüten etwas Schreckliches."

Maria von Brinvilliers entwand sich kraftvoll der umklammernden Hand. „Sie taumeln auf Ihrem glanzerfüllten Wege fort, Frau von Montespan, ohne der Vergangenheit zu gedenken," sagte sie, „Sie denken nicht an die schwere Verantwortung, welche Ihr Vater einst auf sich lud, und so fehlt Ihnen das Gedächtniß der verhängnißvollen Tage. Mein gefangener Freund steht vielleicht in naher Beziehung zu den Folgen einer Stunde, die schon hinabgerauscht ist in das Meer der Vergangenheit. Ich sage Ihnen nichts weiter als dieses: Heute, Frau von Montespan, sind elf Jahre verronnen, daß der Leiche des erschlagenen Kaplans jenes unheilvolle Buch entwendet ward, an welchem der Fluch vieler Gemordeten haftete, darum ist der Tag bedeutungsvoll, an dem Sie mich zurückstießen."

Athénais wankte und ein angstvoller Ruf entwand sich ihrer Brust:

„Bleibe Maria —" stöhnte sie. „Ich will Alles — ich werde ihn befreien."

Aber schon war die Marquise aus dem Gemache ge-

stürzt und als Athénais, ohne auf die Dienerschaft zu achten, durch das Vorzimmer mit lautem Rufen eilend, in den Corridor gelangte, sah sie die dunkle Gestalt Maria's in der Biegung des Ganges verschwinden.

Athénais kehrte erschöpft in das Zimmer zurück, sie sank in einen Sessel, ihre Stirn glühte und die Vergangenheit entfaltete sich vor ihrem inneren Gesichte. Ohne der zarten Toilette zu achten, rang sie die Hände, zerknitterte die prachtvolle Robe und lehnte den schönen, mit dem kleinen Hütchen bedeckten Kopf gegen das Polster.

„Es ist halb elf Uhr, gnädigste Marquise," sagte die Zofe.

Athénais fuhr auf.

„Die Wagen sind unten. Die Probe soll in einer halben Stunde beginnen, Frau Marquise."

„Du hast Recht," sagte Athénais. „Ich bin zerstreut. Jugenderinnernngen — sie stimmen oft wehmüthig. Ich darf nicht zagen," setzte sie leise hinzu. „Wer will mich anzutasten wagen? mich, die vielleicht in wenig Monden — Ruhe! Schweigen! Diese Brinvilliers ist ein dämonisches Weib, so lange ich es vermag, suche ich sie zu meiden."

Als die Marquise von Brinvilliers den Palast Orleans hinter sich hatte, ging sie schnell bis zur Straße Francs Bourgeois, wo die Miethskutschen hielten. Sie stieg in eine derselben und befahl dem Kutscher, in die Straße Neuve Saint Paul zu fahren. Die Marquise war nicht entmuthigt durch die kalte Aufnahme bei der Montespan, sie war nicht zornig und wer sie in der dunklen Kutsche betrachtet hätte, der würde auf ihrem Gesichte sogar einen Ausdruck von Zufriedenheit wahrgenommen haben; die Marquise schien nicht ungehalten über den Ausgang, gleichsam als wäre sie nun von jeder Rücksicht gegen die Menschen entbunden.

Sie näherte sich dem Hôtel Aubray. An der Ecke ließ sie den Wagen halten, stieg aus und ging zu Fuß nach dem Hôtel.

Als sie unter dem Thorwege angelangt war, kam ihr der Schweizer bestürzt entgegen.

„Gnädige Frau,“ rief er. „Bleiben Sie zurück, ersparen Sie sich eine schlimme Scene.“

„Was giebt es?“ fragte hastig Maria. „Ich bemerke Lichter an den Fenstern?“

„Der Herr Marquis von Brinvilliers sind angekommen und haben alle Thüren schließen lassen, dann erschienen eine Menge Gerichtsleute, daneben gewisse Männer — die gnädige Frau verzeihen — solche von denen, die schon seit längerer Zeit mit Schuldscheinen in der Hand hier in's Hôtel kamen und die wir immer abweisen mußten, nun — diese Leute schrieen gewaltig nach der Frau Marquise, aber der Herr Marquis blieb gelassen. Er hatte sich wohl mit den Gerichtsleuten verabredet und befahl, an Ihre Wohnung, gnädige Frau, die Siegel des Châtelet anzulegen.“

Die Marquise stieß einen Schrei der Entrüstung aus.

„Mein Haus — das Haus meines Vaters mir verschlossen? beraubt durch Wucherer, durch die Frechheit meines Gatten ich — die Erbin, die Besitzerin aller dieser Dinge? Ausgestoßen die Marquise von Brinvilliers? Ah — das ist der furchtbare, zweite Schlag, der mich heute treffen sollte.“

Sie setzte sich auf die Bank des Schweizers und lehnte das Haupt gegen die Mauer ihres väterlichen Hauses. Ueber ihr polterte man hin und her. Es schienen Leute beschäftigt zu sein, große Umwälzungen vorzunehmen oder gewisse Dinge zu suchen.

Nachdem die Marquise eine Zeit lang Athem geschöpft hatte, hob sie das Haupt und sagte zu dem Schweizer:

„Du meinst also, ich sollte nicht oben — in meine Zimmer gehen?“

„Thun Sie es nicht, gnädige Frau. Sie wissen, die Leute mit Geldforderungen sind brutal.“

„Und mein Gatte — der Marquis?“

„Ist auch nicht allzu rücksichtsvoll. Er scheint die ganze Scene herbeigeführt zu haben.“

„Du hast Recht,“ sagte Maria. „Wohlan, hole mir eine Kutsche.“

Der Schweizer rief einen Diener, während die Marquise in die Gasse trat.

Sie betrachtete das Hôtel, durch dessen Fenster Lichter sichtbar waren, sie sah Leute in den Zimmern hin und hereilen — offenbar wurde arg in den glänzenden Räumen gewirthschaftet.

„Es ist gut so,“ murmelte Maria. „Es ist ganz gut so. Tretet mich nur, verstoßt mich — desto mehr Grund habe ich, Euch zu hassen — und Ihr sollt fühlen, was es heißt: den Haß einer Frau auf sich laden, die stark ist durch ihre unglückliche Liebe. Ihr drängt mich auf den gefahrvollen Weg, auf die Kampfbahn — ich werde sie ohne zu schrecken wandeln.“

Der Diener war mit der Kutsche herbeigekommen. Die Marquise sagte dem Führer leise einige Worte und stieg, nachdem sie noch einen drohenden Blick auf die Fenster des Hôtels geworfen hatte, in den schwerfälligen Wagen. Nach halbstündiger Fahrt hielt derselbe vor einem eleganten Gebäude.

Maria von Brinvilliers eilte, den Wagen verlassend, zur Thüre und zog die Glocke.

„Ist der General-Controlleur zu sprechen?“ rief sie dem öffnenden Diener entgegen.

„Herr von Penautier sind mit Freunden bei dem Souper.“

„Rufen Sie ihn sogleich. Ich muß ihn sprechen: die Marquise von Brinvilliers.“

Nach kurzer Zeit erschien der Diener mit der Bitte, die Marquise möge ihm folgen. In einer Art von Comptoir fand sie Penautier, der, eine Serviette in der Hand, die Marquise sehr artig begrüßte.

„Keine Complimente, Herr von Penautier,“ sagte Maria. „Die Zeit drängt, lesen Sie.“

Sie reichte Penautier ein Schreiben. Es kam aus der Bastille von Saint-Croix. Es war ein Weheruf über die lange Kerkerhaft, eine Bitte um Hülfe.

„Sage Herrn von Penautier,“ hieß es in diesem Schreiben, „daß ich Vieles ersonnen, erlernt habe. Ich bin mit dem berühmten Exili in einem Zimmer zusammen. Ich kenne Mittel, die dem General-Controlleur zu großen Siegen verhelfen werden, aber ich muß doch hinaus — in die Freiheit kommen können. Penautier hat tausendfache Verbindungen, es wird ihm gelingen, mich zu befreien, wenn Dir die Wege versperrt sein sollten.“

Als Penautier das Schreiben gelesen, ward er nachdenkend.

„Haben Sie eine Ahnung Frau Marquise, welches die Mittel sein könnten, die der Lieutenant mir verspricht?“

„Allerdings, Herr von Penautier,“ entgegnete Maria, ihre glühenden Blicke auf den General-Controlleur heftend. „Denken Sie an die Bekanntschaft, welche Gaudin in der Bastille machte: Exili —“

„Wie kämen meine Unternehmungen und der Giftmischer zusammen?“ fragte Penautier lauernd.

„Das ist Ihre Sache. Ich weiß nur, daß Gaudin mir den Namen eines Mannes nannte, der Ihnen und

Ihren gewaltigen Spekulationen im Wege steht: Saint-Laurent."

Der General-Controlleur fuhr erschreckt zusammen.

„Um Gotteswillen, sprechen Sie leise," flüsterte er.

„Sehen Sie wohl? dieser Name macht Sie erbeben. Weshalb? weil Sie gegen den Sieur von Saint-Laurent etwas im Schilde führen."

„Wahrhaftig nicht."

„Oh — gewiß. Sie sind nur noch nicht einig, wie Sie zu ihrem Ziele gelangen können — daß Sie es möchten — ich weiß es."

„Aber wie soll Gaudin von Saint-Croix — —"

„Stellen Sie sich vor, der Lieutenant hätte durch Exili gewisse Kräfte der Natur kennen gelernt, die den Gegner eines Menschen hinwegblasen aus der Zahl der Lebenden — hinweg, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, wie durch Schlag oder Entkräftung. Dieser benutzte die Mittel zur Ausübung einer Rache, Jener, um sich selbst zu morden, ein Dritter, um gewaltigen Gewinn an blitzendem Golde zu erringen, ein Vierter, um in den Besitz eines Mädchens zu gelangen — und der allmächtige Mann, in dessen Hände die finstern Mächte jene Gewalt über Leben und Tod niederlegten, ist Gaudin von Saint-Croix, der die Geheimnisse Exili's erbte — Gaudin, Ihr Freund, Herr von Penautier, der nur die eisernen Pforten der Bastille hinter sich zu haben braucht, um für Sie handeln zu können, wie Ihr Interesse es verlangt. Denken Sie sich, welche Macht Sie besitzen, wenn der dankbare, befreite Saint-Croix Ihr williges Werkzeug geworden ist."

Die gefährliche Frau sprach den Plan zu grauenvollen Thaten mit eisiger Ruhe aus. Ihre Stimme klang so überzeugend, sie stellte das Ganze so geschäftsmäßig dar, daß den General-Controlleur jede Anwandelung von Grausen,

welche sich seiner Anfangs bemächtigt hatte, verließ. Vor seinen Blicken tanzten die Goldstücke der Geistlichkeit zu Rheims ihren blitzenden Reigen, er sah sich vor den Cassetten stehen und in schweren Geldrollen wühlen.

„Nun denn," sagte er wohlwollend. „Nicht um des zeitlichen Gewinnstes willen — um meinen Freund Gaudin zu retten, werde ich die Hülfe meiner Gönner für ihn in Anspruch nehmen. Wenn Sie ihm Nachricht geben, Frau Marquise, verkünden Sie ihm: Er solle auf mich zählen, und kehren Sie, gnädige Frau, ruhig in Ihr Hôtel zurück."

„Das geht nicht mehr an," lachte Maria bitter. „Meine Zimmer sind mit den Siegeln des Châtelet geschlossen."

„Ah — Sie scherzen," fuhr Penautier auf.

„Nein. Ich bin obdachlos."

„Irre ich nicht, so hörte ich, der Herr Marquis von Brinvilliers seien zurück aus Deutschland?"

„Er ist zurück. Er hat eben die Wucherer und Gläubiger auf mich gehetzt. Ich bin eine Geächtete."

„Eh — das ist stark."

„Herr von Penautier," sagte Maria, „ich komme, um Sie zu bitten, mir, der Marquise von Brinvilliers, der Verstoßenen, Geld zu leihen."

Penautier machte ein verlegenes Gesicht; er stotterte einige Ah's — Eh's und Ach's hervor.

„Nun denn," fuhr Maria fort, „Sie thun das ungern — ja freilich, die Geächtete, vor welcher sich alle Thüren verschließen — —"

„Oh, nicht doch, Gnädige."

„Oh, ja doch — sage ich. Alle großen Kreise, die Herrschaften, die sich nach mir drängten, schließen mir die Thüren; sie treiben es Alle ärger — aber nicht so mit dem Herzen, wie ich — das ist mein Verbrechen. — Sie werden

mich noch suchen. — Also dieser Geächteten wollen Sie nicht gern Geld leihen — nun so schenken Sie mir —" die Stimme der Marquise zitterte hier vor Wuth und Schaam — „schenken Sie mir eine kleine Summe, ein Almosen, wie Sie es heruntergekommenen Adligen oft genug in den Schooß werfen. Ich verlange nicht viel."

Sie holte röchelnd Athem.

„Frau Marquise," rief Penautier, dem diese Scene denn doch zu peinlich wurde. „Sie schmettern mich nieder. Hier ist meine Börse. Alles was darin ist, steht Ihnen zu Diensten — wollen Sie mehr — ich bin bereit."

Herr von Penautier hatte wohl eingesehen, daß es sich nicht um Tausende handle, und daß er mit verhältnißmäßig kleiner Summe davon kommen werde. Er zog eine goldgefüllte Börse hervor.

„Nehmen Sie, Frau Marquise."

Maria ergriff mit zitternder Hand die Börse, ließ die Goldstücke auf den Tisch gleiten, und zählte fünf davon ab.

„Diese fünf Pistolen nehme ich als Almosen von Ihnen — bis ich sie wieder erstatten kann. Ich brauche nicht mehr zu dem, was ich ausführen will."

„Ihre Stimme klingt dumpf, unheimlich, Frau Marquise," sagte Penautier, „Was wollen Sie ausführen? Sie werden doch nicht — —"

„Fürchten Sie Nichts," entgegnete Maria, seltsam lächelnd. „Ich brauche das Geld nur, um mir Pferde und eine Kalesche zu miethen. Heute Nacht noch reise ich zu meinem Vater nach Offemont. Aber ich mußte es von Ihnen erbitten, denn ich habe mit meinem letzten Sous den Miethswagen bezahlt, der mich zu Ihnen brachte."

Penautier schüttelte den Kopf.

„Leben Sie wohl, Herr General-Controlleur. Sie erhalten bald Nachricht von mir. Denken Sie an Gaudin."

Sie verließ das Zimmer, und befand sich bald wieder auf der Straße. Die Rue des Postes war nicht weit von dem Hôtel Penautiers. Die Marquise trat in das zu jeder Zeit offne Bureau, welches seit Ludwig XI. die Beförderung Reisender vermittelte.

„Kann ich in sehr kurzer Zeit Pferde und Wagen nach Offemont erhalten?" sagte sie durch den Schieber, hinter dem ein Beamter der Anstalt, halb schlafend, sichtbar war.

„In einer halben Stunde — Madame. Offemont? ja. —" Er sah auf eine Tabelle, die ihm gegenüber an die Wand genagelt war. „Ja — Offemont — hier. Es sind neunzehn Lieues — ja. Sie müssen in Senlis und Compiegne Pferde wechseln — das macht sechsundfünzig Livres oder drei Pistolen."

Die Marquise zahlte.

Nach Mitternacht fuhr die Kalesche, welche Maria von Brinvilliers nach Offemont trug, aus dem Thore St. Denis.

Herr von Penautier war nach dem Gespräche mit der Marquise wieder in sein Gesellschaftszimmer zurückgekehrt. Er konnte aber nicht mehr so recht heiter erscheinen. Die Gäste merkten ihm eine Verstimmung an und empfahlen sich nach und nach. Herr von Penautier blieb allein. Er sann nun über die Unterredung, die er mit Maria gehabt hatte. Das Gespräch, welches Amarel, Brancas und die andern Gäste einst an seinem Tische geführt, rief er sich in das Gedächtniß zurück. Er gedachte der wunderbaren Gerüchte, welche über Exili umherliefen und daß der Gefürchtete nun ein Genosse Saint-Croix's geworden, der sicherlich gewisse Künste dem Italiener abgelernt hatte, Künste, die Herrn von Penautier nützlich werden konnten, denn darauf deutete die Stelle in dem Briefe Saint-Croix's

hin. Herr von Penautier warf sich in die Kissen seines Bettes, er konnte aber nicht recht schlafen, sondern dachte vielmehr an allerlei Dinge, auch an die Mittel, wie? und durch wen Saint-Croix am schnellsten aus der Bastille zu befreien sei? Endlich schien Herr von Penautier die richtige Person gefunden zu haben, denn er schlummerte ein.

Der Freund Penautier's.

Am nächsten Morgen stand Herr von Penautier schon sehr zeitig auf. Er ging, von zwei Dienern begleitet, in die Tuilerien. Durch die Masse der Wartenden, durch ein Heer von Läufern, Pagen und Dienern drängte er sich bis zu der Thüre, vor welcher eine ihm wohlbekannte Persönlichkeit die Geschäfte zu erledigen schien. Diese Person war der Kammerdiener des Grafen Lauzun. Graf Lauzun besorgte die Verhandlungen, während der König in Versailles war. Noch nie hatte in der Nähe Ludwig's ein zweiter Mann die Stellung eingenommen, welche Graf Lauzun inne hatte. Der König ließ sich nie beherrschen — als durch ein Mitglied des schönen Geschlechtes und auch diese Gewalt brach sich an dem Felsen seines Stolzes, aber Graf Lauzun war der Allmächtige bei dem Allmächtigen.

Wir kennen ihn schon seit lange als einen Günstling — dennoch wuchsen seine Macht, sein Einfluß mit jedem Tage beträchtlicher. Der Graf regierte den Hof durch den König, dem er unentbehrlich ward. Die kühnsten Pläne reiften in dem Gehirne des Grafen; er hatte sich

vorgenommen, vor keinem Hindernisse zurückzuschrecken, kein Ansehen schonte er, jede Gelegenheit seine Macht zu zeigen, ergriff er begierig. Alle Minister und Räthe warfen den glühendsten Haß auf den kecken Freund des Königs. Die Familie Ludwig's suchte den Monarchen bei jeder Veranlassung auf die Gewalt hinzuweisen, mit welcher Lauzun in die Maßregeln und Verfügungen des Königs eingriff. Wie feindlich auch Louvois und Colbert sich gegenüberstanden, in einem Punkte waren sie Freunde, Genossen: in ihrem Hasse gegen Lauzun. Dies Alles aber fruchtete nicht. Der Graf blieb unerschüttert in seiner gewaltigen Stellung und schritt, rings von drohenden Gefahren umgeben, auf dem Wege fort, den er eingeschlagen hatte. Seine bedeutenden Einkünfte hatte er weislich zu vermehren gewußt. Die Ankäufe von Grundbesitz brachten ihn mit Herrn von Penautier in Berührung und der mächtige Günstling mußte für einen Mann von Penautier's Charakter und Beschäftigung fast einer Beute gleichen. Penautier hatte sehr richtig speculirt, als er die Macht Lauzun's nicht zu gering anschlug. Schon in den ersten Zeiten des beginnenden Einflusses, als noch Niemand die Größe des Grafen ahnte, hatte Penautier mit richtigem Blicke die Zukunft Lauzun's vorausgesehen; er war fest überzeugt, daß der kleine, schmächtige Peguilhen seinen Weg dereinst machen werde, er hatte ihn mit Geld unterstützt, hatte ihm seine Rathschläge angedeihen lassen, gewisse Kreise erschlossen, die Penautier allein zu öffnen verstand. Als Peguilhen „Graf Lauzun" geworden, vergaß er dem General-Controlleur seine ehemalige Fürsorge nicht. Das war freilich ein schöner Charakterzug, denn die Erkenntlichkeit blieb zu allen Zeiten eine seltene Tugend, indessen Lauzun übte dieselbe und da Penautier's Ansehen, seine Ver-

bindungen ebenfalls gewachsen waren, so standen sich Beide nicht schlecht.

Herr von Penautier ging natürlich stets als einer der Angesehensten bei dem Grafen aus und ein. So auch an jenem Morgen, wo Lauzun, gleich einem zweiten Könige von Frankreich, seine Audienzen ertheilte. Der General-Controlleur gab dem Kammerdiener nur einen Wink — dies war genügend, um vor einer großen Anzahl von Marquis', Grafen und kleinen Herzögen, die sich Alle schon viel früher eingefunden hatten, in das Kabinet des Günstlings geführt zu werden. Graf Lauzun saß in einem Fauteuil und hatte wie der erste Minister des Staates eine Menge Briefschaften um sich herumliegen, welche er sorgfältig zu lesen schien. Als er an der Thüre den General-Controlleur gewahrte, gab er seinem Sekretair ein Zeichen sich zu entfernen, was der Beamte denn auch sogleich that — Beweis genug, daß Jedermann die Person des Herrn von Penautier als höchst wichtig anerkannte. Penautier blieb ruhig an der Thüre stehen.

„Ah — besten guten Morgen, mein werther Vertreter der Geistlichkeit," rief Lauzun seine Hand ausstreckend, ohne sich von dem Sessel zu erheben, oder die Papiere zu verschieben, welche ihn gleich einer Lage Schnee bedeckten.

„Mein theuerster Herr Graf — Ihr Diener," sagte Penautier die Hand Lauzun's ergreifend.

„Sie bringen: was?" fragte der Günstling.

„Zunächst eine gute Nachricht," sagte Penautier freundlich und ohne Umstände einen Sessel ergreifend, auf den er sich niederließ. „Der Ankauf, den Sie bei Courtenay beabsichtigten, wird sich thun lassen. Ich bin bis auf eine Kleinigkeit mit dem Eigenthümer im Reinen."

„Wahrhaftig Penautier? o — das ist charmant. Es soll ein gutes Geschäft sein."

„Das ist es. Die Leute verlangen nur eine starke Baarzahlung, dies wäre zu überlegen, aber die Kasse des Herrn Grafen ist gefüllt genug, um diesem Wunsche der Verkäufer nachzukommen."

Penautier blinzelte verstohlen mit den Augen den Grafen an.

„Fatal," sagte Lauzun seine Stirn runzelnd. „Ich bin nicht bei Kasse. Wie viel verlangen die Leute denn?"

„Dreimalhunderttausend Francs."

„Puh —" machte Lauzun, seine Backen aufblasend. „Das ist ein anständiges Sümmchen. Nein — das kann ich nicht. Ich muß den Kauf aufgeben, denn ich besitze keine hunderttausend Francs baar."

„Aber mein Himmel, ich kenne doch die Kasse des Herrn Grafen. Noch vor wenig Wochen war sie glänzend gefüllt."

„Sie ist es nicht mehr, Penautier," sagte Lauzun sich zu dem General-Controlleur beugend. „Ich brauchte viel Geld, denn ich habe einen Plan vor; bei dem Könige muß ich Etwas durchsetzen, dessen Gelingen ein wichtiger, für mich entscheidender Moment sein wird."

„Sie brauchen Geld um Etwas bei dem Könige durchzusetzen?"

„Gewiß. Es ist das erste Mal, daß ich auf Hindernisse stoße. Oh — ich weiß, daß die Herren Colbert, Louvois, auch Einige von dort Oben her dahinter stecken, aber sie mögen sich hüten. Hören Sie denn. Der Krieg mit Flandern rückt näher, ich kann, ich darf nicht zurück bleiben. Meine Stellung hier bei Hofe — so mächtig sie ist, wird eine für mich unerträgliche."

„Sie scherzen Herr Graf," sagte Penautier erstaunt.

„Nein. Ich — ich selbst bin nicht davon befriedigt. Ich muß etwas Großes, Weltbedeutendes thun. Dieses ewige

Leben und Handeln mit Höflingen, Bittstellern und Maitressen — es ist unerträglich. Außerdem hege ich einen großen — kühnen Plan für die Zukunft; um diesen zu vollführen, bedarf es einer Vorarbeit, ich muß, damit dieser Plan einst gelinge, eine große, bedeutende Stellung einnehmen und so habe ich denn beschlossen, die Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie für mich zu erobern."

Penautier fuhr empor. Er war freilich nicht bewandert in Sachen des Krieges und der Armee, aber er hatte genug Bekanntschaften unter den hohen Offizieren, um zu wissen, daß die genannte Stelle eine der höchsten im Königreiche war. Sie stand allerdings offen, denn der Herzog von Mazarin hatte sich zurückgezogen von diesem wichtigen Posten; aus dem Kommandeur der Artillerie war ein Betbruder geworden. Penautier sagte sich selbst, daß die Männer vom Degen einem Höflinge, wie es Lauzun war, den Besitz des Patentes auf jede, nur erdenkliche Weise streitig machen würden.

„Sie können sich denken," fuhr Lauzun fort, „daß ich die größten Anstrengungen machen mußte, um den Schreiern das Maul zu stopfen. Ich habe mir Stimmen gekauft, und die Geheimhaltung der Sache bezahlt. Dafür sind ein Paarmal Hunderttausend Francs sehr schnell verausgabt."

„Allerdings Herr Graf. Aber sollte Se. Majestät nicht — — "

„O nein. Ich darf mich dem Könige nicht zu sehr in die Hand geben, ich bin dann abhängig von ihm. Sie wissen, das Geld entscheidet, wenn also die Verkäufer auf der Zahlung einer so großen Summe bestehen — lassen Sie die Sache fallen. Freilich, ich hätte das Gut gern gekauft, es liegt so unmittelbar neben dem Grundbesitze der Condé's — ich wäre gern der Nachbar dieser Prinzen geworden."

„Hm,“ sagte Penautier; „ich wüßte wohl Rath.“

„Nun?“

„Ich wäre im Stande, die Summe zu beschaffen, wenn Sie, Herr Graf, sich meiner Börse bedienen wollten.“

„Ei — warum nicht, Penautier? Sie haben mich schon so oft verpflichtet, daß ich an Ihre Freundschaft gewöhnt bin, außerdem ist Ihnen das Geld sicher. Ich verschreibe das Gut, bis ich im Stande bin, die Zahlung zu leisten. Setzen Sie eine Frist.“

„Das hieße, theuerster Herr Graf, Ihnen eine Unsicherheit zutrauen; wenn man Verschreibungen nimmt, so muß man seines Entleihers nicht gewiß sein. Könnte mir dies jemals in den Sinn kommen? Sie geben mir um Leben und Tod einen Schein — Basta.“

„Sie verpflichten mich ungeheuer, Penautier.“

„Sachte. Ich habe eine Bedingung dabei zu machen. Sie werden mir für meine kleine, geringe Gefälligkeit einen großen Dienst leisten.“

„Sprechen Sie.“

„Ich bin nicht so uneigennützig als Sie glauben, Herr Graf.“

„Nun? ich bin neugierig.“

„Herr Graf, ich bitte Sie, mir als Gegendienst die Freiheit eines Menschen zu erwirken, der seit längerer Zeit als ein Opfer der Familienkabale, zwischen Kerkermauern schmachtet.“

„Das ist ein sonderbarer Handel, Penautier,“ lachte Lauzun; „aber er ist edel und ich gehe ihn ein, wenn ich vermag das Geschäft abzuschließen. Wen soll ich frei machen?“

„Es ist Niemand Geringeres, als der Chevalier von Saint-Croix, für den ich Ihre Hülfe in Anspruch nehmen will.“

Lauzun lehnte den Kopf in den Fauteuil zurück und holte ein wenig Athem.

„Teufel, das ist einiger Maßen schwierig," sagte er. „Der Lieutenant ist arg verketzert worden. Da steckt vor allen Dingen der Herr Civillieutenant von Aubray mit den Söhnen dahinter. Sie haben sich trefflich vorgesehen und um den König eine Mauer gezogen, die ich nur mühsam durchbrechen kann. Wir wollen es versuchen."

Penautier erhob sich.

„Wann darf ich die Agenten für den Gutskauf in meine Wohnung bestellen?" fragte er.

„Wann es Ihnen beliebt. Ich muß mich einstellen, nicht wahr?"

„Gewiß, Herr Graf. Das Geld ist bereit für Sie, sobald Sie es wünschen, die Kaufscheine werden unterzeichnet."

„Und der Befehl zur Freilassung Gaudin von Saint-Croix's wird nicht lange auf sich warten lassen."

„Wann darf ich darauf hoffen, Herr Graf?"

„Wir haben heute Mittwoch. Am Sonnabend wird Herr von Saint-Croix aus der Bastille entlassen sein."

„Am Sonntage darauf, Herr Graf, liegen die Summen, deren Sie bedürfen, auf dem Tische meines Arbeitszimmers."

Als Herr von Penautier die Tuilerien verließ, rieb er sich die Hände. Er hatte ein gutes Doppelgeschäft gemacht. Der Graf war ihm sicher. Er gewann wohl fünfzigtausend Francs bei dem Ankaufe und hatte Gaudin erlöst. Gaudin — der ihm für die Befreiung doppelt ergeben sein mußte. Wenn der Lieutenant wirklich die Mittel besaß, welche Penautier erhoffte, dann war der Sieg dem General-Controlleur gewiß.

Graf Lauzun beendete das Geschäft des Empfanges und pfiff sodann seinem Kammerdiener. Er ließ sich umkleiden. Während er Toilette machte, fuhr ein eleganter

Jagdwagen vor das Hauptthor der Tuilerien. Der Graf ging, nach beendetem Umzuge, von zwei Pagen begleitet die Treppen hinab, stieg in seinen Wagen und befahl, den Weg nach Versailles einzuschlagen.

Versailles war zu jener Zeit ein herrlicher Schmetterling, der aus einer häßlichen Puppe hervorzukriechen begann. Die Sandberge, welche mit dünnem Holze bestanden waren, hatten bereits den schönen Anpflanzungen Platz gemacht. Das alte Jagdschloß Ludwig's XIII. ward von prächtigen Gebäuden umzogen und durch die einst wüste, nur von Wald bedeckte Ebene vor dem Schlosse rannen Bäche, sprudelten Cascaden, die ihr Wasser, aus weiter Ferne hergeleitet, in marmorne, künstlich geformte Bassins ergossen. Bei der Thronbesteigung Ludwig's XIV. war das Schloß ein stiller, öder Aufenthalt, zu welchem nur die melancholischen Töne der Jagdhörner drangen; im Jahre 1666 brachten schon die Dichter ihre Huldigungen dem majestätischen Baue dar. Molière hatte bereits zwei Jahre vorher seine „Prinzessin von Elis" zur Aufführung in den Räumen des neuen Schlosses geschrieben.

Nahm der König nun auch nicht für immer seinen Sitz in Versailles, denn es fehlte noch zu viel, um dem Halbgott seinen Tempel angenehm zu machen, so benutzte er doch jede, ihm von großen Staatsgeschäften bleibende Zeit, seine neugeschaffene, kleine Welt zu durchstreifen, oder sich in Mitten derselben niederzulassen.

Wo der König um jene Zeit einzog, da zogen die Freude, die Pracht, das Vergnügen, die Grazie und die Sinnlichkeit in reizendster Form mit ihm. Bald hatte man in Versailles die Ordnung bestimmt, in welcher Feste auf Feste einander folgen mußten. Dichter schrieben ihre Verse, Maler tauchten ihre Pinsel in die Farbe und warfen die entzückenden Gestalten auf die Leinwand, die berühmtesten Musiker com=

ponirten die Tänze, welche bei jenen Festlichkeiten durch die besten Virtuosen gespielt wurden und zu den Klängen der herrlichsten Instrumente bewegte sich eine prachtvoll geschmückte, phantastisch gekleidete Menge — Alle diese Tänzer zeichneten sich durch Rang und Namen aus, die Schäfer und Schäferinnen der Ballette zu Versailles hatten Stammbäume, welche in den Zeiten Karl's des Großen wurzelten.

Graf Lauzun fuhr einem solchen Zauberfeste entgegen. Der König war frei — ganz frei. Im Januar des Jahres 1666 war seine Mutter Anna von Oesterreich endlich ihren furchtbaren Leiden erlegen. Ludwig athmete leichter, denn die Königin Mutter war ein Hinderniß für die Hoffreuden gewesen; so oft man eine Festlichkeit veranstaltete, trat der dunkle Schatten Anna's zwischen die Lebensfrohen. Jedermann wußte und sagte es sich, daß während hier getanzt und geschmaust wurde, während hier die Klänge der Musik ertönten und die Kerzen ihren Schimmer durch die Säle ergossen, drüben, auf dem anderen Flügel des Schlosses, die Seufzer einer Gequälten gehört wurden, daß hinter jenen Fenstern ein trübes Licht aus dem Krankenzimmer hervorschimmere.

Als daher die Nachricht von dem Absterben der Königin eintraf, ward es Jedem leichter um's Herz. Nur wenige Monate hüllte sich der Hof in die Farbe der Trauer — dann begann er desto lustiger, üppiger und ungezwungener zu leben. Ein Hinderniß für alle heiteren Leute war aus dem Wege gerückt — eine Sittenrichterin verschwunden.

Jetzt schmückten sich die Damen leichteren Herzens zu dem Feste in Versailles, welches der König veranstaltete. Zahlreiche Karossen bedeckten die Wege von Paris dahin, sie trugen die Gäste, die Darsteller der Pantomimen — fürstliche Schauspieler zu den prachtvollen Räumen. Graf

Lauzun fuhr zwischen eleganten Wagen, rechts und links theilte er Grüße aus — Alles lachte, rief sich Scherze und Späße zu, aus den Fenstern der Karossen schwenkte man Hüte, Tücher und Sträuße, die Läufer und Pagen in ihren bunten Kleidern, elegante Cavaliere hoch zu Roß, die herrlichsten Thiere tummelnd, Trupps von prachtvoll geschmückten Gardesoldaten, dazwischen die Küchenwagen, Transporte von köstlichen Weinen, unter all' diesem Gewimmel hochaufgethürmt — die wunderlichen Apparate, Requisiten und Dekorationen, zu den Balletten bestimmt; Wolkenwagen, Donnerkeile und Schäferstäbe — dies Alles bedeckte die Straße nach Versailles, in dichten Gruppen ein lebendiges Treiben, ein heiteres Bild zeigend, welches die Sonne mit ihren Strahlen herrlich beleuchtete. —

Der König empfing seine Gäste mit herzgewinnender Freundlichkeit, jeder Zwang wurde verbannt und die Angekommenen vertheilten sich in die bereitgehaltenen Räume. Die großen Corps de Logis füllten sich. Ueberall an den Fenstern gewahrte man Gestalten, welche es sich wohnlich zu machen suchten. Auf den Höfen stampften Pferde; Stallknechte, Diener liefen durcheinander, Geschrei und Rufen überall. Wagen wurden abgeladen, Geschirre, Speise, leckere Fische, Geflügel schleppte man in die Küchen, vor deren Eingängen die Köche in ihrer weißen Uniform bereit standen, die nöthigen Gegenstände für die Tafel in Empfang zu nehmen.

Waren die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten schon glänzend, so übertrafen die prachtvollen Ausführungen Alles um das Zehnfache. Als der Abend sich niedersenkte, begann das glänzende Fest. Der König ließ einen Tanz der Musen aufführen. Die Räume, welche heutzutage: „die Kabinets" genannt werden, waren es, wo diese fürstlichen Tänze stattfanden. Eine große Menge von Geladeneu wogte durch-

einander, begierig des Zeichens harrend, auf welches hin der Zug und Tanz beginnen sollte. Endlich ging dieser Wunsch in Erfüllung. Aus der großen Gallerie bewegten sich die geschmückten Paare hervor. Ein Prolog theilte den Anwesenden mit, daß der König die Künste und Wissenschaften unter seinen Schutz genommen habe und daß die Musen nach Versailles berufen worden seien, in den festlich geschmückten Räumen ihren Rundtanz zu halten mit all' ihrem heiteren Gefolge. Urania mit den sieben Planeten erschien. Ihr folgte Melpomene. Ein kleines Ballet: Pyramus und Thisbe ergötzte die Zuschauer. Die dritte der neun Schwestern war Thalia, unter deren Schutz ein von Molière verfaßtes Stück: „Molicerte“ gespielt wurde. Die Schauspieler hatten die Ehre, in den Räumen von Versailles, unter den hohen Gästen, im Angesichte des Königs ihre Kunst zeigen zu dürfen. Die vierte Muse: „Euterpe“ bot durch ihr Gefolge den interessantesten Anblick für die Zuschauer dar. Dieses Gefolge bestand aus einer Schaar von Hirten und Hirtinnen. Unter denselben erblickte man zwei Persönlichkeiten, welche der Gegenstand tausendfacher Erwartungen, Hoffnungen und Pläne waren. Die eine jener Personen glich einem sinkenden Sterne, einer welkenden Blume, die Andere war das aufsteigende Gestirn. Von der Ersten wandte man sich bereits halb hinweg und der Zweiten suchte alle Welt zu nahen.

Es waren Louise de La Vallière und Athénais von Montespan. Die arme Louise fühlte, wie ihre Gewalt über den König, jene stille, heimliche Gewalt der Liebe, täglich mehr schwand. Sie sah ein, daß ihre Auszeichnung nur eine Förmlichkeit war. Sie sprach mit bebender Stimme einige Verse von Liebe, Glück und Wonne, während die Montespan ihre kleine Ode auf die „Sprödigkeit“ mit sicherem Tone recitirte. Jedermann verfolgte diese zwei

Erscheinungen gespannten Blickes, als sie schon unter der Menge sich zu verlieren begannen und nun Clio erschien mit den Kriegern Alexanders und Porus. Dann traten fünf Dichter mit Calliope auf, dann erschien Lully der berühmte Componist als Orpheus; Erato und Polyhymnia von Liebenden und Philosophen begleitet durchwandelten die Säle, bis Terpsichore, von Bachanten, Faunen und Sylvanen umtanzt, herbeieilte, worauf sich Alles zu einem großen, graziösen Tanze vereinigte. Die La Vallière, die Montespan und das schöne Fräulein de la Mothe bildeten die Führerinnen jeder einzelnen Quadrille. Endlich schloß die ganze Vorstellung mit einem Streite der Musen und Pieriden, welchen der König entschied, der gewissermaßen die Rolle des Jupiter übernommen hatte. — Man lispelte sich einander in die Ohren: Die La Vallière tanzt nicht. —

Auf den glanzvollen, prächtigen Akt, der Schauspiel und Tanz in sich vereinigte, erfolgte die erste Pause. Man öffnete die hohen, bis an die Saaldecken reichenden Thüren und die Menge strömte in's Freie, in den Garten von Versailles, dessen Alleen schon jetzt in fast unbegreiflicher Weise prangten. Millionen hatten die Natur unterstützt. Schlingpflanzen zogen ihre grünen Ketten von Baum zu Baum, von Statue zu Statue. Der Anblick des Gartens war feenhaft. Rothe, blaue, weiße und grüne Lampen umwanden die Baumstämme, oder schaukelten in den Zweigen; schon waren die künstlichen Wasser in voller Thätigkeit und Tritonen, Delphine oder Wasserpferde trieben blitzende Strahlen empor, welche gleich einem funkelnden Regen plätschernd niederfielen und durch die mannigfache Beleuchtung alle Farben spielten. Zwischen die, gerade und fast architektonisch geschnittenen Hecken hindurch sah man die prachtvollsten Cascaden über Felsen und Terrassen strömen und in diesen beweglichen Spiegeln erschienen die

zitternden Bilder der Marmorfiguren, welche die Ränder der Bassins umstanden.

Aller Verkehr der glänzenden Massen vereinigte sich an dem Bassin des Neptun. Hier hatte man im Freien eine große Anzahl reichbesetzter Büffets errichtet, an denen die Gäste Erfrischungen aller Art genießen konnten. Nicht weit vom Rande des Wasserbeckens, den eine niedrige Marmorfassung bildete, war zwischen den Bäumen ein Zelt aufgeschlagen. Es hing aus den Zweigen hernieder und schlang sich um dieselben von dicken Goldschnüren gehalten, an deren Enden mächtige Quasten schaukelten. Die Zeltdecken waren schwere, purpurfarbige Stoffe, der Eingang wurde von zwei goldnen Pfeilern offen gehalten, auf deren Spitzen die Lilie mit der Krone darüber prangte. Hier verweilte der König mit seinem nächsten Hofstaate. Er trat während der Zeit des Soupers im Freien, verschiedene Male aus dem Zelte und betrachtete die bunten, bewegten Bilder; diese Menge in prachtvollen Toiletten oder Kostümen, die ungewisse Beleuchtung aus Mondlicht und Lampenschein zusammengesetzt, welche zwischen den Bäumen, Hecken und Büschen hervorblinkte, bald als ein zitterndes Lichtphantom auf den Wasserspiegeln erschien, bald als Feuerpfeil aus dem Laubwerke hervorschoß, dann wieder mit seinem Schimmer die durcheinanderwogenden Massen überfluthete — verlieh der wundervollen Nachtscene einen unbeschreiblichen Zauber. Dazu ertönte aus der Ferne, aus den dunkeln Laubgängen eine sanfte, schmelzende Musik und selbst das Jauchzen der fröhlichen Menge störte diese reizenden Eindrücke nicht.

Der König war ergriffen von der Gewalt des Schönen und Großartigen, welches auf dem, von ihm selbst geschaffenen Boden vor sich ging. Er trat einige Schritte zurück in das Innere seines Zeltes, gleichsam als wolle er

auf einige Augenblicke dem Treiben sich entziehen, dessen Art und Weise fast überirdisch erschien durch das Zusammenwirken so vieler Kräfte und Schönheiten. Als Ludwig in sein Zelt zurücktrat, gewahrte er den Grafen Lauzun, der sich nicht in irgend ein Maskengewand gesteckt hatte, sondern in seiner reichen Uniform, als ein Freund des Monarchen die Mummereien verschmähte.

„Nicht wahr, Antoine," rief der König, „es ist ein herrlicher Abend?"

„Ueber alle Beschreibung schön, Sire," sagte Lauzun. „Man bedauert, daß diese Scenen ein Ende nehmen müssen."

„Nein. Es ist ganz weise eingerichtet. Die Kürze, die Schnelligkeit, mit der sie vorüberrauschen, gewährt ihnen gerade den Reiz."

„Sehr richtig, Sire. Glücklich der, dessen guter Stern ihn dahin führt, wo solche Freuden sich uns erschließen. Sieht man nicht, wie schon das Volk, dem Ew. Majestät den Zutritt bis an den Tapis Vert gestattet haben, sich glücklich fühlt, durch den kleinen Antheil an dieser Festlichkeit? Hören Sie das Jauchzen."

Der König lächelte wohlgefällig.

„Ich möchte nur Eins wissen, Antoine," sagte er nach einer Pause, „wie viel Liebesschwüre, wie viel Gelöbnisse, wie viel Küsse heute Nacht in diesen Alleen ausgetauscht werden."

„Das wäre unberechenbar," lachte Lauzun. „Man müßte in der That auf Streifereien ausgehen. Der ganze mächtige Park von dem Parterre d'eau an, bis zur Terrasse hinüber, dann wieder vom Bosquet de la salle du bal bis an den Tapis Vert, die dunkeln Gänge, welche an das Bassin der Latona führen — Alles ist von Spaziergängern und liebenden Pärchen erfüllt. Selbst auf dem

Kanal gewahrte ich verschiedene unserer Herren und Damen in bedeckten Gondeln."

Der König öffnete seine Augen gewaltig. Es war dies ein Zeichen seiner aufsteigenden Begierden. Die Schönheit und Lüsternheit, welche sich über alle die Vorgänge, über das ganze Bild ausbreiteten, reizten den Monarchen. Er sah Alles vor sich, um sich — nur Eins entbehrte er: die Liebe; die mächtige und zugleich reizende Sinnlichkeit trat vor ihm in ihrer glänzendsten Gestalt. Inmitten aller dieser Genüsse, in dieser herrlicher Nacht — einige glückliche Minuten. „Athénais," seufzte der König, schon glühend bei dem Gedanken an Genuß.

Lauzun hörte mit leiblichen und geistigen Ohren. Er trat dem Monarchen näher.

„Darf ich mich Ew. Majestät anschließen," sagte er.

„Ja — laß uns streifen," sagte der König.

„Ich hole einen Capuchon und eine Maske," sagte Lauzun.

„Eile," rief der König.

Lauzun verschwand aus dem Zelte. Er lief hastig durch die Wasserallee auf das Schloß zu und wand sich durch verschiedene Irrgärten bis zum sogenannten „Quinconce du Nord." Hier saßen in bunten Kreisen die Tänzer und Tänzerinnen der Quadrillen um einen niedrigen Marmortisch gelagert; funkelnder Wein perlte in den langen venetianischen Gläsern, Früchte gingen in silberner Schale von Hand zu Hand, und die Lampen warfen hoch aus den Bögen der Laubgänge herab ihr magisches Licht auf diese Gruppen voll Leben, Feuer und Wollust.

Lauzun sah sich im Kreise um. Schnell erblickten seine Augen den Gegenstand, den er eifrig suchte. Er huschte hinter eine Statue der Flora und streckte von hier aus seinen Arm vor, leise die reizende Schulter einer Dame berührend,

welche dicht vor dem Standbilde der Göttin saß. Die Dame wendete das Haupt: es war Athénais von Montespan. Sie erkannte den Grafen. Es ging das Gerücht, Graf Lauzun habe sich in der ersten Zeit lebhaft um die Gunst der Montespan beworben, sei aber zurückgetreten, als er die Neigung des Königs bemerkt habe. Athénais blickte verstohlen den Grafen an, der sich halb hinter dem Piedestal verbarg. Sollte Lauzun's Leidenschaft zurückkehren? Was wollte er? Die übrige Gesellschaft achtete nicht auf diesen Vorgang, sondern scherzte und lachte unbekümmert — nur Eine war trübsinnig.

Athénais bemerkte jedoch, wie Lauzun ihr vernehmliche Zeichen machte. Sie stand auf von dem Moossitze und verließ die Gesellschaft. Lauzun trat einige Schritte zurück.

„Sie winkten mir, Graf?" sagte die reizende Herzogin.

„Ja. Ich bin Ihr Freund. Sie können sich und einen Andern heut glücklich machen."

„Ich mache gern Glückliche," sagte die Montespan naiv.

Lauzun schnitt ein Gesicht. „Der König seufzt nach Ihnen," fuhr er fort. „Wo blieben Sie so lange?"

„Ich wollte kein Aufsehen erregen."

„Ah — bah. Sie sind schon vorsichtig? Sie werden es nicht weiter bringen, als Frau von Monaco. Sie müssen kühn sein."

„Sprechen Sie — was soll ich thun?"

„Der König hat Alles heut — in dieser Nacht: Spiel, Tafel, Musik, zauberhafte Eindrücke — nur — Sie nicht, Athénais."

Frau von Montespan lächelte kokett und triumphirend, ihre Augen suchten durch das Gebüsch zu dringen, sie trafen auf die La Vallière, welche mitten im Kreise der Gesellschaft zürnend und ernst saß.

Lauzun's Blicke folgten den ihrigen. Er zuckte verächtlich die Achseln.

„Vergessen! vorüber!" sagte er fast geringschätzend. „Aber eilen Sie, Athénais. Man darf keine Laune des Königs vorübergehen lassen, ohne sie zu befriedigen, wenn man, wie Sie, das höchste Ziel erreichen will. Die wenigen Gunstbezeigungen, welche Sie dem Monarchen gewährten, sind nichts im Vergleiche zu denen, in diesem zauberhaften Taumel, in dieser feenartigen Nacht gewährten."

Athénais war dem Grafen gefolgt.

„Wollen Sie mich hören?"

„Sprechen Sie," lächelte die Marquise.

„Eilen Sie jetzt zur Orangerie des rechten Flügels, wenn Sie die Treppe hinabsteigen, so werden Sie in den Vorsaal kommen, der heut Abend ganz einsam und verlassen ist. Dort weilen Sie. Hören Sie auf Nichts, bis der König sich Ihnen zeigt."

„Wird nicht eine Gefahr für mich sowohl, als für den König daraus entstehen? Sie wissen, die Neigung des Königs zu mir ist ein Gegenstand heftigen Neides."

„Gefahr, wo des Königs Herz befriedigt sein will?"

„Ich meine irgend eine Indiskretion. Es ist Ihnen bekannt, wie sorgfältig man sich bemüht, jede Zusammenkunft zwischen mir und dem Monarchen zu verhindern, jede Annäherung wird ihm erschwert, denn Graf Lauzun, noch athmet Louise von La Vallière."

„Sie sind Kennerin der Verhältnisse, des Hofes genug, um zu wissen, daß dies nur Förmlichkeit ist."

„Ich zweifle noch daran, denn die La Vallière besitzt ein Pfand für die Aufrichtigkeit der königlichen Neigung."

„Ich weiß, was Sie meinen, aber vielleicht ist gerade dieses Pfand eine Ursache der Trennung; der König hängt nur noch mit einer gewissen matten, redlichen Neigung an

ihr, mit einer Liebe, die Nichts sehnsüchtiger wünscht, als den Gegenstand zu wechseln. Machen Sie heute den König glücklich, heute, wo er es vermag, sich Ihnen ohne Zeugen zu nahen, in dieser Nacht voll von Zauber und unbeschreiblichem Reize."

„Ich gehe und erwarte Sie in der Orangerie," sagte Athénais mit fester Stimme. Sie trennten sich. Lauzun eilte zur Terrasse. Oben zwischen den Vasen und Statuen schritten die Wachen der Garde auf und nieder. Als der Graf bei ihnen anlangte, präsentirten sie die Hellebarden, Lauzun trug die Uniform des Befehlshabers der hundert Edelleute.

Er eilte weiter, nahm aus der Garderobe im Rez de Chaussée zwei Capouchons und zwei Masken und begab sich dann an das Bassin Neptuns. Das Feuerwerk begann soeben. Garben von Raketen stiegen am Kanal in die Luft. Rothe und blaue Flammen züngelten empor, Sterne aus Millionen von Funken zusammengesetzt, drehten sich und warfen prasselnd ihre Feuerströme von sich. Alles drängte zum Kanale, die Alleen und Bosquets wurden öde und blieben verlassen. Der König stand am Eingange des Zeltes, rechts und links neben ihm die Prinzen, Prinzessinnen und Angehörigen des Hofes. Die Pracht der Feuerwerkskörper fesselte alle Welt, staunend und entzückt betrachtete man das glänzende Schauspiel und Niemand bemerkte sogleich, daß Ludwig plötzlich verschwunden war.

„Wohin führst Du mich?" flüsterte der König, der mit der Sammetlarve vor dem Gesicht, in einen schwarzen Capouchon gehüllt, an Lauzun's Seite durch den Park schritt. „Die Alleen sind öde; es giebt Nichts zu belauschen, wir sollten warten, bis das Feuerwerk vorüber ist."

„Wer weiß, Sire, ob Sie nicht eine Ueberraschung finden." — „Welche?" — „Vielleicht eine ganz unerwartete,"

sagte Lauzun plötzlich stehen bleibend. Beide standen in der Nähe der Orangerietreppe.

„Wir sind möglicher Weise nicht weit von dem Gegenstande der Ueberraschung entfernt, aber der Führer bedingt sich einen Lohn aus,“ setzte er keck hinzu.

„Was heißt das?“ fragte Ludwig.

„Wenn Sie eine glückliche Stunde erhaschen, wenn der Gegenstand, den Sie finden, Entzücken, Wonne Ihnen bringt, wollen Sie dann, Sire, mir eine Gnade erweisen?“

„Ich will es, was verlangst Du?“

„Sire, die Freiheit eines Menschen?“

Ludwig trat zurück.

„Ich hoffe doch nicht etwa Fouquet? Antoine — Du könntest um Deinen Kopf spielen.“

„Sire, woran denken Sie. Nein, Derjenige, dessen Freiheit ich erflehe, ist der Lieutenant Gaudin von Saint-Croix, den Familienhaß in die Bastille gebracht hat; geben Sie ihn frei, Sire, an diesem glücklichen Abende.“

Der König schien zufrieden.

„Ah — Du bittest für Andere, nicht für Dich? das ist schön, ist brav. Gut — wenn ich wirklich so etwas Herrliches finde, sollst Du die Freiheit des Lieutenants erhalten.“

„Ich habe Ihr Wort, Sire?“

„Du hast es.“

Sie waren dicht vor den Garden.

„Wer da?“ rief der erste Soldat.

Lauzun nahm die Maske ab und schlug den Mantel auseinander. „Ich bin es, der Kommandant des Schlosses. Höre: ich steige zur Orangerie hinab mit jenem Manne. Wenn wir unten sind, läßt Du Niemanden passiren, ehe wir nicht zurückgekommen sein werden, es ist Befehl.“

Der Soldat neigte sich leicht.

Lauzun und der König stiegen die Treppe hinab, die unter dem Namen „der hundert Stufen“ bekannt ist.

Am Fuße derselben herrschte ein Halbdunkel. Die Thüren des Orangeriegebäudes standen offen und ein mattes Licht drang durch die Zweige der niedrigen Bäume, welche vor dem Eingange aufgestellt waren. Lauzun ging voran. Er schlich zu einem Gebüsche, von wo aus er das Innere des Vorsaales überblicken konnte. Plötzlich winkte er leise dem Könige näher zu treten. Ludwig trat heran und sah, von Lauzun aufmerksam gemacht, zwischen den prächtigen Gewächsen, welche den Saal schmückten, eine reizende Dame im Kostüme der arkadischen Schäferinnen; sie hatte sich nachlässig auf die mit Teppichen bedeckte Marmorbank geworfen, ihr schönes Haupt beugte sie leicht hintenüber und ihr prachtvoller Arm ruhte auf der Lehne des Sitzes. Eine der vielen Ampeln, welche die Orangerie erleuchteten, warf das matte Licht über die einsame Schöne. Ludwig's Phantasie war mächtig erregt. Die Stille und Abgeschiedenheit des Ortes, die Nachtstunde, das ferne Summen der Menschenmassen vermischt mit den Knattern des Feuerwerkes und hier ein schönes, einsames Weib —. Lauzun räusperte leise, die Dame erhob sich schnell:

„Athénais,“ rief der König außer sich. Ohne auf Lauzun zu achten, ohne länger zu zaudern, stürzte er in den Saal und die Maske abreißend, sank er zu den Füßen der Montespan. „Oh — muß ich denn stets im Dunkel der Nacht, vermummt wie ein Verbrecher zu Ihnen schleichen Athénais?“ rief er die Hand der Marquise küssend.

„Sire, wie und wann Sie auch kommen — ich bin glücklich,“ lispelte Athénais.

Lauzun blieb vor der Orangerie; er umkreiste gleich einem Adler die Halle.

„Niemand kann sich nahen,“ murmelte er. „Ich habe richtig gerechnet. Penautier wird mir Wort halten müssen.“

Lauzun irrte sich zum Theile, es nahte doch Jemand, oder es war vielmehr vor ihm und dem Könige schon Jemand in der Nähe der Orangerie angekommen, hatte Frau von Montespan beobachtet, sah Lauzun und den König die Treppe herabsteigen und hielt den Athem an.

Als nämlich die Marquise von Montespan sich von Lauzun trennte, der zum Könige eilen wollte, verließ die La Vallière ebenfalls die Gesellschaft im Quinconce du Nord. Sie hatte mit Blicken der Wehmuth, der Eifersucht und des Schmerzes die verstohlene Unterredung betrachtet. Ihr sagte eine innere Stimme, daß jene heimliche Scene in naher Verbindung mit ihrem Lebensglücke stehe. Lauzun war ihr Gegner und die Montespan dem Könige nicht mehr gleichgültig. Nur die Wachsamkeit der eifersüchtigen Liebe Louisens hinderte Ludwig, der Montespan öffentlich zu nahen, aber von geheimen Annäherungen munkelte alle Welt, die Feinde der La Vallière waren geschäftig. Als daher die Marquise nicht wieder zurückkehrte, erhob sich die La Vallière schnell. Sie eilte durch die Allee, sah wie die Montespan, einsame Gänge aufsuchend, zur Terrasse eilte, die Stufen der Orangerie hinabstieg und nicht wieder erschien. Louisens Herz klopfte gewaltig. Sie ging aus dem Parke in das Schloß, kehrte wieder zurück und huschte über die Terrasse. Sie warf sich nieder zwischen hohen Bäumen, welche in dichten Gruppen die Orangerie umstanden. Trotz der Frühlings-Nacht schauerte sie leise zusammen vor Kälte und Erregung. Sie blickte in den Vorsaal, sie gewahrte die Montespan, welche erst vorsichtig das Terrain recognoscirte, dann sich in höchst verführerischer Stellung auf die Steinbank legte und gespannt nach dem Eingange blickte. Die La Vallière zweifelte nicht länger.

Sie wußte — welch' ein Unglück ihr beschieden war, sie brauchte Nichts mehr zu sehen, vor ihren geistigen Augen stand Alles klar — deutlich — lebendig. Und doch — wenn Lauzun für seine Person das Stelldichein mit Athénais verabredet hätte? — thörichte Hoffnung. Lauzun wagte nicht, dem Könige zu begegnen. — Nein, die La Vallière war eine Unglückliche. Sie wollte entfliehen, wollte nicht mehr lauschen — sie wußte ja Alles, aber die Füße versagten den Dienst. Weshalb blieb sie nicht in der Nähe des Monarchen, sie, die sonst nie von seiner Seite wich? weshalb war sie nicht in dem Purpurzelte am Neptun-Bassin? Oh — sie hatte, bescheiden wie immer, dem Kreise ihrer Freunde eine Stunde lang angehören wollen, während dieser Zeit ward der Plan verabredet. Louise sah empor. Zwei Männer in Masken und Mänteln stiegen die Treppen hinab. Hätte er sich noch dreifach stärker vermummt, wäre die Maske zehnfach dichter gewesen — Louise würde den König dennoch erkannt haben.

Sie sah Lauzun herbeischleichen, auf die Montespan deuten — sie sah den König auf die Kniee sinken vor der schönen, verführerischen Frau; sie litt die Qualen des Todes, sie hoffte hier zu sterben in dem feuchten Winkel, aber dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung, sie mußte sehen — sehen, wie der König die Marquise umschlang, wie er sie an sich zog, wie seine zitternden Hände ihr schönes Haar berührten. — — Louise lehnte ihr Haupt an die eiskalte Steinfassung des Fensters. Die Sinne waren ihr geschwunden, keines ihrer Glieder regte sich mehr.

Zwei Mal schritt Lauzun dicht bei ihr vorüber, er bemerkte sie nicht. —

Endlich erwachte sie aus ihrer Ohnmacht. Verstört und vernichtet blickte sie wieder in den Saal zu dem Sitze

hin, wo der König und die Montespan getändelt hatten — Alles war verschwunden, Niemand zu sehen.

„War es ein Traum?“ flüsterte sie sich emporraffend. „O Gott — wenn es doch so wäre. Aber nein — nein, es ist mir als sähe ich hier in der Dunkelheit seine Fußtapfen im Sande.“

Sie stieg mühsam die Treppe hinauf und gelangte in den Park. Einzelne Personen kamen zurück, das Feuerwerk mußte zu Ende sein. Eben stieg eine neue Garbe sprühender Raketen, sanfter Leuchtkugeln in die Luft, tageshell ward es, dann tiefe Nacht, dann tönten drei Kanonenschüsse, dann schallte aus der Ferne der donnernde Ruf: „Es lebe der König!“ durch die Lüfte.

„Sonderbar,“ sagte Einer der Vorübergehenden zu seinem Weibe und den ihn begleitenden Freunden; „man hat den König eine lange Zeit nicht bemerkt. Er war nicht immer bei dem Feuerwerke.“

Louise zog den Mantel aus Seide, der sie umhüllte, fest zusammen, sie lehnte sich an einen Baumstamm.

„Er ward nicht bemerkt, er blieb lange aus — während jener Zeit war er bei ihr.“

Louise ließ ihre Blicke um sich schweifen, sie war dicht vor dem Bassin der Latona. Laut und schmerzlich stöhnte sie. „Oh —“ röchelte sie leise, „dort — dort ist der Platz — jenes Rondell zwischen den Bäumen ist der Ort, wo er zum ersten Male mir ewig anzugehören versprach, wo er mir eine Krone zu Füßen legen wollte, dort — und wenige Schritte weiter ist die Stelle, wo er mir treulos das Herz gebrochen.“

Sie streckte die Arme nach jener Gegend aus, die sie zuerst schmerzvoll bezeichnet hatte, dann verließen sie die Kräfte, sie taumelte, sie sank — aber sie wurde aufgefangen; als ihre Besinnung zurückkehrte fand sie ihr Haupt an der

Brust einer Dame ruhen. Die Lampen der Illumination begannen schon düsterer zu brennen, auch war die Stelle, wo Beide sich befanden, ziemlich dunkel, dennoch erkannte Louise die schönen, edlen Züge ihrer Helferin.

„Sie sind es Madame Scarron? ich danke Ihnen," flüsterte sie. „Sie sind ein Engel."

„Ich wandelte einsam durch die Allee zurück," antwortete Madame Scarron mit sanfter, melodischer Stimme, „als ich Sie, gnädige Frau, an dem Baume lehnen sah. Ich trat verwundert, Diejenige hier zu finden, welche man drüben in dem glänzenden Kreise überall sucht, vermißt — näher, sah Ihre Bewegungen, Ihr Wanken und nahm Sie in meine Arme."

Die La Vallière weinte.

„Eilen Sie —" rief die Scarron. „Man sucht Sie überall, der Fackelgang durch den Park soll beginnen. Der König fragt nach Ihnen."

„Nach mir? der König?" rief die La Vallière auffahrend. „Sie irren. Nein, Madame, der König liebt mich nicht mehr. Sprechen Sie zu Niemandem davon, Madame Scarron — auch Sie kennen das Unglück. Ich bin auf gefahrvollem Wege gewandelt und an das dunkle Ziel gelangt: der König liebt mich nicht mehr, ich weiß es gewiß und doch trage ich ein Kind von ihm unter meinem armen, zerrissenen Herzen."

Offemont.

Es war schon dunkel, als ein Postwagen von Compiègne her durch den Waldweg des Forstes von Aigue fuhr. Der Postillon trieb die Pferde tüchtig an, denn schon rieselte

ein feiner Regen hernieder und der stärkere drohte nicht lange auf sich warten zu lassen. Der Forst von Aigue war zu jener Zeit einer der größten und üppigsten des nördlichen Frankreichs. In seinen Marken lagen verschiedene Dorfschaften auf kleinen Lichtungen. Zuweilen gewahrte man über den Baumgipfeln die Spitze eines Kirchthurmes, oder aufsteigender Rauch verrieth die Wohnungen der Menschen. Im Ganzen war es überall sehr still, sehr einsam; aber ganz geeignet für Erholung nach bewegtem Leben war diese Waldgegend, in welche selten Besucher großer Städte kamen. Der letzte Ort von Bedeutung vor dem Eingange in diese schöne Wildniß war Compiègne und von hier aus setzten sich ehemals wohl die Jagdzüge der französischen Herrscher in Bewegung, wenn die Monarchen im Walde der Aigue des Waidwerks pflegen wollten. Das stattliche Schloß zu Compiègne war dann ganz voll von Gästen, aber seit Ludwig's XIII. Tode hatte die Jagdlust bedeutend nachgelassen und nur die königlichen Förster pirschten durch den Wald.

Die Postkutsche hatte die Mitte des Gebietes im Forste von Aigue erreicht, das den Namen „Grund von Clothar" führte, weil der Sage nach König Clothar hier in grauer Vorzeit einst seine Jagdhütte gehabt haben sollte. Die Dunkelheit hatte schon sehr zugenommen, doch gewahrte man in einiger Entfernung Lichter. „Dort liegt Offemont," rief der Postillon in den Wagen hinein. — „Ich weiß es," antwortete eine Stimme aus dem Innern des Fuhrwerkes, „ich bin oft genug dort gewesen." Dies waren die ersten Worte, welche der Passagier, eine sehr schweigsame Dame, den Rosselenker hören ließ, denn seit Compiègne, wo die Pferde gewechselt wurden, hatte sie nicht eine Sylbe dem redseligen Postillon auf alle seine Fragen und Erklärungen

erwiedert. „Wenn das Trinkgeld eben so schlecht ist, wie die Unterhaltung, hol's der Teufel," brummte der Führer und hieb auf die Pferde los, welche bald aus dem Walde auf eine Lichtung trabten, an deren Ende ein kleines elegantes Schloß seine spitzen Dächer und vielfachen Schornsteine in die Lüfte streckte. Eine zierliche Auffahrt war, einen Halbkreis beschreibend, vor dem Gebäude angelegt und den sorgfältig gepflasterten Hof schlossen zwei Gitter, gegen die Landstraße zu, ab.

Die Postkutsche fuhr in das noch offene Gitter, lenkte bis vor die Hauptthüre und ward von den herbeieilendon Dienern geöffnet. Allgemeines Erstaunen malte sich auf den Gesichtern der Bedienten, als die Marquise von Brinvilliers ausstieg. „Willkommen, Frau Marquise," sagte der alte Kastellan, seine Mütze ziehend. Maria grüßte stumm und mürrisch, dann besann sie sich jedoch eines Bessern und reichte dem Alten die Hand. „Ist mein Vater im Hause?" fragte sie.

„Ja, Frau von Brinvilliers. Der Herr Civil-Lieutenant arbeiten in dem kleinen Kabinet. Kaum war der Herr angelangt, als von allen Seiten Gesuche, Klagen und Wünsche einliefen, welche der Herr schlichten soll."

„Laßt die Pferde des Postillons ein wenig verschnaufen," sagte Maria, „gebt ihm ein Nachtessen und sein Trinkgeld. Ich gehe zu meinem Vater."

„Sollen wir das Gepäck der Frau Marquise — —?"

„Ich habe Nichts bei mir."

„Die Kammerjungfer — —?"

„Kommt später."

Maria schlug die Kapuze ihres leichten Mantels zurück, athmete tief, dann drückten ihre Augen Entschlossenheit, festen Willen aus und sie stieg langsam die Treppe hinauf, welche zu den Zimmern ihres Vaters führte.

„Teufel — Teufel, da muß wieder etwas Schlimmes vorgefallen sein,“ flüsterte ein Diener dem andern zu.

„Puh — kein Gepäck, keine Kammerjungfer —“ sagte der Zweite. „Eine Reise so was man sagt: Knall und Fall.“

Unterdessen war Maria durch die Zimmer geschritten. In dem letzten, vor dem Kabinet ihres Vaters gelegenen, blieb sie einen Augenblick stehen. Ihre Schaam kämpfte mit ihrer Noth, aber die letztere siegte und die Marquise pochte leis an die Thür des Kabinets. „Herein,“ rief eine Stimme. Maria öffnete und stand auf der Schwelle. Fast der Thüre gegenüber saß an einem Schreibpulte, hinter Aktenstößen, Büchern und Papieren der Civil-Lieutenant Dreux d'Aubray. Eine Studirlampe mit großem Schirme beleuchtete sein interessantes Gesicht. Er blickte von der Arbeit auf und strengte seine Augen an, um die Person zu erkennen, welche im Dunkel des Zimmers stand. „Wer ist da?“ fragte er. — „Ich bin es, eine Flüchtende,“ sagte Maria. Der Civil-Lieutenant ließ die Feder fallen, erhob sich schnell und ergriff die Lampe; dann kam er eilig hinter seinem Tische hervor, schlug den Schirm des Lichtes zurück und leuchtete der Marquise ins Antlitz. Er hatte die Stimme seiner Tochter erkannt.

„Du bist es also?“ sagte er nach langem Schweigen. „Meine Prophezeiung ist eingetroffen. Bei Nacht, einsam, flüchtig kommst Du zurück zu dem Hause Deines Vaters. Ich habe wahr gesprochen — nur erwartete ich Deinen Gatten eher als Dich.“

„Sprechen Sie von ihm nicht, Vater,“ sagte Maria, die Zähne knirschend. „Er ist es, der mich zwingt, die Unterwürfige sein zu müssen. Ich bin eine Bettlerin. Seit gestern ist unser Hôtel in den Händen des Herrn Marquis von Brinvilliers. Die Gläubiger haben mein Eigenthum gepfändet, versiegelt und der Mann, den Sie

mir einst zum Gatten bestimmten, mein Vater, hat diese Schmach seinem Weibe angethan. Deshalb bin ich gekommen wie der verlorene Sohn; lassen Sie mich ein Obdach finden in Ihrem Schlosse, ich bin demüthig."

Aubray setzte zitternd die Lampe nieder, dann ergriff er die eiskalten Hände der Tochter.

„Ich heiße Dich willkommen, Maria," sagte er. „Ich wußte, daß Du kommen würdest. Rechte nicht mit Brinvilliers, denn Du bist die Schuldige. Jener Mann, der heute zu Deinem, zu unserm Glücke vielleicht — fest verwahrt hinter den Pforten der Bastille sitzt, er zerriß das leichte Band, welches Dich mit dem Marquis noch verknüpfte, würde er — der Freund, der Lebensretter Deines Gatten es gewagt haben, Dir seine sträfliche Neigung zu offenbaren, wenn Du ihn nicht ermuthigt hättest? So erbärmlich Dein Gatte in der Duldung seiner eigenen Schmach sich gezeigt — gerade so schuldig bist Du, die Verführerin, die Abtrünnige."

Maria's Stirnadern schwollen. Sie bewegte die Lippen, sie trat einen Schritt zurück, dann entgegnete sie:

„Ich — ich allein. Hm — Sie leben in sonderbarer Umgebung, mein Vater, denn sonst würden Sie anders urtheilen. Jenen Mann, der hinter den Mauern der Bastille sitzt — eingesperrt durch die Intriguen meiner Familie, jenen Mann, mein Vater, liebe ich. Den Marquis verachte ich — was wollen Sie nun mit Ihrer Tochter beginnen? Ich bin elend, verlassen von Allen, wenn Sie sich meiner nicht annehmen, aber ich gebe den Eingekerkerten Saint-Croix nicht auf; ich will — ich muß ihm vielleicht entsagen — aber ich reiße ihn nicht aus meinem Herzen."

„Thörichtes Kind," rief der Civil-Lieutenant, „Deine Liebe ist ein Verbrechen."

„Sie denken stets, mein Vater, an Ihre alten Codices

und an die vielfachen Prozesse, die Sie bei dem Châtelet in Ehestreitigkeiten geführt. Sie urtheilen immer mit dem Gesetzbuche in der Hand, nicht aber befragen Sie das Herz. Wissen Sie, daß ich vernachlässigt, beleidigt wurde durch die wüste Lebensart meines Gatten? ja — Sie wissen es, dennoch soll ich mich fesseln an ihn. Wissen Sie, daß Brinvilliers seine Maitressen am Arme führend mich höhnisch auf offener Straße grüßte? daß er vor den Pforten Ihres — meines Hauses mit den Besucherinnen schlechter Häuser in die mit unseren Wappen gezierte Kutsche stieg? ja Sie wissen es — dennoch soll ich die Rechte jenes Mannes achten. Wissen Sie, daß der Marquis große Summen verspielt, für Geschenke an seine Dirnen verschleudert? auch das wissen Sie — aber Sie wollen, daß ich ihm liebevoll die Hand reiche, wenn er fast taumelnd von seinen Gelagen in früher Morgenstunde heimkehrt; dies Alles wissen Sie mein Vater, aber ich will Ihnen Etwas sagen, wovon Sie noch keine Kenntniß haben. Ich selbst bin Zeugin einer jener wilden Orgien gewesen, die Herr von Brinvilliers im Hause des Baders feierte, ich sah ihn schwelgen, im wilden Tanze sich drehen, trinken, jubeln in den Armen der Buhlerinnen, und doch habe ich unsern Namen geschont, denn sonst hätte ich müssen hineinspringen zwischen die rasenden Sünder und sie zerfleischen mit diesen Nägeln."

Die Marquise sah fürchterlich aus, als sie so sprach. Ihre Schönheit war grauenvoll, und Aubray bebte zurück.

„Beruhige Dich," rief er.

„Nein," entgegnete Maria heftig. „Nein, ich beruhige mich nicht. Ich bin eine Wölfin — ja meinetwegen. Sie haben mir den Einzigen genommen, den ich liebte — weshalb? weil Ihr lächerlicher Stolz und der Dünkel meiner Herren Brüder sammt deren Advokatenweibern, jener Dünkel,

der an der schwarzen Robe des Châtelet haftet, beleidigt ist durch meine sittliche Aufführung. Ha! ha! ha! als ob nicht die Größten des Reiches genau ebenso thäten wie ich. — Fragen Sie doch Se. Majestät Ludwig XIV., die Herren seines Hofes, den Lauzun, die Guiche's und wie sie Alle heißen, was Sie von meiner Neigung, von meinem Wandel denken?"

„Du irrst, Maria. Fliehen Sie Dich nicht Alle? seit geraumer Zeit meidet Dich die gute Gesellschaft."

„Sehen Sie, mein Vater — so verblendet, so eingebunden in Ihre Rechtsaktenstöße sind Sie und die Brüder Aubray, daß Sie nicht den Grund zu finden vermögen, der die große Gesellschaft zu meinen Gegnern machte. Sie wähnen, mein Verhältniß mit Gaudin sei es? oh — nicht doch. Mein Geldmangel schließt die Thüren der ehemaligen Freunde, meine Noth läßt die Diener mit den Einladungen an mir vorübergehen. Eröffnen Sie mir Geldquellen, lassen Sie Gold in meiner Börse sein, und im Nu werden sie mir Alle zufliegen, meine Neigung haben sie mir längst verziehen."

„Wir einigen uns nicht in diesem Punkte," sagte Aubray, der seine volle, eisige Ruhe wieder erhalten hatte. „Indessen — Du bist mein Kind, bist eine Flüchtige, Obdachlose."

Die Marquise stöhnte, aus ihren Augen rannen kalte, schwere Tropfen. Sie ballte die Fäuste und ihre Lippen waren bleich.

„Ich will zugeben," fuhr Aubray fort, ganz im Tone eines Advokaten sprechend, „daß der Marquis einen großen Theil der Schuld trägt, daß er selbst sein — Dein Schicksal bestimmte, indem er jenen Herrn von Saint-Croix in sein Haus zog, aber die Sache ist doch dieselbe. Du darfst nicht ferner so leben, wie Du es bisher gethan. Ich reiche

Dir die Hand noch ein Mal und mache meine Bedingungen."

Maria horchte gespannt.

„Zuerst hört jede Verbindung zwischen Dir und dem Gefangenen der Bastille auf, auch wenn er einst wieder die Freiheit erhalten sollte. Ad zwei wirst Du hier, in Offemont verweilen, bis ich Dir gestatte nach Paris zurückzukehren. Ad drei wird eine Versöhnung zwischen Dir und dem Marquis bewerkstelligt, damit vor der Welt dem Scandale ein Ende gemacht werde. Was das Geld anbetrifft — ich werde die Schulden zahlen und über das Verfahren der Herren Gläubiger, so wie die Anmaßungen Brinvilliers ein Protocoll aufnehmen lassen — sonst aber, merke Dir das — keinen Heller für Dich, bevor Du nicht auf den Pfad des Guten zurückgekehrt bist. Willst Du unter diesen Bedingungen hier verweilen, dann sage ich noch ein Mal: Sei willkommen, meine Tochter."

Der Civillieutenant meinte es wohl ganz anders, als sein Mund es sprach, aber der Ton war so herzlos, so wenig die Stimme eines verzeihenden Vaters, die Ausdrücke schienen so ganz der Advokatenpraxis entlehnt, daß seine Rede ihren Eindruck auf die Marquise vollständig verfehlte. Hätte er sie in die Arme geschlossen, die Zernichtete emporgehoben — vielleicht wäre der Dämon, welcher die Gedanken Maria's so schwarz, so feindlich machte — entwichen.

Als die Marquise sich erniedrigt sah, als sie sich, die einst von Allen beneidet, für eine der Schönsten, Reizendsten galt, einer Büßerin gleichgestellt erblickte, als ihr die kurze, strenge Bedingung dictirt wurde, den Geliebten aufzugeben und in die Nähe Brinvilliers zurückzukehren, da bäumte sich ihr Stolz mächtig empor, sie wollte laut, mit schrecklicher Stimme rufen: „Nein — nein, ich beuge mich nicht," aber dieser Ruf kam nicht auf ihre Lippen. Die Wuth,

der Haß blieben in ihrem Herzen, und die Heuchelei begann ihr gefährliches Spiel.

„Gaudin wird frei sein — er wird kommen — er wird helfen,“ murmelte sie. „Ducke Dich unter, empörtes Herz, die Stunde der Rache wird schlagen.“

Die Marquise weinte, es waren Thränen der Wuth, der Ohnmacht, der Verzweiflung, aber wer ihre schönen, schrecklichen Augen beobachtet hätte, die sich hinter jenem Thränenschleier verbargen, der würde die fürchterliche Entschlossenheit erkannt, den Blick verstandeu haben, der zu sagen schien: „Von dieser Stunde an bin ich im Kampfe mit Allen, die mich und ihn angetastet haben.“

Aubray sah diese Thränen, er nahm sie für die wehmuthsvolle Ergießung eines reuigen, zerknirschten Gemüthes, seine Kälte wich der Empfindung des Vaters, und er that das, was er schon bei dem Empfange der Tochter hätte thun sollen, er schloß sein Kind in die Arme und drückte einen Kuß auf die feuchte Stirn Maria's. — Seine Hände zitterten, er wendete das Antlitz ab, um die Thränen zu verbergen. Aber die Marquise hatte abgeschlossen. — Sie glich einer unbarmherzigen Göttin, die ihre Opfer verlangt und deren Zorn keine Liebe, keine Hingebung versöhnen kann.

Dennoch bezwang sie sich. Sie erwiderte den Druck ihres Vaters, schlang die Arme um ihn, blickte mit ihren schönen Augen den Alten an, mit jenen Augen, die zu entzücken, entflammen, niederzuschmettern vermochten, und sagte mit sanfter, kindlicher Stimme: „Lassen Sie uns wieder einander gut sein, mein Vater.“

„Gewiß — gewiß, Maria. Es sei so, wie Du sagst,“ rief Aubray. „Meine Tochter wieder, ganz wie ehemals, das zärtliche Kind. Du bist willkommen, Maria, folge mir, beherzige meine Rathschläge; Du gehst also ein auf meine Bedingungen?“

„Mein Vater," seufzte die Marquise. „Ich fühle eine Wandlung in mir vorgehen. Es ist mir, als stände ich in weiter Ebene und sähe fern, fern am Horizonte zu einem kleinen, unscheinbaren Punkte zusammengeballt, alle meine Wünsche immer weiter schwinden, und zuletzt sind sie alle — alle fort, und an Stelle des Punktes taucht ein stilles, einsames Schloß auf, ringsum von Wäldern umgeben — ja es ist Ihr Schloß, mein Vater, es ist Offemont. Hier endet das Gesicht, das Wünschen ist vorüber, ich habe es gefunden: ich bin glücklich in diesem Hause, wo ich an der Hand meiner Mutter die Tage der Kindheit verlebte — glücklich in Offemont."

Sie starrte in die leere Luft, als steige vor ihr eine Vision empor.

„Das ist recht, das ist gut," rief Aubray, die Glocke in Bewegung setzend. „Dein Zimmer soll bereitet werden. Es ist Dein altes, gemüthliches Stübchen. Und ich werde Dich bewachen. In Offemont soll Dich Niemand aus der gefahrvollen, großen Welt finden."

Die Marquise fuhr auf aus ihren Träumen:

„Oh —" murmelte sie. „Vergebliches Mühen! Gaudin wird mich zu finden wissen."

— — — — — — — — — — — —

Von nun an schwanden die Tage für die Marquise einförmig dahin. Spaziergänge im Walde, einige Freunde des Civillieutenants, welche zuweilen mit ihren Frauen Schloß Offemont besuchten, täglich eine Messe in der Kirche des nächsten, stillen Dorfes — das waren die Unterhaltungen einer Frau, welche, daran gewöhnt von Vergnügen zur Lust eilen zu dürfen, den Aufenthalt im väterlichen Hause als eine Gefangenschaft ansehen mußte.

Die Marquise überwand ihren Unmuth, der schon einige Male auszubrechen drohte, meisterhaft. Sie besuchte

die Kirche regelmäßig, unterhielt sich mit den Landedelfrauen über Hühner und über Handweberei — kurz sie täuschte den Civillieutenant vollständig. Herr von Aubray war im Stillen hoch erfreut, daß seine Methode bei der späten Erziehung der Tochter so gut anschlug. Er ging in seiner Strenge täglich einen Schritt weiter. Maria hatte den Wunsch gehegt, ihre Kammerjungfer um sich haben zu dürfen — Herr von Aubray schlug ihr die Bitte ab. Sie wollte an einige Freundinnen nach Paris schreiben, wollte versuchen, mit ihnen eine Verbindung anzuknüpfen — Aubray erklärte diese Correspondenz für unnütz. Die Marquise versank anscheinend in eine Art von Schwermuth, sie zog sich selbst von den wenigen Besuchern zurück, die in Offemont erschienen. Zu wiederholten Malen hatte sich, wohl in Folge der nervösen Aufregung, auch jenes krankhafte Wandeln eingestellt, dessen Beginn der Vollmond veranlaßte, und der Civillieutenant mußte den Arzt von Compiègne herbeirufen. Es währte aber geraume Zeit, ehe der Heilkünstler erschien; die Verbindung mit Offemont war gar nicht so leicht, um schnell bei der Hand sein zu können. Außer in Compiègne war nirgends ein Arzt in der Nähe des Schlosses und bis dahin waren es vier Lieues. Die Marquise achtete auf alle diese Umstände genau. Sie verhielt sich ruhig und suchte nur eine Zusammenkunft mit ihren Brüdern zu verhindern, die sich auch um die Schwester wenig kümmerten. Vergeblich hatte die Marquise versucht, Einblick in das Testament ihres Vaters zu erlangen. Sie schloß daraus, daß günstige Bestimmungen in demselben für ihre Person enthalten sein müßten, denn der Vater, so dachte sie, wollte durch die Verheimlichung seiner Verfügungen die Tochter davor bewahren, neue, vielleicht übermüthige Pläne für die Zukunft zu schmieden. Neben all diesen Dingen trug sich Maria mit Vermuthungen über das

Schweigen Gaudin's von Saint-Croix. Hatte Penautier nicht für den Gefangenen gewirkt? war die Haft des Lieutenants unlösbar? Die Marquise hatte sich gewundert, daß Saint-Croix nicht schon viel früher, um seine Freiheit zu erringen, aus dem Gefängnisse geschrieben. Als sie aber durch den Geliebten erfuhr: er treibe wissenschaftliche Studien mit Exili, ward ihr die Ursache dieses Schweigens klar: Saint-Croix traf erst Maßregeln zur Erlangung seiner Freiheit, als jene Studien vollendet, als er ausgebildet war, um mit Erfolg auf den Kampfplatz treten zu können, der Augenblick war gekommen — und nun erschien Gaudin nicht. Was war der Grund? Maria von Brinvilliers ging in ihrem einsamen Gemache wüthend auf und nieder, quälender war noch nie die Haft in Offemont für sie gewesen. Sie hatte schon einige Male den Entschluß gefaßt, nach Paris zu entfliehen; aber wohin sollte sie sich wenden? Ihr Gatte lag im Prozesse mit dem Civillieutenant — Brinvilliers hatte jeden Vorschlag zur Einigung verworfen. Das war für Maria eine erfreuliche Nachricht, aber die beste fehlte noch immer. Außerdem besaß sie nicht die geringsten Mittel. Gleich einer Pensionairin mußte sie ihrem Vater von dem Verbleiben des Geldes, welches ihr zur Vertheilung an Hülfsbedürftige übergeben worden, genaue Rechenschaft ablegen. Ihr Vater hatte von Paris die Kleider, die Leibwäsche für seine Tochter kommen lassen, nachdem die Gläubiger befriedigt worden — mit diesen Sachen waren die noch vorhandenen Schmuckgegenstände Maria's angelangt. Aubray hatte die Kleider der Tochter überwiesen, aber den Schmuck schloß er fest ein. So war die Marquise denn verlassen, von allen Hülfsmitteln entblößt, und je mehr sie sich selbst übergeben wurde, desto eifriger arbeitete ihr Gehirn die Racheplane aus, zu deren Vollführung sie nur des Einen bedurfte, der mit ihr auf

dem Pont Neuf geschworen hatte, sich und die Geliebte zu rächen. Wochen verschwanden — er kam nicht.

Die Marquise begann zu erliegen, die Einsamkeit machte sie fast kraftlos, eine Natur wie die ihrige konnte nur in steter Bewegung, im Kampfe um Liebe, um Gewinn oder Lust gedeihen. Die Mittagsmahle fanden im Saale des Erdgeschosses von Offemont statt. Nur zwei Personen bildeten für gewöhnlich die Theilnehmer am Mahle — der Civillieutenant und seine Tochter. Selten, höchstens an Sonntagen nahmen der Pfarrer oder einige Freunde Aubray's an dem Tische Platz. Ebenso einförmig waren die Abendzusammenkünfte. Der Civillieutenant unterhielt seine Tochter nur von Wald oder Gartenarbeiten, zuweilen brachte er auch eine Jagdanekdote vor, denn Herr von Aubray ging an gewissen Tagen im Walde der Aigue jagen. Sorgfältig vermied er es, seiner Tochter Neuigkeiten aus Paris mitzutheilen, obwohl er wöchentlich zwei Mal Briefe erhielt.

Eines Abends, als Herr von Aubray wieder die Unterhaltung führte und der Marquise einige Proben aus seiner juristischen Praxis mittheilte, meldete der Diener den Förster von „La Gorge du Loup." Das war ein kleines, sehr einsames Forsthaus, genau an der Stelle gelegen, wo der Wald der Aigue mit dem von Compiègne zusammenstieß.

„Nun Hubert, was bringt Ihr?" rief Aubray dem Waidmann entgegen, „etwa einen neuen Holzprozeß mit den Bauern von Saint-Hilaire? Da nehmt ein Glas Wein und setzt Euch."

Der Förster nickte dankend, ließ sich auf einen Sessel nieder, goß den Wein in seine Kehle, wischte sich den dichten Bart und begann alsdann:

„Herr Civillieutenant, nehmen Sie Ihren Jagddistrict in Obdacht. Ich bin Dieben auf der Fährte."

„Ah —“ sagte Aubray, „das wäre. Hier in meinem Reviere, in dem Rayon von Offemont?“

„Ja. Sie wissen, daß mein Pierre und ich jede Nacht abwechselnd patrouilliren. Nun haben wir Beide Etwas bemerkt und dann unsre Bemerkungen gegenseitig ausgetauscht.“

Die Marquise wurde aufmerksam, um jedoch keinen Verdacht zu erwecken, blieb sie in ihrer gleichgültigen Stellung.

„Wir haben nämlich,“ fuhr der Jäger fort, „verschiedene Male dicht in der Nähe Ihrer Einhegung, da wo der Steg über den Waldbach führt, nicht weit von dem Heiligenbilde, einen verdächtigen Kerl streifen sehen.“

Aubray richtete sich auf, seine Augen suchten die Tochter, er blickte Maria an, aber das Antlitz der Marquise zeigte keine Bewegung.

„Wie war der Mensch gekleidet, Hubert?“ fragte er.

„Nun — wie Jäger oder Wilddiebe sich kleiden. Er ist auch ein Wilddieb, denn er hat zu verschiedenen Malen geschossen, und wir haben angeschossene Thiere gefunden.“

Aubray's Angesicht erheiterte sich ein wenig.

„Also Ihr meint, es sei ein Wilderer?“

„Ohne Zweifel. Noch mehr, wir haben sogar die Fuchsfallen geöffnet gefunden und die Beute fehlte; das kann doch nur ein Mensch zu wege bringen.“

„Und hier, in der Nähe des Schlosses, gewahrt Ihr den Verdächtigen?“

„Immer hier, Herr von Aubray. Er macht wohl zuweilen, wie es scheint, größere Ausflüge in den Wald hinein, aber die Thiere hier bei Ihnen müssen ihm lieber sein. Na — er findet sie leichter als bei uns, denn der Herr Civillieutenant schonen mehr wie wir.“

„Und Ihr habt den Burschen gesehen?“

„Oft genug. Das letzte Mal, vor vier Abenden etwa, sah ich ihn bei der Korkeiche. Er schlug sich eilig in die

Büsche und hielt sein Rohr zum Schusse bereit, als er mich erblickte. Ich wollte doch nur den Herrn Civillieutenant aufmerksam machen. So etwas bringt unangenehme Dinge. Wenn Sie ein Stück Wild finden, todt auf dem Pirschwege, dann denken Sie vielleicht, wir blitzen ein Mal hinüber, in Ihr Revier und „Gorge du Loup" ist doch nahe genug an Ihrer Forst."

„Schon gut, Hubert," sagte Aubray, „ich danke Euch. Glaubt nicht, daß ich von Euch etwas besorge."

Der Förster verließ das Zimmer.

Aubray machte einen Gang zum Fenster, kehrte dann wieder zurück und sagte, mit festem Blicke seine Tochter musternd:

„Du gehst doch auch zuweilen tief in den Wald, Maria, bemerktest Du nie Spuren des Wilddiebes?"

„Nie. Sie hören ja mein Vater, daß er Abends sein Wesen treibt, und ich entferne mich Abends nie aus dem Garten des Schlosses."

„Jedenfalls ist es gefährlich. Wir müssen suchen dem Verdächtigen das Handwerk zu legen, bis dahin wirst Du nie wieder ohne Begleitung in den Wald gehen. Ich werde einen meiner Leute auswählen, der ein für alle Mal die Wache bilden soll, welche Dich auf jedem Ausgange geleitet und schützt."

Aubray ging hastig aus dem Zimmer. Maria erhob sich schnell.

„Es ist einer meiner Freunde. Es ist sicherlich Gaudin, und auch mein Vater zweifelt nicht daran, sein Argwohn trat deutlich hervor. Er bestärkt mich in meiner Hoffnung. Wie gebe ich ihm ein Zeichen? wie nähere ich mich ihm, oder wäre es nicht möglich, ihn in die Umgebung des Schlosses zu bringen? O — nur einen Menschen, dem ich mich anvertrauen könnte."

Vergeblich sann die Marquise auf ein Mittel, der Person des Wilddiebes sich versichern zu können.

Aubray kehrte zurück.

„Ich habe gleich Vorsichtsmaßregeln angewendet,“ sagte er eifrig. „Damit der Schlingel sieht, daß wir ihm auflauern, sollen heut Nacht vier Gartenarbeiter die Runde machen. Ich habe Gewehre vertheilen lassen uud hoffe, wir werden den Gast empfangen können.“

Die Marquise gähnte, dann lächelte sie unbefangen.

„Wenn mir nur Nichts geschieht? ich habe entsetzliche Furcht,“ sagte sie.

„Sei ohne Sorge, denn ich habe Befehl gegeben, gerade unter Deinem Fenster sorgfältiger als sonst wo Wache zu halten.“

Die Marquise biß sich die Lippen, aber sie hatte doch nun erfahren, wie weit die Sicherheitsmaßregeln ausgedehnt wurden.

Die Nacht senkte sich hernieder. Tiefe, sichere Ruhe lag auf dem Schlosse; nur das Gebell der losgekoppelten Hunde störte die wohlthuende Stille. Die Marquise hatte ihrem Vater die Hand geküßt, war in ihr Zimmer gegangen und saß dort, bei dem Schimmer des Nachtlichtes in einem Buche lesend. Das Fenster ihres kleinen Gemaches ging auf die Terrasse hinaus, welche sich, im Garten gelegen, dicht am Schlosse hinzog. Diese Terrasse war im Geschmacke der Zeit, nach einem Entwurfe Le Notre's, des großen Gartenkünstlers, angelegt. Dichte Taxushecken bildeten eine hoch hinaufsteigende Wand. Diese Wand war in gewissen Zwischenräumen durchbrochen. Die Durchbrüche hatten die Formen von gothischen Bögen oder Fenstern. Oben vereinten sich die Wipfel aller Bäume zu einer festen Wölbung. In den pfeilerartigen Gruppen hatte man Nischen angebracht, welche Büsten zierten.

Die Marquise las nur zum Schein. Sie horchte emsig auf jedes Geräusch. Allmälig ward das Gebell der Hunde schwächer, ein Zeichen, daß die Wächter sich entfernten. Sie wartete bis der Mond hinter den Wolken hervorbrach, dann löschte sie ihr Licht und öffnete behutsam das Fenster. Sie hatte schon ihr Nachtgewand angelegt, und das Licht des Mondes fiel grell auf die weiße Gestalt Maria's, welche einem Gespenste oder einer Marmorstatue gleich in der offenen Füllung des Fensters stand, durch ihre, wie Silber glänzende Erscheinung weithin sichtbar. Die Marquise hatte sich ihren Plan gebildet, um Saint-Croix, wenn er wirklich der Unbekannte war, zu zeigen, wo sie zu finden sei. Sie sagte sich: „Ist Gaudin in der Nähe, so wartet er sicherlich auf ein Zeichen, sobald er annehmen kann, daß ich von seiner Anwesenheit unterrichtet bin. Er selbst wird den Augenblick abpassen, wo die Wächter sich entfernt haben, um sich dem Schlosse zu nähern und nach einem Zeichen zu spähen. Ist er jetzt auf der Lauer, so muß er mich sehen. Werde ich bemerkt, so fällt es nicht so sehr auf; denn man wird glauben, meine Mondsucht beginne auf's Neue, und habe mich an das Fenster gezogen." Die Marquise blieb also ruhig und erwartungsvoll, vom Lichte des Nachtgestirns übergossen, am Fenster stehen.

War es Täuschung? war es Wirklichkeit? Es währte nicht lange, so glaubte sie zwischen den Hecken, welche der Terrasse gegenüberlagen, eine Gestalt zu erblicken, die sich hin und her bewegte; sie blieb zuweilen stehen, als richte sie ihre Blicke auf das Schloß, und suche irgend einen Gegenstand, dann that sie wieder einige Schritte vorwärts, dann schlüpfte sie in den Schatten zurück. Maria von Brinvilliers verfolgte die Bewegungen mit größter Aufmerksamkeit. Sie glaubte zu bemerken, daß die Person

sich endlich in einem großen, fast von den Bäumen des Gartens überschatteten Halbkreise dem Schlosse nähere.

Das Herz der Marquise schlug gewaltig. Sie konnte sich nicht täuschen, es näherte sich ein Wesen ihrem Gefängnisse; denn nicht nur gesehen hatte sie die Gestalt, sondern auch deutlich zwei Mal einen leisen Ruf vernommen, ja — sie glaubte Saint-Croix' Wuchs trotz des zweifelhaften Lichtes und der Entfernung zu erkennen. Wenn er von den Wächtern ertappt, ergriffen würde? wenn es ihm nicht gelang zur Marquise zu kommen? Dann war Alles verloren. Maria schloß das Fenster und horchte angestrengt. Sie erzitterte am ganzen Körper — das Hundegebell wurde deutlicher hörbar — ein Zeichen, daß die Wächter sich wieder nahten. Wenn der nächtliche Wanderer jetzt in der Nähe der Terrasse war, so mußte er mit ihnen zusammentreffen. Maria schlich wieder in die Nähe des Fensters und legte das Ohr an die in Blei gefaßten Scheiben. Sie glaubte deutlich Geräusch von Waffen zu hören; es war der Ton, den ein Gewehr erzeugt, wenn es heftig gegen den Fußboden gestoßen wird, ein Klirren, ein Stampfen. Sie horchte. Die Wächter schienen ihren Hund zu hetzen, ganz deutlich hörte sie das: Such! Such! Dann rief eine Stimme: „Werda?“

Es wurde still. Die Marquise ging wieder vom Fenster zurück. Vielleicht hatte sie sich doch getäuscht, es war ein Wilddieb — weiter nichts, und die Hülfe blieb aus, oder der Helfer hatte die am Fenster Stehende nicht bemerkt. Schon wollte sie sich auf ihr Lager werfen, als sie ein heftiges Rauschen in den Taxushecken der Terrasse vernahm. Kam er zu ihr? was kann es sein? Da — plötzlich verdunkelt sich das Fenster, hoch oben in den Zweigen der Bäume schwebt eine Gestalt — er ist es. Maria eilt hinzu, sie öffnet die Fensterflügel, ein Mann schwingt

sich in das Gemach und sinkt ihr zu Füßen. „Maria!“ flüstert er leise.

„Gaudin,“ antwortet es ihm, und ein glühender Kuß erstickt jede Rede. „Du bist in großer Gefahr, Gaudin,“ flüsterte Maria, „dicht unter dem Fenster sind die Wächter.“

„Keine Sorge. Sie schlafen fest. Eine Handvoll Pulver aus meiner Kapsel hier betäubte sie und den Hund. Sie liegen fest.“

Maria athmete freier.

„Können wir von dort aus nicht überrascht werden?“ fragte Saint-Croix, auf die Thür deutend.

„Nein. Niemand ahnt Deine Nähe.“

„Gut. Die Zeit drängt, Geliebte. Ich komme von Paris. Deine Fürsprache hat bei Penautier Alles gethan; durch seine Hülfe bin ich aus der Bastille entlassen. Seit mehreren Tagen irre ich um dieses Schloß, nirgends eine Spur von Dir.“

„Ich bin eine Gefangene, Gaudin; aber Du wirst mich befreien. Du schreibst von Mitteln — von wichtigen geheimnißvollen Mitteln; welches sind diese?“

„Gifte,“ röchelte Saint-Croix, „Gifte.“

„Ich wußte es,“ sagte Maria dumpf.

„Ich bin der Schüler Exili's geworden, kein Tag verging, an welchem er mich nicht unterrichtete. Ich kenne die todbringenden Kräfte, ihre Wirkung, ihre Gewichte. Ich getraue mich zu arbeiten, wie irgend Einer. Exili hatte durch Geld sich die möglichste Freiheit in der Bastille erkauft, er hatte Bücher, Instrumente aller Art, die er in den Höhlen des Rauchfangs verbarg; in den einsamen Stunden der Haft haben wir zusammen gearbeitet, ich habe den Tod schmieden gelernt und komme unter unsre Feinde als ein Pfeil des Verderbens, den der gefangene Schütze aus der Bastille entsendet.“

„Deshalb erst so spät Dein Ruf nach Freiheit?"

„So ist es, Maria. Ich mußte erst alle Kapitel des seltsamen Buches kennen, welches Exili besitzt."

„Welches Buches?" fragte Maria ahnungsvoll.

„Ein Buch, in Eisen, Elfenbein und Sammet gebunden."

„Todtenköpfe auf dem Deckel?"

„Ja, unerklärliche Zeichen in sich schließend."

„Auf dem Rücken zeigt es die Worte: Ich trage den Tod in mir."

„Ja — ja. Doch woher kennst Du das Buch?"

Die Marquise wankte, sie schnappte nach Luft. „Ha," rief sie plötzlich, ohne auf die Gefahr zu achten, „nun weiß ich, daß wir unwiderstehlich sind. Dieses Buch war schon ein Mal in meiner Haud, dieses Buch ist eine Geißel, ein feuriges Schwert für unsre Feinde. Das Unheil geht hinaus unter die Menschheit, und Sie — Frau von Montespan — Ihre Sippschaft hat es verbreitet. Ah — dieses Buch kenne ich. Es ist der Tod in hundertfacher Gestalt."

„Montespan? Familie? Du redest wunderlich, Maria."

„Frage mich nicht. Später sollst Du Alles erfahren. Wo ist das Buch?"

„Exili hat es."

„Kennst Du die Bereitung der Mittel?"

„Ich kenne sie."

„An's Werk," sagte Maria mit schrecklichem Flüstern, „an's Werk."

„Einer fällt zuerst. Ich habe mein Wort gegeben."

„Wer?"

„Saint-Laurent. Er ist Exili's und Penautier's Gegner zugleich. Es wird schnell gethan sein."

„Er muß der Zweite werden, Gaudin," sagte Maria.

„Wie?"

„Einer muß ihm vorangehen.“

„Wer? Wer?“

„Mein Vater.“

Mit einem Schrei des Entsetzens taumelte Saint-Croix zurück. „Du sprichst im Fieber — im Irrsinn,“ stammelte er.

„Nein, Gaudin,“ entgegnete Maria mit schrecklicher Ruhe. „Mein Vater muß der Erste sein, an dem ich Deine Kunst erprobe, sonst ist Alles für mich verloren. Ich bin gefangen durch ihn, festgekettet, ohne Mittel, ohne einen Deut in der Hand zu haben.“

„Ich kann es nicht glauben, daß Du — —“

„Nicht? Wo ist Dein Eid von dem Pont-Neuf, Feigling? Hast Du nicht geschworen, Alles zu vernichten, was uns im Wege stehen würde?“

„Ja. Es ist wahr.“

„Ich muß fort von hier. Wir bedürfen des Geldes, wir müssen in Paris wieder auftreten können — ich muß Dich besitzen.“ Sie zog Gaudin an sich und küßte ihn leidenschaftlich.

„Ich bin schon wieder in der großen Welt,“ sagte Gaudin. „Penautier hat mich ausgestattet. Ich muß den Schlag für ihn thun.“

„Gut. Ich will hier schlagen. Gieb mir ein Mittel.“

„Ich habe es nicht bei mir, Maria.“

„Schaffe es her.“

„Bedenke — —“

„Nichts; es muß sein. Ich will die Freiheit. Oh — wie werden wir Alles beherrschen. Wann soll ich die Tropfen erhalten?“

„In fünf Tagen.“

„Wie?“

„Höre. Ich habe mich bereits Deinem Gatten ge-

nähert. Er ist mir wieder geneigt. Du mußt Dich mit ihm aussöhnen — der Schein muß gewahrt werden. Bis wir ganz frei sind, dürfen wir nur verstohlen zusammenkommen. Ich werde Brinvilliers bewegen, an Dich zu schreiben, Dir ein Angebinde zu senden; dabei sollen Fläschchen aus La Vienne's Fabrik sein. Eines davon wird mit goldnem Ueberzuge versehen sein. Das sind die Tropfen."

„Wie wende ich sie an?"

„Beliebig. Im Weine — in der Suppe — wo — Du — willst," sagte Saint-Croix schaudernd. „Oh — die Prophezeiung trifft ein. Das erste Weib bringt mir Verderben. Maria, meine Seele gehört Dir."

Die Marquise ergriff seine Hand und drückte sie an ihr pochendes Herz. „Mit mir vereint auf ewig — im Leben — im Tode," sagte sie. „Die Gefahren auf unsrem Wege reizen mich. In wenig Monden sind wir die Herren über Millionen."

„Ich muß fort," sagte Saint-Croix, sich aufraffend.

„Wenn Alles vorüber ist, eile ich in Deine Arme," rief leidenschaftlich Maria.

„Penautier weiß mich zu finden. Lebe wohl."

Noch eine Umarmung, noch ein heißer, endloser Kuß — dann schwang Gaudin sich zum Fenster hinaus, und gleich einem Nachtgespenste verschwand er in den dunklen Zweigen der Taxusbäume.

Maria lauschte einige Minuten. „Ich trage den Tod in mir," sagte sie zu sich selbst. „Ja — so ist es. Seit ich weiß, daß er im Besitze jenes Buches ist, fühle ich mich Meisterin über Alle, ich sprenge meine Fesseln — der alte Aubray ist ein Mann — wenn er stirbt, giebt es einen Mann weniger. Hinweg mit ihm. Dann sollen die Andern folgen. Oh — es ist ein verlockender Gedanke, das Leben und Sterben seiner Feinde in der Hand zu halten —

zwei Tropfen, und die Rache ist gesättigt.“ Ein dumpfes Lärmen unterbrach dieses Selbstgespräch. Maria hörte lautes Rufen, der Hund schlug wüthend an; dann donnerte ein Schuß durch die stille Nacht. Die Besorgniß um das Schicksal Saint-Croix's ließ die Marquise Alles vergessen. Sie schlug Licht, öffnete die Thür und eilte in den Gang.

„Was ist geschehen?“ rief sie laut. Von unten herauf kamen Diener des Schlosses.

„Beruhigen Sie sich, gnädigste Frau,“ sagte Einer, „die Wächter haben auf den Wilddieb geschossen, er war dicht am Schlosse.“

„Haben sie ihn getroffen?“ fragte zitternd Maria.

„O — ja doch. Der ist flinker als unsre Tölpel,“ lachte der Gefragte.

Das ganze Haus wurde belebt. Aubray erschien ebenfalls, mit ihm die Wächter, welche ihren Hund an der Leine führten.

„Ihr seid Narren,“ sagte der Civillieutenant, „habt geschlafen, das ist Alles.“

„Gnädiger Herr,“ entgegnete der Eine der Leute, „wahrhaftig nicht. Es war so wie wir Ihnen mitgetheilt. Eine Gestalt huschte über die Hecke, stand plötzlich vor uns und strömte einen Rauch aus, der uns Beide mitsammt dem Hunde so betäubt machte, daß wir umsanken und erst nach langer Zeit erwachten. Wir sahen das Gespenst an uns vorbeischlüpfen, und ich gab Feuer. Wenn es nicht ein Geist gewesen wäre, hätte die Kugel ihn niederwerfen müssen.“

„Seltsam,“ sagte Aubray. „Geht an Eure Posten. Heute Nacht wird wahrscheinlich Nichts mehr vorfallen.“

Erleichtert suchte Maria ihr Zimmer. Saint-Croix war glücklich davongekommen, das schien sicher, die Geister der Finsterniß hatten ihre Vasallen beschirmt.

„Es geht nicht mit rechten Dingen zu," sagte der ältere der Wächter kopfschüttelnd zu seinem Genossen, „und ich sage Dir, diesem Hause steht Unheil bevor."

Beweis, daß Frau von Montespan auf dem gefahrvollen Wege bedeutend vorgeschritten ist.

Graf Lauzun hatte seine Zwecke erreicht. Nachdem ein königlicher Befehl Saint=Croix aus der Bastille befreit, dieser Herrn von Penautier seine Aufwartung gemacht hatte, war der General=Controlleur entzückt zu Lauzun gekommen, den Dank auszusprechen und die Summen für den Kauf des Gutes anzuweisen. Der Graf schlenderte vergnügt über den Pont=Neuf, trat einen Augenblick in den Laden La Vienne's, schäkerte mit den anwesenden Damen, ging dann durch die Straße Dauphine bis zum Palast Orleans und lustwandelte im Garten dieses Schlosses. Das war jedoch nur eine Nebenbeschäftigung des Günstlings. Er schaute aufmerksam zu den Fenstern empor, welche auf den Park hinausgingen.

Es währte einige Zeit, bevor der Graf fand, was er suchte. Die Gestalt eines sehr hübschen Kammermädchens erschien am Fenster und der, dieser Gestalt angehörende Arm winkte dem Grafen. Lauzun eilte durch das Gartenthor, über den kleinen Hof, dann flog er die Treppe hinan und stand bald auf dem Corridore, wo die Zofe ihn erwartete.

„Sie können eintreten," sagte das schöne Kind, „Herr Graf — aber bei mir."

Lauzun schien sehr vertraut mit dem Kammermädchen. Er schlang seinen Arm um ihre feine Taille und führte die Kleine in das Zimmer. „Willst Du mir ein Stelldichein geben, Lais?" sagte der Graf. „Fürwahr, ich bin nicht böse."

„Ei, Herr Graf," sagte die Kleine mit tiefem Knixe, „Sie beschämen mich. Ein so hoher Herr und ein Kammermädchen, nein. Es ist nur Vorsicht, daß ich Sie in mein Zimmer führe. Man darf nicht sehen, daß Sie zur Frau Marquise kommen — Sie wissen," setzte sie mit dem Finger drohend hinzu, „in welchem Verdachte Sie standen."

„Aha," lachte der Graf, „Du opferst Deinen Ruf für Deine Herrin, sehr gut, sehr brav."

Die Zofe führte dann Lauzun durch eine Art Garderobezimmer, zwischen seidenen Kleidern, Spitzenbesätzen und Blumenguirlanden hindurch, öffnete eine Tapetenthür und ließ den Grafen in das Schlafgemach der Marquise von Montespan treten. Dieser reizende Ort mit seiner luftathmenden Ausstattung schien jedoch auf Lauzun keinen Eindruck zu machen.

Er schritt durch das Zimmer und war bald in dem Salon, den Athénais als Hofdame der Herzogin von Orleans bewohnte. Die Marquise empfing ihn mit freundlichem, schelmischem Lächeln.

Lauzun küßte galant die schöne Hand. „Sie erinnern sich doch meiner?" fragte er nachdrücklich.

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete die Marquise. „Sie sind der Graf Lauzun, mein Freund."

„Das weiß ich. Aber ich möchte wissen, ob Sie sich dessen erinnern, was ich jüngst für Sie gethan? ob Sie sich erinnern, welchen guten Rath ich Ihnen ertheilte?"

„Sie setzen mich in Erstaunen," sagte Athénais mit fragendem Blicke.

„Nun — jenes Rendezvous mit dem Könige in der Orangerie, wenn ich denn offen sprechen soll.“

„Ah — Graf, Sie sind indiscret. — Da Sie aber nun einmal der Mitwisser sind — ja ich erinnere mich. Aber was nützt es? Die Nebenbuhlerin ist noch heute da; Sie irren, guter Graf, wenn Sie denken: ich werde einst den Platz erhalten, den sie einnimmt. Der König ist unbeständig. Liebt er nicht dreifach? Sie wissen doch, daß er für Frau von Monaco ebenfalls schwärmt?“

Graf Lauzun biß sich in die Lippe. Die Frau von Monaco war einst seine Jugendliebe gewesen; um den Weg zur höchsten Ehre sich frei halten zu können, hatte Lauzun auf seine Geliebte verzichtet. Die Frau von Monaco war in die Arme des Königs geeilt, ohne den ehemaligen Anbeter, den gesuchten Lauzun, nur eines Abschieds zu würdigen; sie behandelte den Günstling wie einen entlassenen Diener. Frau von Monaco glaubte sich neben die La Vallière und Montespan stellen zu können, weil der König ihr eine flüchtige Stunde schenkte. Lauzun konnte den Namen der Monaco nicht hören, ohne zu zucken. Es war eine der wenigen Niederlagen, die er in seinem Leben erlitten.

„Lassen Sie Frau von Monaco, Marquise,“ sagte er kalt. „Bleiben wir bei Ihnen stehen. Sie gehen in der Gunst des Monarchen mit Riesenschritten vorwärts. Alles Andere ist kleinlich, Alles wird in den Staub getreten, Sie allein werden bestehen — ich kenne das. Als ich Sie im Schlosse Mortemart zum ersten Male sah — wußte ich, daß Sie einst Frankreichs Geschicke lenken würden. Die La Vallière ist nur noch ein Schatten, wer sich heben will, muß Ihre Hand fassen — reichen Sie mir diese schöne Hand.“

„Ihnen? dem allmächtigen Günstling?“

„Ja. Die Liebe ist mächtiger, als die Freundschaft. Schon jetzt gebieten Sie über den König. Ich habe Sie an den Hof gebracht, ich habe Ihnen die nützlichen Rathschläge gegeben — helfen Sie mir jetzt in einer schweren Sache."

„Wenn ich es vermag — ja."

„Wohlan denn. Man intriguirt gegen mich. Ich muß — ich will die Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie einnehmen, in dem bevorstehenden Kriege; schon zwei Mal bat ich den König darum — zwei Mal erhielt ich ausweichende Antworten. Ich vermuthe ein Zusammenhandeln Turenne's und Louvois' gegen mich, machen Sie meine Gegner zu Schanden. Wenn der König ein Wort von Ihnen vernimmt, wenn Sie darauf bestehen, daß ich die Stelle erhalten soll — dann bin ich sicher."

„Welch ein gewaltiges Geschöpf bin ich geworden," lachte die Marquise, „daß ich zu solchen Dingen meine Stimme geben, meine Kraft leihen soll. Sie überschätzen mich, Graf — wenn das mein Gatte wüßte, der gute, einfache Henri, der jetzt auf seinen Gütern in der Marche weilt!"

„Pah — der," sagte Lauzun, verächtlich die Achsel zuckend.

„Graf — ich muß mir Ihre Achtung für den Marquis erbitten," sagte Athénais. „Er hat Viel verloren — er ahnt noch nicht den ganzen Verlust," setzte sie seufzend hinzu. „Er war nicht bestimmt für eine Frau, wie ich es geworden bin. Ich habe mir mehr Kraft zugetraut, als ich ihm gelobte: die Reize, die Verführung dieses Lebens voll Glanz und Hoheit, sollten mich nicht rühren. Ich vermochte nicht zu widerstehen, ich bin eingetreten unter die Zahl der Bewerber, und ich kann nicht mehr zurück. Aber deshalb möge Niemand verächtlich von Henri denken.

Er traute zu fest auf mich. Seine Wege sind eben, er wandelt über Wiesen, zwischen Bächen und Blumen dahin — ich klimme über Felsen, über Abgründe — aber ich bringe vorwärts."

„Bravo," rief Lauzun. „Sie müssen mit mir zusammen vorwärts schreiten. Wir werden das höchste Ziel erreichen, meine Pläne sind hochfliegend, und im ersten Kreise der Sonne begegnen sich die Adler." Er reichte Athénais seine Hand. „Wann handeln Sie für mich?"

„Sie sind wieder indiscret," sagte die Marquise, leicht erröthend. Zu jener Zeit hatte Frau von Montespan noch eine Schamröthe. „Sie wissen in welchen Augenblicken ich dem König ein Bitte vorlegen, in welcher verstohlenen Weise ich dieses wagen darf."

„Sie mögen die günstige Zeit erfassen, Marquise. Denken Sie meiner. Es kann der Augenblick kommen, wo Sie auch der Hülfe Lauzun's bedürfen."

„Sie zweifeln nicht an meiner Bereitwilligkeit, hoffe ich."

„Wann denken Sie für mich zu sprechen? — denn meine Feinde sind schnell."

Athénais zog den Grafen ein wenig bei Seite.

„Ich will Ihnen eine Sache anvertrauen, die Niemand weiß, die ich nur kenne — ich und der König. Wenn der Monarch mich allein sprechen, wenn er seine Sorgen in meiner Nähe vergessen will, dann giebt er mir ein Zeichen."

„Ah —" sagte Lauzun. „Ist es schon so weit? und welches Zeichen, wenn ich fragen darf?"

„Achten Sie wohl darauf: Wenn der König wünscht, daß ich ihm eine Stunde widmen soll, dann nimmt er aus seiner Weste verstohlen einen Brillantring, den er an den Finger steckt. Meine Antwort besteht darin, daß ich meinen Fächer, gleich dem Rade eines Pfaues, zwei Mal auseinanderschlage."

„Das ist sehr sinnreich,“ antwortete Lauzun. „Nur wundert es mich, daß noch Niemand dieses Spiel bemerkte.“

„Es geht sehr schnell, Graf. Wenn Sie in den nächsten Tagen bei der Cour ein solches Zeichen bemerken, dann können Sie glauben, daß der Augenblick gekommen ist, wo ich für Sie sprechen werde; ich hoffe, der König wird einwilligen, er nennt diese Unterhaltungen mit mir: die traulichen Stunden.“

„Dank, Dank!“ rief Graf Lauzun, „und nun leben Sie wohl.“

Die Marquise geleitete ihn durch das Schlafgemach. Als Beide es betraten, sahen Sie sich einer schönen, jungen Frau gegenüber. Diese Frau war in einfache, aber kostbare Stoffe gekleidet.

„Sieh' da, Madame Scarron,“ sagte Lauzun, sich verbeugend. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Ich glaubte nicht, daß wir uns hier begegnen würden.“

„Herr Graf,“ entgegnete Madame Scarron. „Ich sah Sie bei dem Feste in Versailles zum letzten Male.“

„Sie? — mich? ich habe die schöne Wittwe des Dichters Scarron nicht bemerkt, sonst würde ich ihr meinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht versagt haben. Wo sahen Sie mich denn?“

„Sie schweiften in Gesellschaft eines maskirten Herrn durch den Park, und hatten, zufälliger Weise, ihre Larve in der Hand, als Sie von der Terrasse des Schlosses niederstiegen.“

Lauzun trat ein wenig betroffen zurück.

„Die gute Madame Scarron leistet mir Gesellschaft,“ fiel Athénais schnell und verlegen ein. „Sie bildet meinen Privatumgang, ich ergötze mich an ihren Unterhaltungen, und befrage ihren ausgezeichneten Verstand, wenn ich den geringsten Zweifel hege.“

„Sie wollen mich wieder beschämen, Frau Marquise," sagte Madame Scarron, mit reizendem Lächeln.

„Nein, Sie sind eine Perle, ein Juwel, und ich bin glücklich, daß Sie den fatalen Entschluß nicht ausgeführt haben."

„Welchen?" fragte Lauzun.

„Sie wissen nicht, daß Madame Scarron den Hof verlassen wollte, um der Prinzessin von Nemours, der jetzigen Königin von Portugal, nach Lissabon zu folgen?"

„Aber mein Himmel," sagte Lauzun. „Ich weiß doch, daß Sie, Madame Scarron, sich nicht zu beklagen haben. Hat der König nicht Ihre Pension auf's Neue bewilligt?"

„Mein Entschluß, zu reisen, wurde vor diesem Beweise königlicher Gnade gefaßt," antwortete die Scarron. „Ich mußte leider die Großmuth ungebührlich in Anspruch nehmen. Denn, Herr Graf, ich verstehe es nicht, mir andere Hülfsquellen zu eröffnen. Meine Grundsätze verboten mir, durch Künste irdisches Gut zu erwerben, deren Anwendung so Manche meines Geschlechts, nicht gescheut haben würden. So nahm ich meine Zuflucht zu Frau von Montespan."

„Und ich," rief Athénais, „danke es heut noch meiner Schwester, der Frau von Thianges, daß sie Frau Scarron zu mir brachte, und mich bat, meine Freunde für die Wittwe Scarrons zu interessiren."

„Es müssen mächtige Freunde sein, die Ihnen zur Seite stehen," entgegnete die Scarron, mit scharfer Betonung, „denn ich erhielt meine Pension, obwohl ich weiß, daß Seine Majestät sonst, bei allen meinen Bittgesuchen, stets zu sagen pflegten: „Ah — schon wieder diese Wittwe Scarron — schon wieder. Ich will von ihr Nichts hören." Ihnen, Frau Marquise, dank' ich mein Glück."

„Sie ist eine gute Verbündete," rief Lauzun. „Sie

aber, Madame Scarron, mögen aus dem Erlebten die Lehre ziehen, daß man nie verzagen soll. Die zwölfte Stunde entscheidet, die zwölfte Stunde."

„Ich werde sie erwarten," sagte die Scarron, mit bedeutsamem Lächeln.

Lauzun empfahl sich.

Die Damen blieben allein. Madame Scarron ergriff die Hände der Montespan und schaute ihr ins Gesicht.

„Athénais," sagte sie. „Sie haben mir vor wenig Augenblicken einen guten Kopf — Verstand zugesprochen, wollen Sie diesem Verstande folgen?"

„Gewiß, was haben Sie zu verbessern an mir?"

„Ah — Sie haben eine große Thorheit begangen."

„Ich? Sie setzen mich in Erstaunen."

„Ich will gestehen, daß ich hier im Zimmer war, und Ihre ganze Unterredung mit dem Grafen hörte. Ist es glaublich? kennen Sie wirklich die Verhältnisse unsres Hofes so wenig, daß Sie dem Grafen Ihr Fürwort bei dem Monarchen, in einer Sache versprechen konnten, die alle Mitglieder des königlichen Rathes, die halbe Armee, Turenne und Condé in Wuth versetzen würde, wenn der König sein Jawort gäbe?"

„Ich erschrecke. Reden Sie doch."

„Sie wollen Lauzun die Stelle eines Chefs der Artillerie, eine der ersten Stellen des Königreichs, verschaffen, bedenken Sie, daß Ihnen dieser Sieg tausend Feinde schafft. Athénais, Sie sind im Beginne einer Laufbahn, die ich," Madame Scarron machte ein sehr frommes Gesicht, „die ich nicht billigen kann — doch, Sie scheinen durchaus zu wollen. — Mögen Sie Ihren Lauf vollenden. Wenn Sie aber vorwärts dringen wollen, dann hüten Sie sich. Sehen Sie scharf umher. Verderben Sie sich nicht schon bei Beginn Ihres gefahrvollen Lebens. Man kann unter-

liegen im langen Kampfe und doch mit Ehren verbluten. — Nichts aber ist trauriger, als sogleich beim Beginne des Straußes weichen, sich sagen zu müssen, daß die Gegner mächtiger sind als wir selbst, und daß unsere Versuche Thorheiten waren, die uns den Spott der Menge zuziehen. Möge man uns hassen, beschimpfen — aber nicht auslachen. Unfehlbar würde das Ihnen geschehen, wenn Lauzun nicht die Stelle durch Ihre Fürsprache erhielte, und — so günstig Ihre Karten liegen, Marquise — noch sind Sie den Louvois' und Colbert's nicht gewachsen; der Erstere namentlich ist Lauzun's Todfeind, und ihn braucht der König nothwendig, weil Ludwig XIV. seine Tage verbringen muß mit zwei Dingen: mit Ruhm und Liebe. Louvois und Colbert für den Ruhm, Sie, wenn nicht Alles trügt, für die Liebe — aber der König wird nicht Eins für das Andere aufgeben. Lauzun hat geplaudert, sein Geheimniß nicht bewahrt, und Louvois hat dem Könige ernstliche Vorstellungen gemacht, daher des Monarchen Weigerung dem sonst von ihm so geliebten Günstlinge gegenüber. Man sieht gespannten Blickes auf die Marquise von Montespan. Was wird sie thun? wird sie sich gegen die mächtigen Minister, oder gegen den Günstling kehren? Es ist eine Prüfung, ein Debut, wie die Schauspieler es wagen auf einer großen Bühne. Von diesem Schritte hängt Ihre Zukunft ab, Athénais; wagen Sie ein kühnes Spiel, indem Sie die Staatsinteressen höher stellen, als die Freundschaft eines Günstlings, der Chef der Artillerie werden will, um seine Laune zu befriedigen, und der — ich verwette meinen Kopf — nicht ein Mal weiß, wie ein Geschütz gerichtet werden muß, so geistreich und tapfer er auch sonst sein mag. Louvois rechnet auf Sie, machen Sie seine Hoffnung nicht zu Schanden. Stellen Sie sich nicht lächerlich hin — denn dem Spott weicht auch die Liebe der Könige."

Athénais beugte sichtlich ihren Willen unter das Gewicht der Einwürfe, welche der klare Verstand der Madame Scarron erhob. „Françoise," sagte sie, „ich danke Ihnen. Sie haben mir einen Abgrund gezeigt, der auf meinem Wege gähnt. Ich kannte ihn nicht. Ja — ich werde vorschreiten — vorwärts, ohne rechts oder links zu blicken. Wenn man so dem Schicksal entgegen eilt, wie ich es mir vorgenommen habe zu thun, dann müssen Einige fallen."

„Unter ihre Zahl gehört Lauzun. Ich gebe ihn auf in dieser Sache, und Louvois soll sich nicht in mir getäuscht haben."

„Sie werden die Wichtigkeit dieses Entschlusses später noch einsehen," sagte die Scarron triumphirend. „Kommen Sie, wir wollen den „komischen Roman" meines verstorbenen Gatten lesen. Ich bin gern demüthig und gedenke dessen mit Liebe, der mich in die Welt einführte durch seinen Namen, seinen Geist."

Beide Damen traten in den Salon. Die Montespan holte das Buch, den berühmten Roman des verewigten Scarron.

Die Wittwe des Dichters betrachtete die Marquise mit halbgeöffneten Augen. „Sie ist sehr schön, diese Montespan," sagte sie für sich. „Sie kann Vieles durchsetzen, wenn sie nicht allzu ehrgeizig wird. Ein großer Streich ist abgewendet; Louvois kann mir dankbar sein. Ein Tag später, und der Herr Graf Lauzun hätte trotz Turenne und dem Minister die Geschütze in Flandern kommandirt, wenn Athénais zum Könige sprach. Louvois muß der Kammerjungfer der Montespan ein Präsent machen, denn was wäre geschehen, wenn ich nicht zeitig genug die Unterredung behorcht hätte? Oh — von welchen Zufällen hängen die Geschicke der Welt ab. Wäre Lauzun zum Commandeur ernannt worden, so hätte Turenne seinen Abschied verlangt

— Flandern würde vielleicht nicht zu zittern brauchen. Das Alles wird nun verändert — weil die Zofe der Montespan mir rechtzeitig die Tapetenthür öffnete.“

Vatermord.

Es war ein ganz verändertes Leben auf Schloß Offemont. Die peinliche Stille war gewichen und hatte einem froheren, lauteren Treiben Platz gemacht. Der Civillieutenant lud seine Nachbarn öfter ein als sonst, er ließ die Dorfarmen speisen und schrieb verschiedene Briefe nach Paris an Verwandte, die er seit längerer Zeit mit keinem Federstriche beehrt hatte. Der Grund aller dieser erfreulichen Veränderungen war eine bevorstehende Versöhnung zwischen der Marquise von Brinvilliers und ihrem Gatten. Der Civillieutenant hatte sich freilich gesagt, daß die Umkehr des Schwiegersohnes hauptsächlich bewirkt worden sei durch die Gewißheit: der von Aubray angestrengte Prozeß gegen den Marquis werde sich zum Nachtheile des Letzteren entscheiden — außerdem wußte Brinvilliers, wie bald es mit seinen Geldern zu Ende gehen müsse, wenn der Civillieutenant nicht die Gläubiger beschwichtigte — also machte er plötzlich Kehrt und erklärte: mit seiner Gattin fortan in Einigkeit leben zu wollen. In der großen Welt wunderte sich Niemand darüber, denn dergleichen Ehestandsscenen waren allzu häufig. Man bedauerte im Gegentheil die schnelle Lösung des zwischen Maria und Saint-Croix bestandenen interessanten Verhältnisses. Aubray war indessen mit der Wendung sehr zufrieden, denn ihm lag vor allen

Dingen daran, die Stimme der großen Masse beschwichtigt zu sehen, unter der sich denn doch eine ziemliche Anzahl ehrenhafter Leute befand, denen die Verhältnisse der Ehegatten ein höchst peinlicher Anstoß sein mußten. Als daher ein reumüthiger Brief des Marquis in Offemont anlangte, triumphirte Aubray über die Richtigkeit seiner juristischen Manoeuvres, welche den Marquis dergestalt in die Enge getrieben hatten, daß er als Bittender nahte. Freilich glaubte Aubray noch nicht an vollständige Bekehrung, sondern hielt die Reue für einen Vorwand, um Zeit zu gewinnen; er war deshalb sehr vorsichtig und zurückhaltend. Indessen folgten Briefe — alle versöhnlichen Inhalts — schließlich eine Kiste, angefüllt mit den schönsten Erzeugnissen der Pariser „Boutiquen", wie man die Läden der Gallerie du Palais damals nannte. Es lagen Handschuhe, Fächer und Gehänge in schönster Auswahl für die Marquise bei einander, und ein zierliches Körbchen enthielt die feinsten Essenzen aus dem Laden des berühmten Baders vom Pont-Neuf.

„Nun," rief Aubray erfreut, als er die gefüllte Kiste betrachtete, „nun, da ist ja plötzlich aus dem wilden Herrn Marquis ein zärtlicher Seladon geworden. Aufmerksamer kann der Bräutigam nicht gegen seine Braut verfahren. Dein Gatte scheint durch die Entfernung Deinen Werth erst vollkommen zu begreifen."

„Ei —", entgegnete Maria, „bin ich nicht hübsch genug dazu? Er hat allerlei Schönheiten kennen gelernt, dieser treulose Marquis, und gerade dadurch hat er vielleicht die Erfahrung gemacht, daß seine kleine Frau nicht zu den Unansehnlichsten gehört." Sie sprach diese Worte so einfach, mit so reizender Natürlichkeit, daß Aubray höchst angenehm dadurch berührt wurde.

„Es ist so, wie ich immer Deinen Brüdern sagte,"

rief er, „trotz aller der sonderbaren Launen, trotz mancher Verirrungen liebt Ihr Beide, Du und der Marquis, Euch dennoch.“

Maria schoß einen Blitz des tödtlichsten Hasses aus ihren Augen auf den Alten, dann aber nahm sie sogleich wieder die Miene kindlicher Unbefangenheit an. Sie tändelte wie ein kleines Mädchen mit den geschenkten Dingen und sagte: „Nun an mir soll es nicht liegen, wenn von jetzt an das Verhältniß zwischen uns Beiden kein gutes wird. Es ist mir, als wäre ich aus langem, schwerem Traume erwacht.“

„Nein,“ rief Aubray, „was der tolle Marquis für wunderliches Zeug gesendet hat. Du kannst hier doch nicht Alles gebrauchen. Bewahre es auf für Deine Rückkehr nach Paris. Diese Flacons zum Beispiel mit ihrem Inhalte, wozu dienen sie hier? Es sind nothwendige Dinge für die Besucher vornehmer Gesellschaften, aber in Offemont sind sie zu gar nichts nütze.“ Er hob das Körbchen empor. „Sieh, sieh,“ fuhr er fort, „das sind reizende Fläschchen. Die eine in der Mitte muß etwas ganz Absonderliches enthalten, denn sie ist mit einem Goldblättchen verschlossen.“

Die Marquise fühlte, wie ein Schauer, der von der Decke des Gemaches herabzukommen schien, sich auf ihr Haupt senkte und von da durch ihre Hände lief, die er zittern machte. Das war die verhängnißvolle Phiole. Der Civillieutenant hielt seinen Tod in Händen und ließ das Licht auf dem Krystallfläschchen spielen, welches die gräßliche Flüssigkeit umschloß.

Maria wußte, wer diese Flasche den Geschenken beigefügt hatte. — Sie blieb starr und bewegungslos neben dem Vater stehen. „Es ist ein neues Präparat, wie es

mir scheint. Wir wollen es versuchen,“ sagte sie, das Körbchen aus den Händen des Alten nehmend.

„Gewiß ist es etwas Schönes für Euch verwöhntes Volk, aber man sieht es ihm nicht an; denn das Fläschchen ist so winzig und der Inhalt scheint Wasser zu sein.“

„Die unscheinbaren Dinge wirken am stärksten,“ sagte die Marquise. Sie packte die Geschenke des Gatten zusammen und stieg in ihr Zimmer hinauf. Hier angelangt, schloß sie die Thür, setzte dann den Korb mit den Essenzen auf einen kleinen Tisch und betrachtete sorgfältig die mit Goldblättchen zugebundene Phiole. „Diese ist es,“ sagte sie dumpf und mit der Spitze des Zeigefingers den Stöpsel berührend. Sie schloß die Flaschen in ihren Schrank — nur die mit Gift gefüllte setzte sie an eine besondere Stelle. „In drei Tagen von heute an gerechnet führe ich es aus,“ murmelte sie.

Diese Frist, welche Maria sich gesetzt hatte, schwand schnell dahin. Zwei Mal hatte sie schon die Tropfen anwenden wollen — aber die Hand zitterte so gewaltig, daß sie fürchtete, die Flüssigkeit auf den Boden zu schütten. Sie sah die interessanten, ehrwürdigen Züge ihres Vaters. Seine Kälte hatte sich in Zärtlichkeit verwandelt, seine strengen Mahnungen hörten auf, er beschäftigte sich nur damit, die neugegründete Zukunft Maria's so rosig als möglich zu malen, nie — das gestand die schreckliche Tochter sich selbst — nie war der Alte ihr so ehrwürdig, so gütig erschienen; dieses Leben, welches trotz der langen Dauer noch so frisch, so ungebrochen sich regte, wollte sie vernichten, eine That wollte sie begehen, für welche die Gesetzgeber der grauen Vorzeit keine Strafe erfunden hatten, weil sie es für unmöglich hielten, daß ein menschliches Wesen sie begehen könne.

„Aber ich will ja nicht zurückkehren. Ich will frei

werden — ich muß ihn besitzen, ihn mein nennen — muß ihn mit Glücksgütern überschütten können; bleibt der Alte leben, dann wird es unmöglich, Gaudin verläßt mich wohl — oh ich müßte dann ihn selbst erwürgen — nein, ich muß ihn zu fesseln suchen, auf ewig an mich fesseln, und was kettet fester an einander als die Schuld?"

Lautes Hundegebell, die schmetternden Töne eines Jagdhorns dröhnten von unten herauf, Maria eilte an ihr Fenster und sah einen Trupp Jäger über die Parklichtung in den Schloßhof reiten. Aubray kam mit einigen Freunden vom Waidwerke zurück. Ein erlegter Hirsch war über den Rücken eines Handpferdes gebunden, die Treiber und Knechte führten die Hunde.

Ihrer Rolle eingedenk, nach welcher sie stets dem Vater in liebevollster Weise entgegenkommen mußte, stieg Maria schnell die Treppe hinab und trat aus der Vorhalle in den Hof, um die Jäger zu empfangen. Als sie erschien, hoben soeben zwei Knechte den Civillieutenant vom Pferde. Sein Antlitz war bleich.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen, mein Vater?" rief Maria.

„Ein kleines Unwohlsein — nichts weiter," sagte Aubray, mit einiger Anstrengung in die Vorhalle tretend, wo er sich sogleich auf einen Sessel niederließ.

„Der Herr Papa hat sich heute ein wenig übernommen," sagte lachend der alte Baron Lavardier, einer von des Civillieutenants Freunden und Begleitern. „Ja, ja, lieber Aubray, wir denken immer noch, wir sind zwanzig Jahre alt — aber, aber, das ist schon eine Zeit lang her. Wenn man erst den Schnee da oben auf dem Wirbel hat, muß man sich nicht gehen lassen. Der Herr Vater ist so erfreut über die gute Zeit, welche Ihnen, meine schöne Marquise, bevorsteht, daß er sich gar nicht zu lassen weiß. Da hat

er denn heute einen Ritt von drei Stunden gemacht, ohne ein Mal abzusitzen. Ah — das ist zu viel, wenn man acht und sechszig Jahre zählt."

„Gehen Sie doch, Baron," sagte Aubray unwillig, „der alte La Meilleraye reitet länger, und es giebt Hunderte von Beispielen, daß alte Soldaten noch schärfer geritten sind."

„Ja wohl — Soldaten. Aber Sie sind Advokat, mein Bester, und müssen bedenken, daß die Kopfarbeit ebenso angreifend ist, Sie haben sich also doppelt zu schonen."

„Und ist das Unwohlsein denn so bedeutend? wie äußert es sich?" fragte die Marquise, über den Sessel sich beugend, auf welchem der Vater saß.

„Ich fühle einen Schmerz im Unterleibe, der mir zuweilen den Athem benimmt. Offenbar ist es eine Folge des scharfen Rittes, Lavardier kann R e c h t haben. Es brennt ganz stark — ich will zu Bette. Mit einer guten, kühlenden Tisane wird Alles abgemacht sein."

Die Gesichtszüge der Marquise veränderten sich einige Male, dann blieben sie wie in Erz gegossen, ausdruckslos stehen. Ein furchtbarer Plan war in ihrem Kopfe gereift, bis zur Ausführung blieb nicht mehr viel Zeit übrig, nur wenige Drehungen des Zeigers, und Maria von Brinvilliers war den schwarzen Mächten verfallen.

Diese kurze Spanne Zeit schien der Marquise von endloser Dauer. Der alte Baron und die beiden andern Begleiter des Civillieutenants konnten sich nicht trennen von dem Freunde. Sie gaben tausend verschiedene Mittel an und begleiteten den Erkrankten in das Schlafgemach, wo die Diener ihn entkleideten und in sein Bett brachten.

Endlich empfahlen die alten Bursche sich, mit dem Versprechen: morgen um die zehnte Stunde, sich nach seinem Befinden erkundigen zu wollen. Maria blieb mit dem Vater allein.

„Mein Kind,“ sagte Aubray, „ich bitte Dich, gehe in Dein Zimmer. Das Unwohlsein ist nicht allzu gefährlich. Du bist aufgeregt, und ich kenne die Gereiztheit Deiner Nerven. Rufe mir den alten Prosper, meinen Kastellan, er kann hier bleiben.“

„Mein Vater,“ entgegnete die Marquise. „Ist es wirklich Ihr Ernst? Sie wollen mich fortschicken? mich, Ihre Tochter, die Ihnen gerade in dieser Zeit so unendlich vielen Dank schuldet? o — lassen Sie mir die Freude, an Ihrem Bette wachend Sie pflegen zu dürfen.“

Die Marquise küßte die Hand des Vaters, welche auf dem Deckbette ruhte.

„Es ist ein heißer Abend,“ sagte Aubray. „Oeffne ein wenig das Fenster.“

Maria öffnete einen Flügel.

In diesem Augenblick traten Prosper der Kastellan, und die Wirthschafterin des Schlosses, Louison, ein.

„Gut, daß Sie kommen, Louison,“ sagte Maria. „Sie müssen schnell eine Tisane bereiten.“

„Wäre es nicht besser, der gnädige Herr würden in Schweiß gebracht?“ fragte Louison.

„Nein, nein,“ rief Aubray. „Ich muß etwas Kühlendes genießen, denn ich habe Brennen in den Eingeweiden.“

Die Marquise fuhr auf. Ihr schreckliches Vorhaben ward begünstigt durch die Dämonen, welche unsichtbar die Lagerstätte des Opfers umgaukelten. Wer sollte das Verbrechen entdecken? hatte nicht vor Zeugen der Civillieutenant über Schmerzen in den Eingeweiden geklagt? und gewiß tödtete das Gift Gaudin's im Augenblick.

„Ich gehe, die Tisane zu bereiten,“ sagte Louison.

Maria's Entschluß stand fest.

„Ich werde den Trank für meinen Vater holen; wenn

er bereitet ist, ziehen Sie die Glocke.“ Sie erhob sich schnell und verließ das Zimmer.

Prosper leistete dem Civillieutenant Gesellschaft.

„Es ist eine schöne Frau, die Marquise,“ sagte der Kastellan, der Fortgehenden nachblickend.

„Das ist sie, Prosper, und ich bin glücklich, Alles so zum Guten gewendet zu haben. Die strenge Haltung der Marquise, hier auf Schloß Offemont, ist ihr heilsam gewesen, wir werden wohl nun nächstens auch den Herrn Marquis erscheinen sehen. Schließe jetzt das Fenster, Prosper, es wird kühl.“

Der Kastellan gehorchte.

Die Marquise eilte hastig in ihr Gemach. Ihre Schritte waren unsicher, und verschiedene Male mußte sie sich an das Geländer der Treppe klammern. Es dunkelte bereits, als sie das Schloß des Spindes öffnete, welches die todtbringende Essenz verbarg. Die Schrankthüre flog auf und Maria sah das Fläschchen vor sich. Es war ihr sichtbar, trotz der im Innern des Behältnisses herrschenden Finsterniß. Mochten es die Nerven, das empörte Blut sein — die Marquise glaubte einen feinen Lichtschein zu gewahren, der die Ränder und den Verschluß der Phiole umsäumte. Nicht Furcht vor der entsetzlichen That, die sie begehen wollte, machte die Marquise stutzig — nein — ein anderer Gedanke fuhr durch ihren Kopf. Sie hatte in der Eile und Hast der Unterredung mit Saint-Croix, vergessen zu fragen, wie die Wirkung des Giftes sich äußern werde. Zwar hatte der Lieutenant von schnell tödtenden Mitteln gesprochen, aber es war sicher, daß er auch Tränke zu brauen verstand, welche die Opfer langsam dahinrafften. Konnte es nun nicht im Plane Saint-Croix's liegen, den zum Tode verurtheilten Aubray, durch jene langsam wirkenden Gifte zu vernichten, damit das Verbrechen unter der

Maske einer schleichenden Krankheit sich berge? wenn dies die Wirkung war, dann schwebten die Verbündeten in Gefahr. Der Tod des Civillieutenants durfte nicht länger, als etwa sieben Stunden, nach dem Genusse des Giftes, auf sich warten lassen. Das war die Berechnung der Marquise. Sie hatte wohl überlegt, daß bei heftigem Leiden der Kranke einen Arzt verlangen werde. Bis nach Compiègne waren es vier Stunden, ebensoviel zurück, sie hatte genau auf die Zeit geachtet; bis der Arzt gefunden wurde, ging vielleicht nicht eine Stunde verloren, das Opfer mußte daher seine Seele verhaucht haben, bevor der Arzt in Offemont eintraf, denn, so sehr die Marquise auch von der Gewalt der Mittel überzeugt war, sie fürchtete dennoch das Auge eines Gelehrten.

„Wirkt der Trank durch Erzeugung heftigen Schmerzes, oder vernichtet er das Leben schnell, gleich dem Schlaganfalle, und ohne Spuren?" Das war die Frage, welche die Marquise sich vorlegte, als sie die Flasche erblickte. „Oh — weshalb habe ich mich nicht einweihen lassen in die geheime Kunst? weshalb ihn nicht befragt? es kann scheitern, das Unternehmen — ich will warten bis — —"

In diesem Augenblicke tönte von unten herauf ein Glockenzeichen.

Maria fuhr zusammen.

„Der Trank ist fertig — eine solche Gelegenheit bietet sich selten — es muß sein."

Sie streckte die Hand nach der Giftflasche aus, und ergriff das unheilvolle Behältniß, schob es in die Tasche ihres Gewandes und ging mit festen Schritten die Treppe hinab, in das Vorzimmer zu Aubray's Schlafgemache, wo Louison mit der Tisane bereit stand. Den kühlenden Trank hatte die Wirthschafterin in ein schönes Krystallglas gefüllt,

welches sie auf einen silbernen Teller setzte. So reichte sie der Marquise die Labung für den Kranken.

„Ich danke Ihnen, gute Louison,“ sagte Maria mit sanfter Stimme. — „Möge es dem gnädigen Herrn wohl bekommen,“ flüsterte die Alte.

„Gehen Sie, liebe Frau, ich rufe sogleich, wenn der Vater noch anderer Hülfe, als der meinigen bedarf,“ entgegnete die Marquise.

Louison verließ das Vorzimmer.

Die Marquise setzte schnell die Tisane auf einen Gueridon, dann zog sie die Todestropfen hervor. Der Stöpsel der Flasche war mit goldfarbiger Haut verbunden — die Mörderin vermochte ihn nicht sogleich zu öffnen. — Geräusch im Nebenzimmer — Prosper ist bei dem Kranken noch immer — wenn er jetzt herausträte? — der kleinste Umstand kann verrathen. Die Marquise sieht sich nach einer Scheere um — vergeblich, ihren zarten Nägeln widersteht die feste Hülle, sie achtet keine Gefahr ihr Werk zu vollenden, wenn auch diese Tropfen vielleicht durch den Hauch, bei der leisesten Verbindung mit dem Athem, tödten — sie wagt es, und zerreißt die Hülle des Glaspfropfens mit ihren Zähnen. Dann öffnet sie vorsichtig die Flasche — sie hebt sie empor — jetzt bringt sie den Hals der Phiole an den Rand des Glases, aber ihre Hände zittern — „Es muß! es muß!“ sagte sie leise und, da — da fallen die Tropfen hinein, mit seltsamem, feinem, unheimlichem Klange. Die Marquise zieht die Flasche zurück. Trotz ihrer eisernen Gewalt über sich, hat sie gezittert, sie fühlt eine Feuchtigkeit an ihrer Hand, einige Tropfen des Giftes haben ihre schönen Finger benetzt — sie trocknet schnell und ängstlich das verderbliche Naß, indem sie mit der Hand ihr Kleid streift — dann verbirgt sie die Flasche wieder und schreitet zur Thür des Schlafgemaches. Als sie,

den vergifteten Trank in der linken Hand haltend, mit der Rechten die Thür öffnet, erschallt neben ihr ein dumpfer, drohender Ton. Die Marquise weicht zurück, Zittern befällt sie, das Krystallglas mit der vergifteten Tisane schwankt auf dem silbernen Teller; hat ein Wesen die Vorbereitung zur finsteren That belauscht?

Maria von Brinvilliers schaute angstvoll um sich. Dicht vor ihr stand der gewaltige, zottige Hund des Civillieutenants und knurrte die Marquise wüthend an, seine starken Zähne fletschend. Sollte der Hund das Verbrechen wittern? Allerlei Geschichten von dem Verstande der Hunde fielen der Marquise plötzlich ein, gleich darauf lachte sie aber höhnisch über die Albernheiten. „Zurück, Vainqueur," rief sie; der Hund wich von der Thür. Er hatte wohl geschlafen und im Halbdunkel die Marquise nicht erkannt. —

Prosper saß noch vor dem Bette des Herrn, als Maria eintrat. Der Civillieutenant hörte die leisen Schritte der Tochter. „Gutes Kind," sagte er, „Du bemühst Dich noch zu so später Stunde."

Prosper erhob sich. „Sollten Sie meiner bedürfen, gnädige Frau, dann rufen Sie, doch ist wohl Nichts zu befürchten, der Herr Civillieutenant sind ganz munter," sagte der Kastellan, reichte dem Herrn die Hand und ging.

Wieder waren Vater und Tochter allein.

„Gieb mir die Tisane," bat Aubray.

Maria von Brinvilliers hob das Glas empor, ihre Hände zitterten nicht mehr, ihr Antlitz zeigte keine Bewegung, ihr Athem war ruhig, ihre Pulse schlugen nicht schneller als gewöhnlich, und doch war es ihr Vater, dem die Tochter soeben den Gifttrank reichte. Aubray ergriff den Krystallpokal und setzte ihn an den Mund. Die Marquise drückte stumm ihre Nägel ein wenig in das Fleisch ihrer Hände und trat in den Schatten, welchen die Bett=

gardine warf. Von hier aus sah sie mit den Blicken der Tigerin, wie der Vater den vermeintlichen Labetrunk bis auf den letzten Tropfen leerte, dann reichte er der Mörderin den Becher.

„Es hat mir wohlgethan," sagte er tief athmend. „Ich danke Dir."

Die Marquise kniete einen Augenblick an seinem Bette nieder. Sie erwartete eine sofortige Wirkung des Giftes, diese blieb aus.

„Geh," befahl Aubray. „Im Vorzimmer wacht Jacques, ich habe es so mit Prosper verabredet. Geh und begieb Dich zu Bette, ich will es; mein Zustand ist besser als vor einigen Stunden."

Die Marquise ging lautlos aus dem Schlafzimmer, draußen saß der Diener, sie grüßte flüchtig und eilte die Treppe hinauf; sie blickte scheu um sich, ihr fröstelte. Sie glaubte immer Etwas hinter sich zu hören, eine Berührung zu fühlen. Schnell und fast krampfhaft schloß sie die Thür, ihres Gemaches, um dieses unsichtbare Etwas auszusperren — umsonst. Es raschelte wieder hinter ihr, rückte immer dichter an ihren Körper heran, immer wieder kroch es über ihren Nacken. Nun raschelte es die Wand entlang, pochte an die Fensterscheibe und ging leise knisternd durch das Zimmer. Mit starren Blicken verfolgte Maria den unheimlichen Ton, ihre Hand beschrieb mechanisch den Weg, den er zu nehmen schien, bis er durch die Ritzen der Thür, einem Stöhnen gleich, in der Ferne verschwand.

Die Marquise strich das Haar von der Stirne, es hatte sich gesträubt. Sie war wieder fest, eisig. Was hatte sie noch zu fürchten, nachdem diese ungeheure That vollbracht war? welchen Mahner aus der Unterwelt kann eine Tochter scheuen, die den Vater vergiftete?

Maria's Gedanken sammelten sich schnell wieder. Ihre

Unruhe wuchs, als sie noch immer keine Bewegung in den unteren Räumen des Schlosses bemerkte. „Es ist ein langsames, auflösendes Gift," murmelte sie. Oh warum gab er nicht eines jener Mittel zur Vernichtung, die da tödten gleich dem Blitzstrahl — wenn der Arzt ihn lebend findet — aber nein, pah — es ist ein Mittel aus dem Buche des Mönches, und diese Mittel sind unfehlbar, wir haben nichts zu fürchten, solche Waffen sind allmächtig." Sie horchte wieder angestrengt, dann warf sie sich auf die Ottomane. Ihre Sinne verwirrten sich, wieder meinte sie das Geräusch zu hören, dann schien sich am Fenster eine Gestalt zu zeigen, die Marquise rief halblaut „Gaudin! Gaudin!" und huschte zum Fenster, aber entsetzt taumelte sie zurück, denn statt des Geliebten glaubte sie dicht vor sich, im Dunkel der Nacht, von fahlem Scheine erleuchtet die blutige Gestalt des Kaplans von Schloß Mortemart zu erblicken. Der Schatten hob drohend seine Hand und schwebte dann in die Tiefe hinab.

„Thorheiten!" keuchte die Marquise. Die Schloßuhr begann zu schlagen. Die Marquise zählte die Schläge. „Wieder eine Stunde vorüber, und noch ist das Leben nicht gefährdet. Sollte der Schüler Exili's einen Fehlgriff gethan haben?" Der zwölfte Schlag summte.

Horch! — ein dumpfes Pochen tönt durch den hallenden Flur; Stimmen werden laut, es sind ängstliche, klagende Stimmen. „Der Trank wirkt," murmelt die Marquise. „Das Verderben beginnt seinen Lauf. Weshalb wolltest Du mich von ihm reißen."

Es eilt die Treppe hinauf, Lichtschein fällt durch die Thürspalte, die Marquise hält den Athem an; eine Hand pocht heftig. „Gnädige Frau," tönt die Stimme Louison's.

Maria schweigt. „Um der Heiligen willen, öffnen Sie, gnädige Frau, der Herr Vater sind am Sterben."

Die Marquise brachte mit einem heftigen Rucke ihr Bett in Unordnung, dann eilte sie die Thür zu öffnen. „Was giebt es, Louison?“ rief sie. „Ich habe mich angekleidet auf das Bett geworfen — eben war ich eingeschlummert, mein Vater — —“

„Er ist sehr krank, gnädige Frau, kommen Sie.“

„Mein Vater! mein Vater!“ schrie Maria mit verzweiflungsvollem Tone, „zu ihm, schnell den Arzt.“ Sie stürzte die Treppe hinab, Louison folgte.

„Jacques ist schon zu Pferde nach Compiègne,“ sagte hastig die Alte.

„Zu Pferde?“ rief die Marquise. „Wie lange braucht er dahin?“

„Mit dem Pferde sind es zwei Stunden.“

Die Verbrecherin runzelte die Stirn. „Der Arzt kann also in sechs Stunden hier sein,“ murmelte sie, „Gaudin bewähre Deine Kunst.“

Man war in Aubray's Zimmer. Schon beim Eintritte hörte die Marquise das Stöhnen des Leidenden. Jetzt, zum ersten Male seit der That befiel sie eine Anwandlung von Reue. Sie trat an das Bett des Vaters. Die Züge Aubray's waren furchtbar verändert, und doch hatte Maria ihn erst vor kurzer Zeit verlassen, die tödtlichen Mittel mußten also im Körper des Vergifteten ihr geheimnißvolles Zerstörungswerk bereits gefördert haben.

„Oh meine Tochter, ich leide fürchterlich,“ schrie Aubray, seine Hand aus dem Bette nach Maria streckend. Die Finger dieser Hand waren schon krumm gezogen wie von der Gicht, und ein kalter Schweiß lagerte auf der Handfläche.

Die Marquise vermochte sich kaum zu halten, hätte sie ein Gegengift besessen, sie würde es sofort dem Vater beigebracht haben, aber sie war eine Dilettantin in der schwarzen Kunst, sie hatte nur von Gegenmitteln sprechen hören ohne

eins zu kennen, wußte die Mörderin doch nicht einmal den Namen des Giftes, welches in dem Körper des Kranken raste, und wie ihn retten, selbst wenn der Arzt kam? das wäre doch nur möglich gewesen durch offenes Bekenntniß, und mit diesem lieferte Maria sich dem Verderben in die Arme. „Es ist zu spät,“ sagte sie leise. „Auch sind Exili's Mittel durch nichts unwirksam zu machen.“

Der Kranke begann zu phantasiren, er richtete sich hoch auf im Bette, er schien mit Saint=Croix, mit Brinvilliers zu reden, dann kehrte seine Besinnung zurück, und er rief laut: „Ein zweiter Bote nach Paris! Ich muß meine Söhne sprechen, ehe ich sterbe.“

Maria warf sich an dem Bette nieder, sie weinte, ihre Heuchelei feierte den höchsten Triumph, denn die versammelten Diener und Dienerinnen betheuerten, daß ihnen der Schmerz der gnädigen Frau fast ebenso nahe gehe, als die Leiden des alten Herrn.

Stunden verrannen. Allerlei Hausmittel wurden angewendet. Die Angst, die Unruhe Aubray's steigerten sich immer mehr. „Oh — komm' hierher, mein Kind,“ röchelte er, „komm'! Ich will Dein liebes — Dein schönes Köpfchen an meiner Brust ruhen lassen — so lange ich noch athme — so.“ Er drückte fast krampfhaft das Haupt der Marquise an sich, das Ohr der Mörderin vernahm deutlich, wie in der Brust des Vaters die Organe arbeiteten und kämpften, als wäre eine feindliche Macht auf sie gefallen. Maria wollte den Kopf zurückziehen, aber der Sterbende hielt ihn fest.

„Bleibe — bleibe,“ rief er, „Du bist mein liebes, mein theures Kind. Wir sind so glücklich gewesen diese letzten Tage, Deine schöne — reizende Gestalt, — Dein sanftes — demüthiges Wesen haben diesen stillen Ort ver=

schönert — oh — warum muß ich scheiden von Dir — jetzt wo Alles wieder gut war.“

„Sie werden nicht, mein Vater — Sie werden nicht,“ schrie die Marquise, ihre Hände ringend, „Gott wird Sie erhalten.“

„Nein — ich fühle wie der Tod naht,“ ächzte Aubray, „ich fühle seine Hand, sie umklammert mich eisig — schon sind meine Glieder gelähmt, eine markerschütternde Kälte fährt durch das Gebein, während mein Kopf glüht, tödtliche Mattigkeit überfällt mich — die Augen umzieht ein Flor — ich sterbe.“

Die Marquise fühlte, wie die Arme nach und nach herabsanken und ihr gestatteten, das Haupt zu erheben; sie ergriff die Hand des Sterbenden.

Aubray's erlöschender Blick suchte die Tochter. „Gieb mir Dein Ohr,“ flüsterte er.

Maria legte ihr Ohr an den Mund des Vaters.

„Meide Saint-Croix,“ röchelte der Vater dumpf, indem sein Haupt zurücksank, dann schlug er die Augen weit auf — ein durchdringender Blick fiel auf die Marquise, sie hielt ihn aus. Der letzte Wunsch des Sterbenden hatte jede Reue über die entsetzliche That bei der Mörderin verwischt.

Aubray, einen lauten, schmerzlichen Schrei ausstoßend, raffte sich noch ein Mal empor, sein rechter Arm beschrieb convulsivisch einen Kreis in der Luft, dann fiel der Körper mit furchtbarem Gewicht zurück in die Kissen, daß die mächtige, alte Bettstelle krachte und zitterte.

Die Anwesenden verhüllten die Gesichter bei dem schrecklichen Anblick. Die Marquise aber beugte sich über den Körper; sie lauschte einige Sekunden, dann erhob sie sich und sagte mit fast tonloser Stimme: „Er ist todt.“

Da sie bereits alle Künste der Heuchelei am Sterbe-

bette des Gemordeten erschöpft hatte, hielt sie es für gerathen, in Ohnmacht zu sinken. Man trug sie in ihr Zimmer.

Die entsetzliche That war vollbracht — kein Wesen im Schlosse zu Offemont hatte eine Ahnung von dem Verbrechen, welches unter diesem Dache begangen worden war, als nur allein der Hund des Gemordeten. Vainqueur heulte und kratzte die Wände. Der unheimliche Ton, den das Thier ausstieß, ließ die Marquise erbeben, sie gedachte der Mordnacht, in welcher der Hund ihr die Zähne zeigte, als sie den Tod an das Bett des Vaters trug.

„Ich begreife die Mittel nicht," murmelte sie, „aber ich habe ihre Wirkung mir anders, schneller, leichter vorgestellt."

Die Schloßuhr schlug die sechste Morgenstunde.

„Er hat sechs Stunden gekämpft," fuhr sie leise zu sich sprechend fort. „Die Gifte müssen verstärkt werden, oder — Gaudin ist noch ein Stümper."

In der Schloßkapelle läutete ein Glöckchen, golden stieg die Sonne empor und goß ihren Schein über Wald, Schloß und Park aus, ein feiner, narkotischer Duft zog in leichten Wolken durch das Fenster der Marquise.

„Die Priester sind unten," flüsterte sie. „Es ist Weihrauchduft, sie segnen die Leiche des Alten ein."

Maria erhob sich. Jetzt erst verbarg sie die Phiole in ihrem Schranke hinter Tüchern und Spitzen, dann schickte sie sich an das Gemach zu verlassen; fast mit ihr zugleich trat in die Vorhalle ein kleiner, schwarzgekleideter Mann. Er verbeugte sich höflich, reichte der Marquise gerührt die Hand und sagte mit gepreßter Stimme: „Ich höre leider, daß ich zu spät komme."

Maria drückte ihr Tuch vor die Augen. „Dennoch danke ich Ihnen, mein Herr Doctor."

Der kleine Mann war ein Arzt aus Compiègne, Namens Lafresne. Er hatte den Civillieutenant einige Male bei geringen Anfällen behandelt.

Die Marquise gerieth wieder in Unruhe. Nicht bekannt mit den Symptomen einer Vergiftung, irre gemacht durch die Wirkung des Mittels, welche sie sich weit plötzlicher und leichter tödtend vorgestellt hatte, fürchtete sie, daß irgend eine Spur gefunden werden könne, die den Verdacht eines Mordes zu erwecken im Stande sei.

Sie trat hinter dem Doctor gehend in das Sterbezimmer. Ein Priester wachte bei dem Leichnam, auf dem Tische brannten zwei Kerzen. Die Marquise ließ sich in den Sessel fallen, ihre Augen blickten zur Decke empor, sie wagte es nicht den Leichnam zu betrachten, und war froh, als der Doctor die Vorhänge des Bettes zuzog und den Körper zu untersuchen begann. Was wird er sagen?

Eine halbe Stunde verging, welche der Marquise eine Ewigkeit schien. Endlich wurden die Vorhänge auseinandergeschlagen, und Lafresne trat hervor. Die Blicke der Marquise hingen an dem Munde des Arztes, ihre Hand ballte das Taschentuch zusammen.

„Es ist wie ich gedacht habe,“ sagte Lafresne, „eine Apoplexia — ein Schlagfluß hat dem Leben des gnädigen Herrn ein Ende gemacht.“

Die Marquise athmete auf. „Sein Ritt mit den Freunden, der unselige Ritt von drei Stunden ohne Unterbrechung hat mir meinen Vater geraubt,“ rief die Marquise außer sich.

Der Doctor tröstete sie. „Sie haben an sich zu denken, gnädige Frau,“ sagte er, „unser theurer Verewigter segnete sie gewiß. Sie verstanden es, die letzten Tage ihm zu glücklichen zu machen.“

„Aber wie — erklären Sie mir das — Doctor, wie

war es möglich, daß den rüstigen Greis so plötzlich der Tod anfiel — was ist die Ursache?"

Der Doctor zuckte die Achseln. „Den Tod führte ein Schlagfluß herbei — alle Anzeichen sind dazu vorhanden. Ich höre, der gnädige Herr klagte sogleich nach dem starken Ritte über Schmerzen, eine Lähmung, eine Unempfindlichkeit an den Gliedmaßen trat ein."

„So ist es."

„Hm — also Coma, Coma," sagte Lafresne. „Bei dem Alter des Herrn Vaters ist der Tod eine wahrscheinliche Folge der Aufregung, mehr kann ich nicht sagen; um sicherer zu urtheilen, hätte ich früher eintreffen müssen, vielleicht wäre eine Rettung möglich gewesen."

Maria's Gesicht nahm den Ausdruck größter Ruhe und dennoch des größten Schmerzes an. Sie sah verstohlen, wie Lafresne den Leichenbefund für die Mairie von Compiègne niederschrieb; ihr Verbrechen blieb unentdeckt. — — „Nun ist der größte Schlag geschehen," sagte sie, „die nachfolgenden wiegen nichts. Hüten Sie sich, meine Herren Gebrüder von Aubray."

Louison trat ein. „Gnädige Frau, zwei Herren sind soeben angekommen, die Freunde des gnädigen, seligen Herrn," meldete die Alte.

Maria führte die Jäger an das Lager des Entschlafenen. Stumm, ihre Thränen nicht verbergend, standen die alten Knaben vor der Leiche desjenigen, der gestern noch mit ihnen lustig, ein heiterer, jugendlicher Greis, durch die grüne Waldung gesprengt war.

Lafresne siegelte das Papier und händigte es einem Boten ein. „Die Mairie ist auf Schloß Saint-Hilaire," sagte er, „reiten Sie dahin."

„Bleiben Sie mein Gast, Herr Doctor," sagte Maria, „ich habe Sie heute so früh stören müssen."

Lafresne verbeugte sich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage war die Marquise bedeutend ruhiger geworden. Sie brauchte ihre Kräfte, denn noch eine gefährliche Zusammenkunft stand ihr bevor — die Brüder Aubray mußten bald eintreffen. Während sie sorgfältig Alles noch ein Mal überlegte, meldete der Diener die Ankunft eines jungen Mannes, der soeben in einem Jagdwagen vorgefahren sei. „Er nennt sich René Damarre," sagte der Diener.

„Wie? wie nennt er sich?" sagte die Marquise, unwillkürlich zusammenschreckend.

„Oh —," sagte der Doctor Lafresne, „es ist der Beisitzer des Gerichts für den dritten Bezirk von Isle de France, zu welchem Offemont gehört. Er wird die nothwendigen Formalitäten zu erfüllen, besonders aber an die Zimmer des verstorbenen Herrn bis zur Ankunft der Herren von Aubray die Siegel anzulegen haben; ferner muß er die Leiche beschauen. Es ist ein sehr liebenswürdiger, junger, wohlunterrichteter Mann, Sohn des Herzogs Damarre — schlimme Scenen im Hause der Eltern — lebt von seinem Kopfe — seinen Kenntnissen. Nehmen Sie ihn gut auf."

Die Marquise wurde auf's Neue heftig erregt. Diesen Zwischenfall hatte sie nicht vorausgesehen, und es erschien ihr als ein böses Omen, daß der Mann, der mit ihr an jenem verhängnißvollen Tage der Ermordung des Studenten durch Théria zusammengetroffen war, gerade heut am Tage nach dem Vatermorde bei ihr als Richter erschien.

„Ich kenne ihn," sagte die Marquise, welche sich mit Muth waffnete, um den Abgeordneten des Gerichts zu empfangen. Sie hatte seit der verbrecherischen That die Gesichter der Menschen geprüft, auf jedes Geräusch, jeden

Zufall mit dem Argwohn des bösen Gewissens geachtet — nichts durfte ihr Besorgnisse einflößen; aber seit jener finstern Stunde war es das erste Mal, daß die Verbrecherin einer Person des Gerichtes gegenübertrat. Diese Person war freilich noch sehr jung — die Marquise aber fürchtete den Geschäftseifer des jungen Richters.

Als die Marquise in das Vorzimmer trat, erblickte sie drei Männer. Der Erste war René Damarre, den sie mit seltsamen Empfindungen betrachtete, denn sie glaubte Gaudin von Saint-Croix in blonden Haaren vor sich zu sehen; die beiden andern Männer hatten ziemlich gemeine Gesichter, sie trugen kurze, weiße Stöcke in der Hand und waren mit silbernen Schilden geschmückt, die wie ein Ordenszeichen auf der Brust prangten. Jeder dieser Schilde zeigte drei Lilien.

René verbeugte sich artig vor Maria von Brinvilliers. Sein Wesen war ernster und männlicher geworden, ein Zug von Energie hatte sich um Mund und Augen gelagert.

„Sie finden mich stets als den Mittelpunkt eines traurigen Ereignisses, wie es scheint, mein Herr," sagte die Marquise.

„Gnädige Frau," entgegnete René, „Sie sehen mich tief betrübt über das traurige Ereigniß, welches Schloß Offemont betroffen; ich bin von dem Gerichtshofe der Isle de France gesendet, einige Formalitäten zu vollziehen, welche das Gesetz verlangt, und ich weiß, daß inmitten der Trauer die Männer des Gerichtes nicht gern gesehen werden. Verzeihen Sie die Störung und denken Sie, daß auch Ihnen vielleicht ein Vortheil daraus erwächst."

„Worin bestehen Ihre Geschäfte, Herr von Damarre?" fragte unruhig die Marquise.

„Zunächst habe ich an das Zimmer des Verstorbenen die Siegel des Châtelet zu legen, denn nach den Akten

unserer Kanzlei befindet sich ein Testament unter den Papieren des Herrn von Aubray."

Maria verhehlte nur mühsam ihre Bewegung. Sie hatte in der Aufregung, in der Angst nicht daran gedacht, in das Zimmer des Vaters zu gelangen, wie leicht hätte sie das wichtige Dokument entdecken, durchlesen — nöthigenfalls vernichten können. Es war zu spät.

„Dann," fuhr René fort, „werde ich die Leiche besichtigen, um dem Gerichte, wie es üblich ist, durch die Bekräftigung dieser beiden Zeugen die Gewißheit von dem, durch den Arzt gemeldeten Tode des Herrn Civillieutenants überbringen zu können; sobald diese Verrichtungen geschehen sind, stören wir Sie nicht länger."

Die Marquise zitterte. „Sollte er? — aber nein. Wenn der Arzt das Ableben einem Schlagflusse zuschreibt, wie könnte ein Richter, ein so junger Mensch irgend Argwohn schöpfen? woher sollte er eine Kenntniß der Gifte haben?" — Maria beschloß jedoch Alles aufzubieten, den jungen Rechtsgelehrten zu gewinnen. Sie heftete einen durchdringenden Blick auf René, daß dieser, unwillkürlich von dem stillen Zauber überwältigt, die Augen senkte.

„Beim Himmel, dieses Weib ist reizend, ich begreife es, daß sie so viel Unheil anrichten kann," sagte der neue Rechtsvertreter leise.

Maria reichte ihre Hand dem Herzoge. „Kommen Sie, Herr von Damarre," lispelte sie in traurigem Tone. „Ich werde Sie in das Gemach und an das Bett meines Vaters führen." Die Thränen schienen ihre Stimme zu ersticken.

René führte die Hand der Marquise an seine Lippen — er glaubte einen leisen Druck zu fühlen, und als er aufsah von der weißen, schwellenden Fläche dieser schönen Hand, erhaschte er noch einen seltsam glühenden, fast liebevollen Blick der Marquise, dann senkten sich die langen,

dunklen Wimpern, als ob die reizende Dame sich einer plötzlichen, zärtlichen Regung schäme, und eine Thräne zitterte an diesen Wimpern.

René vermochte Nichts zu sagen, er folgte stumm der Marquise. Zuerst wurde das Hauspersonal vernommen, festgestellt, daß in dem Zimmer des Verstorbenen seit dessen Ableben nichts berührt worden, das Protokoll aufgenommen und dann die großen Siegel des Gerichtshofes vom Châtelet an die Thür gelegt.

René, die Marquise und die beiden Zeugen schritten in das Sterbezimmer.

Doctor Lafresne begrüßte René herzlich. „Sie werden bald im Klaren sein," sagte er, „der alte Herr mußte schnell hinüber. Ein Schlagfluß."

René zog die Vorhänge des Bettes zurück, das Licht der Sonne fiel auf den Leichnam Aubray's.

— Der Richter und die Zeugen sind da, an der Stätte des Mordes, vor ihnen ruht der Geopferte — hinter ihnen steht die Mörderin mit gerunzelter Stirn, mit leise bebender Lippe; ihr ist es, als öffne die Leiche den fest zusammengekniffenen Mund, als hebe sie den Arm und deute auf die unnatürliche Tochter und kreische mit gellender Stimme: „Diese dort ist es — greift sie! auf's Schaffot mit ihr! auf's Schaffot!" Täuschung — Unsinn — Narrheit, der Mund bleibt stumm, die Hände regen sich nicht, und die beiden Zeugen, Greffiers des Gerichtes, zeigen nicht die geringste Spur von Gefühl oder Erregung. Sie haben grausigere Leichen gesehen, als die des alten Aubray ist; sie sind Geschäftsmänner. Und als der junge Advokat sich an den Tisch setzt, um auch hier ein Protokoll aufzunehmen, geben sie Beide ihre Unterschriften so schnell als nur möglich, damit sie zeitig genug wieder in Compiègne sein können, wo der Cyderkrug sie erwartet.

Die Marquise hat nichts zu besorgen, das Protokoll sagt: Ein Schlagfluß ist es gewesen, der Herrn von Aubray in das Jenseits beförderte. Die Greffiers verlassen das Zimmer.

Aber — was ist das? Der junge Rechtsgelehrte geht noch ein Mal an das Bett der Leiche — was will er? er betrachtet die Züge des Verblichenen sehr aufmerksam — er scheint sein blondlockiges Haupt zu schütteln — wittert er eine Spur des Giftes? Unmöglich, dazu gehörte die Wissenschaft Exili's; dieser allein wäre vielleicht im Stande zu entdecken — aber ein Zögling der Sorbonne?

Seltsam — René berührt die Finger des Verstorbenen, sein Gesicht nimmt einen ernsten Ausdruck an. „Wäre es möglich?" fragt sich die Marquise, welche Höllenangst ergreift. „Hüte Dich, schöner Herzog, die Gifte Saint-Croix's sind auch für Dich in Bereitschaft."

René trat von dem Bette zurück. „Sie haben den Verstorbenen nicht mehr lebend angetroffen, Herr Doktor?" sagte er.

„Nein."

„Wie lange war er verschieden, als Sie eintrafen?"

„Wohl über eine Stunde, nicht wahr, Frau Marquise?"

„Es ist so richtig, Herr Doctor," antwortete Maria.

„Sie waren allein bei Ihrem Herrn Vater, gnädige Frau?" fuhr der junge Rechtsgelehrte fort.

„Nein —," sagte mit sonderbarer Heftigkeit die Marquise, „doch — ja. Als ich ihm den kühlenden Trank reichte, war ich allein mit ihm — oh! es war der letzte glückliche Augenblick."

„Ich begreife, wie schmerzlich Ihnen die Erinnerung sein muß, die Wunde ist noch zu frisch."

Und wieder trat René an die Leiche. In diesem Augenblicke rief Louison die Marquise ab. Neue Besuche aus der

Umgegend waren angekommen, und froh, dem beängstigenden Examen entschlüpfen zu können, eilte Maria hinweg, doch schlug ihr Herz gewaltig, als sie bedachte, daß der junge Richter allein bei der Leiche bleiben werde; aber der Doctor war ja zugegen. Er hatte auf Schlagfluß erkannt, und so stand es im Protokolle.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, begann der Doctor die Vorhänge zu schließen, welche das Bett der Leiche umgaben; während dieser Arbeit setzte er René den körperlichen Zustand Aubray's auseinander.

Der junge Herzog hörte nur halb zu. Er ging im Zimmer umher, und die Gegenstände aufmerksam betrachtend, kam er plötzlich zu einem Tische, welcher ein auf silbernem Teller stehendes Krystallglas trug. René nahm den Pokal in die Hand und hielt ihn gegen das Licht. — „Dies scheint den letzten Trunk des Herrn von Aubray enthalten zu haben," sagte er.

„Gewiß," entgegnete der Doctor hinzutretend. „Sehen Sie, da ist noch eine Spur, ein Paar Tropfen sind noch im Glase. Hier sieht man, wo er die Lippen ansetzte. Es ist eine Tisane gewesen."

René führte das Glas an die Nase, dann hielt er es wieder gegen das Licht; an den Wänden des Pokals zeigten sich eigenthümlich gefärbte Wölkchen.

„Glauben Sie etwa, daß dieses schuldlose Gebräu den Tod Aubray's beschleunigt habe?" fragte der Doctor lächelnd. „Sie betrachten das Glas so aufmerksam. Es war eine Tisane, weiter nichts."

„Hm," sagte René.

„Drin sind noch Tropfen, sehen Sie doch, geben Sie her."

„Sie wollen doch nicht etwa diese Tropfen an Ihre Lippen führen?" rief René, heftig das Glas dem Doctor entreißend.

Die Marquise trat ein. Gleich einer Erstarrten blieb sie auf der Schwelle stehen. Das Glas hatte sie vergessen zu beseitigen — es war in René's Hand. „Weshalb? oh — über den Leichtsinn," murmelte sie. „Ich bin noch eine Anfängerin in der Kunst, aber ich merke auf Alles."

Sie ging auf René zu. „Aus diesem Glase trank mein geliebter Vater den letzten stärkenden Trunk," sagte sie.

„Ich dachte es mir," entgegnete René, „deshalb betrachtete ich es so aufmerksam. Nahm der Herr von Aubray onst keinen Labetrunk zu sich, als nur diese Tisane?"

„Er verlangte später noch Wasser."

„Und trank er aus diesem Glase?"

„Ja."

René schwieg.

„Werden die Herren mir die Ehre erweisen, ein Souper auf Offemont einzunehmen?" fragte Maria.

„Ich muß danken," sagte René hastig, fast scheu und einen unruhigen Blick auf die Umgebungen des Zimmers werfend. „Vor Sonnenuntergang muß ich in Compiègne sein."

„Auch ich," sagte Lafresne. „Fahren wir zusammen, Herr von Damarre. Die Greffiers können die Kutsche des Gerichtes benützen."

„Ich nehme es an, Herr Doctor," sagte der Advokat. „Gnädige Frau, Ihr Diener, und nochmals mein innigstes Beileid. Ich sehe Sie erst wieder, wenn die Siegel abgenommen werden."

„Mögest Du nie wiederkehren," murmelte Maria. „Du hast Verdacht — ich täusche mich nicht." Sie reichte den Beiden die Hand und geleitete sie zum Wagen. Als dieser den Schloßhof verließ, eilte Maria in ihr Zimmer. „Ich muß an Gaudin schreiben," rief sie. „Das ist das Nothwendigste. Noch kann ich Offemont nicht verlassen, aber er muß unterrichtet werden von Allem; wenn nicht die Angst

meine Sinne umnebelt hat, so ist es gewiß, daß dieser Damarre eine Spur hatte. Die Künste Exili's müssen Saint-Croix noch nicht geläufig sein. Er mag das schärfste Mittel an René Damarre erproben.“ Sie setzte sich, um zu schreiben. „Penautier weiß Gaudin zu finden, an ihn gehe der Brief.“

René und der Doctor fuhren auf dem Waldwege dahin. Sie sprachen wenig. In Schloß Offemont war eine drückende Luft gewesen, und erst im Freien athmeten sie wieder ohne Zwang.

„Die Marquise lebte in schlechtem Vernehmen mit ihrer Familie?“ fragte René nach langer Pause.

„Ja,“ sagte Lafresne. „Nur in den letzten Monaten gestaltete sich das Verhältniß besser. Der Vater liebte sie wie seinen Augapfel.“

„Man sagte, der Alte habe die Tochter sehr streng bewacht, sie wie eine Gefangene gehalten.“

„Man übertreibt. Er wollte sie vor den Verfolgungen Saint-Croix's bewahren, dessen Stellung zur Marquise allerdings genug Anstoß gegeben hat.“

„Aber jener Saint-Croix sitzt ja in der Bastille. Was fürchtete Herr von Aubray?“

„Er fürchtete wohl, daß der Officier einst freikommen werde, und daß dann die alte Leidenschaft erwachen könne, daher suchte er eifrig die Aussöhnung zwischen der Marquise und ihrem Gatten zu bewirken.“

„Er fürchtete also diese Leidenschaft immer noch?“

„Wahrscheinlich.“

René dachte wieder nach.

„Sie sind ernst, Herr von Damarre. In Ihrem Alter — bei Ihrer Jugend muß man nicht allzu sehr grübeln. Die Dinge in Schloß Offemont scheinen Ihnen im Kopfe umherzugehen.“

„Liebster Doctor, ich bin Rechtsgelehrter — Doctor des Rechtes. Ich denke viel nach. Wenn ich erst in Paris beim großen Gerichtshofe sein werde, was bald geschehen kann, will ich noch viel mehr denken."

„Aber die Geschichte in Offemont ist so einfach — —"

„Glauben Sie?"

„Gewiß."

Neue Pause.

„Doctor," sagte endlich wieder René, „theilen Sie mir doch Eines mit. Wenn ein Schlagfluß durch Krankheit herbeigeführt wird, tritt dann Unempfindlichkeit, welche Sie Coma nennen, erst später ein oder sogleich?"

„Sogleich."

„Sie kamen erst nach dem Tode Aubray's an das Bett desselben?"

„Ich fand ihn als Leiche."

„Sie konnten natürlich auch nicht ersehen, wann die Lähmung eingetreten ist?"

Der Doctor sah René betroffen an. „Sie fragen wie ein Inquirent. Wie kommen Sie dazu, Herr von Damarre?"

„Weil ich weiß, daß, wenn jene Lähmung erst langsam bei Schwindel und Betäubung eintritt, nachdem der Schlag auf den Menschen fiel, man wohl den Verdacht hegen kann: es sei Gift im Spiele."

Der Arzt schnellte aus den Kissen des Wagens empor und starrte den Rechtsgelehrten an. „Wie alt sind Sie, Herr?" fragte er.

„Zwei und zwanzig Jahre."

„Und bei einer solchen Jugend schon dieses entsetzliche Mißtrauen?"

„Ich bin Jurist, Herr Lafresne."

„Recht schön, aber zum Teufel, Herr, was berechtigt Sie denn dazu, solche Vermuthungen in Bezug auf die

Vorgänge in Schloß Offemont auszusprechen? Ich bin seit Jahr und Tag dort Arzt, ich kenne den Zustand, in welchem Aubray sich befand und habe die Leiche untersucht — ich — —"

„Liebster Doctor, wer sagt denn Etwas über Offemont und seine Bewohner? ich spreche nur im Allgemeinen. Mich interessiren alle dergleichen Fälle, und deshalb meine Neugierde; außerdem habe ich mich mit medizinischen und chemischen Studien beschäftigt."

„Ja, die Chemiker," eiferte der Doctor. „Sie sind es, die Zweifel in Alles setzen, die sich vermessen, Alles auffinden zu können. Ich sage Ihnen, es ist so, wie ich zu Protokoll gegeben: ein Schlagfluß und nichts, nichts Anderes. Sagen Sie mir, wer sollte dem braven, alten Aubray, einem allgemein verehrten Manne, nach dem Leben getrachtet haben? Lächerlich. Hüten Sie sich, Herr von Damarre, eine solche Vermuthung in die Welt zu schleudern, die Familie Aubray ist ohnehin unglücklich genug."

„Der Himmel bewahre mich davor," sagte René, „es ist mir nur Einiges so sonderbar vorgekommen, und ich sah wohl mehr, als ich nöthig gehabt hätte zu sehen; außerdem haben Sie untersucht und müssen es auf sich nehmen. Sie sind Arzt — ich nur Advokat."

Wieder fuhren Sie eine Zeitlang schweigend dahin. Der Galopp eines Pferdes ließ sich hören, der Reiter sprengte dicht an den Wagen heran.

„Sieh da, Pierre," sagte der Doctor, der in ihm einen Diener von Schloß Offemont erkannte, „wohin so spät?"

„Nach Paris, direct, im Auftrage der Frau Marquise," antwortete der Bote. „Ich bringe ein Schreiben an den Herrn von Penautier."

René wurde aufmerksam. Er blickte dem Reiter nach, der im Waldwege verschwand, und sagte dann: „Dieser

Herr von Penautier ist ein Freund jenes Saint-Croix. Die Marquise scheint Verbindungen mit ihm zu unterhalten."

Der Doctor schwieg unwillig, seine Stirn runzelnd, und sagte endlich: „Ich kenne Herrn von Pénautier nicht."

René lehnte sich in den Wagen zurück, seine Gedanken blieben in Offemont. „Doctor," begann der unermüdliche Rechtsgelehrte wieder, „wissen Sie, was mir auffällig war?"

„Schon wieder Etwas?"

„Nur eine Kleinigkeit. In dem Krystallpokale befand sich eine Tisane. Ich fragte die Marquise, ob der Verstorbene nicht noch andere Getränke zu sich genommen habe, was sie bejahte. Sie hatte mir gesagt: Aus diesem Glase trank mein Vater zum letzten Male, und als ich weiter fragte, ob Aubray die Tränke, welche er nach der Tisane genoß, aus eben jenem Krystallglase zu sich genommen habe, bejahte sie es ebenfalls. Das ist ein Widerspruch und zugleich eine Unmöglichkeit, denn wenn Aubray nach der Tisane Wasser aus dem Krystallglase trank, wie wäre es dann möglich gewesen, daß Reste der Tisane auf dem Boden des Gefäßes und an dessen Wänden zurückblieben?"

„Er hat vielleicht noch einmal Tisane getrunken, und das hat die Marquise vergessen — und nun lassen Sie mich mit Ihren Spitzfindigkeiten in Frieden," sagte Lafresne. „Ah — da ist schon der Thurm von Compiègne."

Der Wagen rollte durch die Allee, welche sich von der Barriere aus bis gegen die Lichtung des Forstes hinzog, in die Stadt und hielt vor dem Rathhause, wo sich René dem Doctor empfahl.

„Gute Nacht, junger Zweifler," sagte Lafresne.

„Gute Nacht, Doctor," lachte der Rechtsgelehrte. Er stieg zum Rathhause empor. „Ich muß schweigen," murmelte er. „Meine Beweise wären zu nichtig. Sie ließen

sich alle widerlegen. Ah — wenn ich nur den Rest der Tisane eine halbe Stunde lang in Huet's Laboratorium bringen könnte."

Ein Sturz auf gefahrvollem Wege.

Der Empfang, welchen der König im Louvre bewilligte, war vorüber. Die Gruppen der Hofherren und Damen lösten sich nach einander auf, und die Unterhaltung ward belebter. Die Anwesenheit der Königin, der Damen vom höchsten Range und der diplomatischen Größen, ließen den König noch eine Zeit lang im Saale verweilen. Ludwig sprach mit Colbert, einige Herren wurden durch Ansprache beglückt, Andere durch einen Gruß. Für die Damen hatte man Sessel herbeigeschafft, denn Niemand durfte vor dem Könige den Saal verlassen.

In der Nähe eines der vergoldeten Pfeiler, welche die Decke trugen, stand Graf Lauzun. Der Günstling ließ seine Augen gleich einem Falken umherschweifen. Sie ruhten zuweilen auf Madame de Montespan, dann wieder auf dem Könige. Lauzun war ungeduldig, denn seit vierzehn Tagen wartete er auf Entscheidung. Man sprach von dem kühnen Schritte, den der Günstling gewagt, man wettete auf Erfolg oder Nichterfolg. Lauzun konnte Nichts erfahren. Hielt Frau von Montespan ihn zum Besten? er hatte sich vorgenommen, das zu erforschen und seine Schritte gethan. Nur einen gewissen Augenblick erwartete er, daher seine Aufmerksamkeit.

Schon oft genug hatte Lauzun auf das, ihm von der

Montespan mitgetheilte Zeichen des Königs geharrt. Entweder hatte die Marquise ihm ein Märchen erzählt, oder der König hatte bereits die Neigung für die schöne Frau verloren, denn so emsig der Graf auch auf das Zeichen wartete, weder Fächer noch Ring redeten ihre geheimnißvolle Sprache. Auffallend war es dem Grafen nur, daß die Marquise ihn vollständig mied, und mit dem Wankelmuthe der verschiedenen Persönlichkeiten sehr wohl bekannt, durch jahrelange Erfahrungen mißtrauisch gemacht, begann Lauzun eine neue Intrigue zu argwöhnen, welche möglicherweise seinen Lieblingsplan vernichten konnte.

Fortwährend auf der Lauer, bemerkte er an jenem Cour-Tage, daß der König sich häufig mitten im Gespräch umsah. Dies mußte Etwas zu bedeuten haben, denn Ludwig hielt so streng auf das Ceremoniell seines Hofes, daß er sich nur durch außergewöhnliche Dinge veranlaßt sehen konnte, gegen die Etiquette so schwer zu verstoßen. Er sprach mit dem Legaten Roms, nur halb sein Gesicht dem Prälaten zuwendend, er unterhielt sich einige Minuten mit dem englischen Botschafter, ohne ihn länger als zwei Secunden anzusehen. Lauzun, der sehr begierig die Blicke des Königs verfolgte, sah bald, daß diese auf einer Stelle weilten, wo zwischen mehren Hofdamen die Marquise von Montespan in eifrigem Gespräche mit der Herzogin von Orleans sichtbar war. Lauzun machte einen langen Hals, verabschiedete in sehr kurzer, fast unhöflicher Weise einige Hofherren, die sich ihm höchst unterwürfig nahten und hob sich auf die Fußspitzen.

„Sicherlich kommt heute Etwas," murmelte er. „Der König ist zu unruhig."

Mit höflicher, grazieuser Handbewegung verabschiedete der Monarch den englischen Botschafter. Ludwig schien an seiner Kleidung ein wenig zu ordnen, er drehte sich halb

um, dann ging er plötzlich auf den kaiserlichen Gesandten, Grafen Thun zu. Lauzun konnte jetzt genau die Toilette des Königs mustern und bemerkte an der Hand Ludwigs einen stark blitzenden Diamantring, der vorher nicht sichtbar gewesen war. Der König hatte sogleich nach Verabschiedung des englischen Botschafters, unbemerkt den Ring an den Finger gesteckt. Von der Hand Ludwigs flogen die Blicke des Grafen sofort zur Montespan hinüber, und kamen gerade dort an, als die Schöne, ihre prachtvollen Augen auf Ludwig heftend, zweimal hintereinander mit Geräusch ihren Fächer radförmig entfaltete. Die Hand des Königs, an welcher der Ring blitzte, fuhr in den reichen Spitzenbesatz. Es war genug an diesem Zeichen. Lauzun wußte, daß jetzt bald der Moment nahen müsse, wo die Marquise in der Lage war, für Freunde oder gegen Feinde Etwas unternehmen zu können. Die La Vallière zeigte sich nicht öffentlich, denn sie konnte die Folgen ihres Verhältnisses mit dem Monarchen nicht mehr den Augen der Menge verbergen, also hatte Frau von Montespan freies Spiel; wen sie wollte, hob oder stürzte sie nach Gutdünken, und Lauzun wollte Gewißheit haben. Wir haben schon gesagt, daß er Alles vorbereitet hatte.

Sobald er das Zeichen des Einverständnisses bemerkte, schlüpfte er pfeilschnell aus dem Saale und eilte durch die Gemächer, die Treppe hinab, bis auf den Tuilerien-Platz. Hier warf er sich in eine Miethskutsche und befahl dem Kutscher, durch das Stallgebäude zu fahren, welches da stand, wo heute der Quai des Tuileries sich befindet. Man gelangte durch das Stallgebäude, indem ein großer Thorweg, welcher einem Gewölbe glich, passirt wurde. Lauzun's Stellung gab ihm die Erlaubniß, diesen Weg nehmen zu dürfen. Bei dem Ufer der Seine angelangt, befahl er über den Pont royal und dann durch die Straße du Bacq

bis zum rothen Kreuze zu fahren. Hier stieg der Graf aus, lief schnell die Straße Casset hinab, und gelangte durch den kleinen Luxembourg-Garten, in den Park des Palais Orleans.

Als er hier ankam, schlugen die Uhren der nahegelegenen Klosterkirchen halb Drei.

„Ich komme zur rechten Zeit,“ sagte Lauzun. „In einer halben Stunde bin ich sicherlich aufgeklärt.“

Er brauchte nicht lange im Park zu warten, denn durch eine finstere Allee schlich, gleich nach seiner Ankunft: Laïs, die Zofe der Montespan, herbei.

„Eilen Sie, Herr Graf,“ flüsterte das Mädchen. „Wenn Sie noch länger gezögert hätten, wäre Alles umsonst gewesen.“

„Unvergleichliches Mädchen,“ rief Lauzun. „Hier.“

Eine Handvoll Goldstücke fiel in die Schürze der Zofe.

„Tausend Dank,“ rief das Mädchen. „Aber, Herr Graf, bedenken Sie, ich wage meinen Kopf — sicher meine Freiheit, wenn Sie das Geringste von sich hören lassen.“

„Wenn ich es für gut finde, zu sprechen, mein Schatz, dann wirst Du entschädigt werden, solltest Du den Dienst verlieren, und nun vorwärts.“

Laïs führte den Grafen durch das Garderobezimmer, in den Salon der Marquise.

„Bleiben Sie hier, und damit: Gott befohlen. Was Sie weiter zu thun gedenken, mögen Sie verantworten.“

Sie ging und ließ den Grafen allein.

Lauzun sah sich einige Zeit lang in dem glänzend ausgestatteten Gemache um, endlich wählte er einen Platz.

Es war eine Nische, welche durch schwere Damastvorhänge geschlossen werden konnte. Diese Vorhänge waren herabgelassen; schlug man sie zurück, so erblickte man eine Marmorgruppe von Girardon, einen Faun darstellend, der

eine Nymphe belauscht. Es waren Gründe genug vorhanden, diese Gruppe nicht Jedermann beim Entritte in den Salon zu zeigen, deshalb die Vorhänge. — —

Nicht weit von der Nische befand sich ein Divan, ächt orientalischen Geschmackes, die niedrigen Polster luden zum nachlässigen, wollüstigen Träumen ein, und prächtige Decken hingen von der kostbar verzierten Lehne herab.

Graf Lauzun hatte für alle diese Dinge wenig Sinn, er hielt sich in der Nähe des Fensters, welches auf die Straße Tournon führte, denn diesen Weg mußten die, vom Tuilerien-Schlosse kommenden Wagen einschlagen. Er sah denn auch bald die Frau Herzogin von Orleans, mit Athénais von Montespan, bei dem Palais Orleans vorfahren. Sie stiegen aus und gingen in den Palast.

„Ein Wild ist im Garne,“ sagte Lauzun.

Man wird sich fragen, was der Graf in dem Salon der Frau Marquise zu suchen hatte? Lauzun suchte wirklich Etwas. Er wartete auf den König und auf die Montespan. Das klingt sehr sonderbar, allein es war der Fall.

Seine Majestät Ludwig XIV. hatte es nämlich für gut befunden, seine Neigung für Frau von Montespan nicht öffentlich zur Schau zu tragen. Erstlich war immer noch ein Rest alter Liebe für die La Vallière vorhanden, dann aber fürchtete der König die Verzweiflung seiner verlassenen Geliebten und die des beleidigten Gatten der Marquise. Er mußte daher mit großer Vorsicht die Stunden wählen, wo er Athénais allein sehen und sprechen konnte. Allerdings ging nun der Monarch, bei seiner vermeintlichen Schlauheit, ziemlich ungeschickt zu Werke, denn Liebe macht ja bekanntlich blind für Alles — und so kam es denn, daß alle Welt sehr bald wußte: Um drei Uhr Mittags pflege Seine Majestät zärtliche Besuche bei der Frau von Montespan abzustatten, ja man wußte in kurzer

Zeit, daß diese Besuche im Palast Orleans stattfanden, wo die Frau Herzogin von Orleans, der die Montespan als Ehrendame beigegeben worden war, die Unterhändlerin des galanten Verhältnisses machte. Was die Frau Herzogin bewog, sich zu dieser, wenig schicklichen Rolle brauchen zu lassen, wußte vorläufig Niemand, es ward erst klar, als zwischen Frankreich und England ein Bündniß abgeschlossen wurde, dessen Zweck das Verderben Holland's war. Die Frau Herzogin von Orleans war die Schwester Carls II. von England — die Marquise konnte allmächtig werden. Um dem Könige seine Zusammenkünfte mit Frau von Montespan zu erleichtern, oder zu ermöglichen, hatte die schlaue Herzogin, seit längerer Zeit, vor der Tafel ein Spiel arrangirt, zu dem der König geladen wurde. Diese Spiele begannen für gewöhnlich um drei Uhr. Es waren viele Damen des Hofes zugegen, und die Montespan verschwand dann plötzlich aus der Schaar der Spielerinnen. Nicht lange darauf, verließ auch der König die Gesellschaft, und die Liebenden trafen sich, im traulichen Gemache der Marquise, welche als Ehrendame der Herzogin, den Palast Orleans bewohnte.

Wenn der König ein Zusammensein mit Athénais begehrte, so machte er, wie wir wissen, das Zeichen, durch Anstecken des Ringes, und Athénais bejahte durch eine Bewegung mit dem Fächer. Alsdann trafen Beide im Salon der Herzogin von Orleans zusammen. Verließ der König Athénais, so kehrte er nie wieder zur Gesellschaft zurück, sondern ging, wie Lauzun, durch das Garderobezimmer und stieg mittels einer Wendeltreppe in den Garten hinab, wo im Bosquet des kleinen Luxembourg-Gartens ein Wagen seiner wartete.

Daß dem Grafen Lauzun diese Zusammenkünfte kein Geheimniß waren, ist leicht denkbar, der König hatte außer-

dem vor seinem Günstlinge kein Hehl daraus, daß er die Montespan liebe, und machte dem Grafen Mittheilung von jenem heimlichen, vertrauten Beisammensein unter dem schützenden Dache des Pallastes Orleans, nur die Zeichen mit Ring und Fächer verschwieg der Monarch. Da Lauzun nun alles Nothwendige wußte, bereitete er eine Ueberraschung vor, oder suchte vielmehr eine Gelegenheit, sich selbst überraschen zu lassen.

Mit den verschiedenartigsten Gedanken sich tragend, finden wir ihn also im Salon der Marquise, wohin die von ihm bestochene Zofe den kecken Günstling geleitete.

Der Graf sah nach einer kleinen Pause verschiedene Equipagen vorfahren, Damen und Herren stiegen aus und verschwanden im Pallaste. Der König war nicht zu sehen, Lauzun wußte, daß er durch den Garten des Luxembourg ging.

Der Graf waffnete sich mit Geduld, denn ohne Zweifel begannen erst die Spiele, daß er aber nicht umsonst hier stehen werde, davon war er fest überzeugt, denn er hatte die verabredeten Signale bemerkt. Lauzun untersuchte sorgfältig seinen Beobachtungsposten und fand, daß ihm, selbst wenn die Vorhänge zurückgezogen wurden, doch noch ein Schlupfwinkel hinter der lebensgroßen Gruppe von Girardon bleibe; er wählte daher die Nische. Die Uhren schlugen eine Viertelstunde nach der andern und noch immer ließ sich Niemand hören oder sehen, endlich vernahm der Graf im Vorzimmer lautes Gelächter und Gespräch. Er erkannte die Stimme der Montespan und die des Königs. Eiligst schlüpfte er hinter den Vorhang.

Die Thür des Gemaches öffnete sich und Ludwig trat, Frau v. Montespan führend, ein.

„Ah,“ rief der König,“ das ist herrlich! Man sieht sich endlich frei von jeder Last, von jedem Zwange. Herrlich! sage ich noch ein Mal.“

„Majestät, ich bitte, den Strahlenglanz ein wenig dunkeln zu lassen, die hohe, gebietende Miene abzulegen und mir zu zeigen, daß Sie der liebende, heitere Ludwig sein können," sagte die Montespan.

Der König drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf die schöne Stirn. „Sie wissen, Marquise, daß ich so wahrhaft glücklich nirgends bin als bei Ihnen."

„Ich hoffe es. Oh" — seufzte sie, „wie Vieles hat sich geändert, seitdem Sie zum ersten Male in diesem Palaste mit mir zusammentrafen. Ich bin weit sicherer, dreister — ich möchte sagen kecker geworden; aber Ew. Majestät tragen allein die Schuld, denn Sie haben die schlichte, kleine Marquise verwöhnt, nur meine Grundsätze: stets unterwürfig bleiben zu wollen bewahren mich vor Eitelkeit — auch bin ich ja nicht die Einzige — ich muß das Glück theilen mit Andern."

Sie ließ den Kopf hängen und warf sich mit einer wohlberechneten und geschickt ausgeführten Bewegung auf den orientalischen Divan. Der König zögerte nicht lange, diese versteckte Einladung zu nützen. Er ließ sich neben Athénais nieder und faßte ihre Hand.

„Sie sehen, schönste Marquise," sagte er, „wie Ihre Vorwürfe mich quälen; aber sagen Sie selbst: Was soll ich thun? Louise ist Mutter von mir, wäre es nicht eine Grausamkeit, in diesem Augenblicke sie zu verstoßen? Ich habe den festen Plan gefaßt: sie zur Besitzerin eines großen Eigenthums an Ländereien zu machen, dann will ich das Kind legitimiren und durch diese Gnaden die Aermste für den Verlust meiner Liebe entschädigen, einer Liebe, die ich ihr nicht mehr zuwenden kann, seit ich Athénais von Montespan gesehen."

„O Sire," rief die Marquise schmerzlich erregt, „wie liebten Sie einst jene La Vallière! Sie haben ihr Treue

geschworen, gekniet zu ihren Füßen, und heute? heute denken Sie daran, durch ein Geschenk, durch die Sanctionirung der Sprossen Ihres zarten Verhältnisses mit Louise von La Vallière die schreckliche, tödtliche Empfindung weniger schmerzlich zu machen, welche Louise vernichten wird, wenn sie sich von Ih nen verlassen sieht. O — Sire! wenn Sie dereinst auch so an mir handeln könnten, an mir, die ich Ihnen zu Liebe den Gatten aufgebe, dem ich Treue schwor, der nur durch mich, in mir lebt und athmet — wenn dies einst der Fall sein könnte, dann, Sire, tödten Sie mich lieber auf dieser Stelle."

„Athénais," sagte der König betreten, „Sie sind erregt, reizbar durch die bösen Zuflüsterungen der Menge. Sie sollen sich Alle beugen vor Ihnen, warten Sie die Zeit ab."

„Alle? O Sire, ich fürchte die Freundschaft eben so wie die Liebe. Es sind Leute in ihrer Nähe, welche sich zwischen uns drängen, Leute, die nur ihren Ruhm, ihre zukünftige Stellung im Auge haben."

„Aha," dachte Lauzun hinter dem Vorhange, „nun kommt die Freundin auf meine Angelegenheit. Sie fängt es schlau an, denn sie führt erst einen Stoß gegen die Minister."

Der König sann ein wenig nach. „Und welche Leute meinen Sie?" fragte er. „Die Minister kümmern sich wahrlich nicht um meine Herzensangelegenheiten, das möchte ihnen auch schlechte Früchte tragen. Meine Familie? Ich bin der König — damit ist Alles gesagt. Wen meinen Sie?"

Lauzun horchte gespannt.

„Sire," begann die Marquise, „Sie müssen Ihr königliches Herz nicht länger theilen. Sie müssen es derjenigen Person zuwenden, die Ihnen Freundschaft und Liebe zugleich entgegenbringt, die glücklich ist, nur die Ihrige sich

nennen zu dürfen, und die sonst keine Pläne, keine hochstrebenden Wünsche hegt."

„Wo Teufel will sie hinaus?" dachte Lauzun.

„Sie sprechen in Räthseln, Athénais," sagte Ludwig. „Ich kenne wirklich Niemanden, der so vermessene Wünsche äußerte."

„Besinnen Sie sich recht, Sire," sagte Athénais. „Hat Ihnen nicht seit längerer Zeit einer Ihrer Freunde die kühnsten Bitten vorgetragen?"

„Ah — nun errathe ich, was und wen Sie meinen: Graf Lauzun."

„Derselbe."

„Er will die Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie haben. Louvois, Colbert, Turenne — Alle sind dagegen. Condé hat mir sogar erklärt: ich mache meine Armee lächerlich. Dessenungeachtet bestürmt mich Lauzun — was meinen Sie dazu, meine kluge, meine schöne Freundin? soll ich Lauzun über seine Gegner triumphiren lassen? wollen Sie seine Fürsprecherin werden? was sagen Sie?"

„Dank meinem Glücke," flüsterte Lauzun. „Es fügt sich Alles wie bestellt. Ich habe den Posten in der Tasche." Er horchte gespannt, aber seine Kniee wankten vor Zorn, seine Farbe wechselte und die Zähne klapperten, als er folgende Worte der Marquise vernahm:

„Wenn Sie mich fragen, Sire, so muß ich im Interesse des Staates, welches mir höher steht als jeder Einzelne, im Hinblick auf Ihren eigenen strahlenden Ruhm, an dem ich auch nicht den leisesten Flecken sehen will, mich dahin aussprechen: daß die Minister und Ihre hohen Angehörigen vollkommen Recht haben. Graf Lauzun und ein Artillerie-Commando! ha! ha! ha! es ist zum Kranklachen. Ich sehe den eitlen Grafen zwischen den Geschützen umherstolziren, wie Scagnarelle in Molière's Komödie. Nein,

Sire, das dürfen Sie um Ihres Ruhmes willen nicht zugeben. Wo ein Turenne und Condé, ein Vauban und Beaufort die Heere leiten, welche Ihr Befehl in Bewegung setzt, darf ein kleiner Hofherr nicht die stolzeste Truppengattung commandiren. Ha! ha! ha! Herr von Lauzun, der Herr Graf! Er würde vielleicht die Kanonen mit einer Papillotte anzünden."

Der König lachte.

„Schlange! Nichtswürdige!" knirschte Lauzun hinter dem Vorhange. Er hatte Mühe, seine Wuth zu zügeln, denn eine Bewegung und er war verloren.

„Verkennen Sie mich nicht, Sire," fuhr die Marquise fort. „Ich vermesse mich nie, in den Willen Ew. Majestät eingreifen zu wollen, aber der König hat mich gefragt, und ich antworte, wie es mir das Herz, der Verstand sagen. Ich bin nicht nur eine glühende Verehrerin Ludwigs, des Allgeliebten, nein, auch der Ruhm des Königs von Frankreich steht mir hoch — höher als der freundliche Blick Ihres Günstlings."

„Das ist schön — das ist edel, Athénais," rief der König. „Sie haben Recht. Lauzun kann auf andere Weise entschädigt werden, also — fort mit seiner neuen Bittschrift." Der König zog bei diesen Worten ein Papier aus der Tasche und riß es in viele kleine Fetzen, die er auf den Boden streute.

„Da liegt der Oberbefehlshaber der Artillerie," sagte lachend die Montespan, auf die Papierschnitzel deutend. Graf Lauzun mußte sich an die Wand der Nische lehnen, denn seine sonst sehr starke Natur erlag fast dieser Prüfung. Eine solche Verhöhnung war ihm, dem mächtigen Günstling, nie widerfahren, und das wagte eine Frau, welche noch nicht einmal die Zügel in Händen hielt, wie würde sie erst verfahren, wenn sie sich zur Gebieterin des Monarchen emporgeschwungen hatte? Mehr aber als die Bosheit und Wort-

brüchigkeit der Montespan verletzten den eitlen Günstling die Gleichgültigkeit, die Schadenfreude des Königs. Ludwig gab seinen Freund Lauzun so schnell auf, als wäre er ein schlechter Lakai gewesen. Gerne hätte der Graf sogleich eine Scene herbeigeführt, allein er wußte wohl, daß der Zorn des Königs dann einen Befehl ertheilen mußte, der schwerlich wieder zurückgenommen werden konnte, der Graf mußte also im Gegentheil alle Heiligen anrufen, daß sie die Oeffnung des Vorhanges verhüteten, und so sah er sich denn unfreiwillig zum Zeugen des zärtlichen Stelldicheins gemacht, dessen Glück der König und die Montespan genossen.

„Lassen wir also den Lauzun," sagte Ludwig verdrießlich. „Es ist eine abgemachte Sache. Kommen Sie, schöne Athénais, in meine Arme, die Stunden eilen so schnell dahin, Louvois und Colbert, die Räthe der Krone, erwarten mich, und die Zeit der Arbeit muß bald wieder beginnen."

„Armer, theurer Sire," sagte die Montespan, die Haare des Königs von seiner Stirne streichend. Ihre Hand fuhr dabei sanft über den Mund Ludwigs. Er küßte die Fingerspitzen und schlang seine Arme um den Nacken der Marquise; sie sank an seine Brust. Stumm, nur durch seine glühenden Blicke redend, nahm der König das Haupt der Montespan zwischen seine Hände, hielt es eine Zeitlang vor seinem Antlitze, indem er das schöne Gesicht mit dem verzehrenden Feuer der Sinnlichkeit übergoß, welches sich der Marquise gleich einem Strome unsichtbarer Kraft und Gewalt mittheilte, dann flüsterte er leise: „Geliebte," und zog das Haupt an seine Lippen, einen versengenden Kuß auf den rosigen Mund der schönen Athénais drückend.

„Sire," rief die Marquise plötzlich halblaut, „lassen Sie mich. Ich zittre, eine tödtliche Angst befällt mich; es ist mir, als belauschte uns Louise von La Vallière wieder, wie in der Orangerie."

„Wo?“ fuhr der König erschrocken auf. „Nein — nirgends,“ setzte er hinzu. „Sie wird nicht lauschen. Ich habe ihr gesagt, daß sie eine Träumerin gewesen, daß das Ganze eine Täuschung sei — sie glaubt es.“

„Oh, Sire,“ lächelte Athénais, „sie glaubt es nicht. Sie fühlt, daß sie untersinkt, und ihre Schmerzen duldet sie still; ich meine ihren Geist zu sehen in diesem Zimmer.“

„Sie haben bei unseren Zusammenkünften oft solche Visionen, Athénais. Erinnern Sie sich noch der ersten glücklichen Stunde in diesem Pallaste? Sie glaubten hinter dem Stuhle Ihres Gatten eine Gestalt zu sehen — ha, ha, ha!“ Der König lachte laut. „Ich stand hinter dem Vorhange auf Nadeln; es war genau ein solcher Vorhang, wie er dort — vor der Nische sich befindet.“

Lauzun waffnete sich mit allem, ihm zu Gebote stehenden Muthe und murmelte: „nun hat meine Stunde geschlagen.“ Er faßte, wie einst der König gethan, seinen Degen, bereit jede Verunglimpfung, welche Ludwig ihm bei der Entdeckung zufügen würde, als Edelmann durch die Klinge zu rächen. Aber der Vorhang ward nicht gelüftet. Athénais, deren reizbare Nerven Gespenster heraufzauberten, hatte leicht bemerkt, daß der König verstimmt worden war, sie bemühte sich daher emsig, die Mißlaune zu verscheuchen. Lauzun sah, wie sie in reizender Stellung vor dem Könige niederkniete, dann ihre Arme um den Hals Ludwigs legte, und leise, unverständliche Worte lispelte, dann sah er, wie des Monarchen Antlitz die Farbe wechselte, blaß, dann wieder glühend roth wurde, wie die Umarmung von Sekunde zu Sekunde inniger, unlösbarer schien, und wie Athénais von den Küssen des königlichen Geliebten bedeckt in die Ottomane zurücksank. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Der König erhob sich. Athénais blieb in malerischer

Stellung auf dem Polster sitzen. Ihre herrlichen Augen blickten matt auf den Monarchen, dieser Blick hatte einen Zauber, eine magische Wirkung; er war so hinreißend und zugleich so lieblich vorwurfsvoll, daß Lauzun sich fragte: ob er geträumt habe? ob jenes Weib, die fast das Aussehen einer Heiligen hatte, dieselbe Person sei, welche vor wenig Augenblicken noch ihre Gewalt über den Herrscher dazu angewendet, den Lieblingsplan des Günstlings zu zerstören?

„Sie sind unwiderstehlich, Sire," sagte die Marquise, sich ebenfalls erhebend, „und ich bin nur ein menschliches Wesen. Möge ich einst büßen dafür, daß ich Sie erhörte. Ich finde eine Entschuldigung für mein Vergehen darin, daß ich mir sagen muß: Wenn die himmlischen Mächte dich vor dem Falle retten, auf dem gefahrvollen Wege nicht straucheln lassen wollten, dann hätten sie dich vor der Person des Königs bewahren, oder mit einer Kraft ausstatten müssen, welche den gewöhnlichen Sterblichen nicht ertheilt wird."

Ludwig lächelte hoch geschmeichelt; dieses Bekenntniß stellte ihn den Göttern gleich, gegen welche die Erdenkinder vergeblich ankämpfen, und er liebte diese Gleichstellung. „Sie sind eine holde, reizende Schmeichlerin," rief er entzückt. „Sie machen mich zum Sclaven, sich zur Gebieterin."

„Oh, Sire," sagte die Montespan mit schmelzender Stimme. „Nicht diese Sprache, wenn Sie mich nicht unglücklich machen wollen. Ich bin Ihre Magd, Ihre gehorsame Dienerin, und nie darf Frankreichs Herrscher sagen: Ich steige herab. Sie ziehen empor zu sich — Sire; ich danke Ihnen."

„Sie wird Frankreich regieren, ehe noch ein Jahr vorüber ist," prophezeite Lauzun still vor sich hin. „Sie kennt den König, wie eine Nonne das Gebetbuch. Aber ich will es ihr doch gedenken."

Ludwig hatte auch das zweite Compliment sehr gut

aufgenommen, die Unterwürfigkeit war ihm gerade angenehm, die scheinbare Demuth der Marquise machte ihn glücklich; er dachte daran, wie viel Genuß ihm seine Geliebte in Zukunft bereiten werde, da sie neben ihrer Schönheit noch die Bescheidenheit der La Vallière mitbrachte. Hocherfreut, strahlend von Zufriedenheit über den glücklichen Nachmittag reichte Ludwig der Marquise den Arm.

„Sie müssen jetzt in den Gesellschaftssaal der Herzogin — ich in den Louvre zurück, bald soll der Augenblick gekommen sein, wo jeder Zwang schwindet. Während einer großen Begebenheit sollen Sie in den Vorgrund treten, und gleich der Sonne die wenigen Wolken zerstreuen, welche Ihren Glanz noch verdunkeln. Ich will der Devise meines Wappens Ehre machen, und zeigen, daß meine Gewalt jede andere aufwiegt."

Er führte die Hand der Marquise an seine Lippen, dann verließen Beide das Zimmer durch eine andere Thür; diese Thür führte auf die Gartentreppe, welche der König benutzte, um zu seinem Wagen gelangen zu können. Sobald das Gemach leer war, stürzte Lauzun vor Aufregung und trotz alles Muthes vor Besorgniß bebend aus seinem Verstecke. Er eilte durch das Schlafgemach in die Garderobe, wo Laïs, angstvoll in einen Winkel gekauert, ihn erwartete.

„Sie müssen schnell hinaus," sagte die Zofe, „denn die Marquise wird sicherlich mich rufen."

„Wohin geht sie von hier aus?" keuchte Lauzun.

„Ohne Zweifel in den Gesellschaftssaal zurück, wie sie es immer thut, wenn der König sie verließ."

„Ah — so. Da passirt sie den großen Corridor? denselben, dessen Fenster auf den Garten hinausgehen? nicht wahr?"

„Gewiß. Er führt gerade auf den Saal zu."

„Ich danke," rief der Graf, hastig aus dem Zimmer eilend.

Er lief mehr als er ging durch die Windungen der Corridore, dann drückte er sich, nicht weit von dem Gesellschaftssaale in eine Fenstervertiefung und wartete. Aus dem Saale tönten die lauten Stimmen der spielenden Damen, zuweilen flog ein Ball gegen die Thür, dann liefen einige der Schönen in den Park, und Lauzun glaubte in den Gebüschen verschiedene Herren zu bemerken, die sicherlich nicht der Zufall in die Nähe des Palastes geführt hatte. Indessen waren alle diese Wahrnehmungen für den Grafen sehr unbedeutende Nebensachen. Er ging einem harten Kampfe, einer schweren Stunde entgegen. Es mußte, sollte sich zeigen, wer den Platz behaupten könne: der Günstling oder die Geliebte. Lauzun's Wuth kannte keine Grenzen, kaum hatte er noch dem Kammermädchen einige Fragen vorzulegen vermocht; seine Glieder zitterten, und er biß sich die Nägel wund. Er wünschte und erflehte nichts weiter, als daß Frau von Montespan sich bald zeigen möge, bevor noch sein Zorn verraucht wäre.

Athénais war in den Salon zurückgekehrt, nachdem sie dem Könige bis zur Gartentreppe das Geleit gegeben hatte. Sie pfiff ihrer Lais.

„Kehre diese Papierschnitzel zusammen,“ sagte sie, auf Lauzun's zerrissenes Gesuch deutend, „sobald ich den Salon verlassen habe. Jetzt hilf mir meine Toilette in Ordnung bringen.“ Athénais ordnete ihre Robe und ihre schönen Haare, dann trat sie den Weg zum Gesellschaftssaale der Herzogin an. Sie ging den Corridor entlang, immer mit ihren Gedanken bei dem Könige und seinen Verheißungen für sie weilend.

Nicht weit von der Eingangsthür glaubte sie auf dem Fußboden des Ganges einen Schatten zu bemerken, den ein vor dem Fenster stehender Mann warf. Ehe noch die Marquise dem Fenster nahe kam, trat zu ihrem Staunen

und geheimen Entsetzen Graf Lauzun aus der Vertiefung und ging ihr einige Schritte entgegen.

Die Marquise hatte sich schon seit ihrem Eintritte in die große Welt in gefahrvollerer Lage befunden, sie war deshalb schnell gefaßt und zeigte nicht die geringste Unruhe. Was konnte Lauzun von ihrer Unterhaltung mit dem Könige wissen?

Der Graf hielt es ebenfalls für das Beste, vorläufig keine Bewegung oder Unruhe ahnen zu lassen. Er maskirte sich mit so vieler Unbefangenheit, daß die Marquise vollständig getäuscht ward. Lauzun trat ihr ganz nahe, ergriff die Hand der Montespan und drückte sie ziemlich stark.

„O weh, Graf!“ rief Athénais, ihm ihre Hand entziehend. „Was thun Sie? ich habe Schmerzen, Sie drücken ärger als ein feuriger Liebhaber.“

„Ich liebte Sie einst wirklich, Athénais,“ entgegnete der Graf, „aber wer darf mit Monarchen um den Preis ringen?“

„Sie besitzen noch immer ein kleines Gebiet in meinem Herzen,“ scherzte Athénais, „und das bleibt Ihnen. Ich darf — ich kann Ihre Liebe nicht erwiedern; aber die Freundin von Schloß Mortemart ist Ihnen auch in den Palästen von Paris treu geblieben.“

„O holdes, edles Wesen,“ rief Lauzun mit einer fast schneidenden Stimme, welche die Wuth erzittern machte. Er verbesserte sich jedoch sogleich wieder und sagte in sanftem Tone, leise, seinen Mund dem Ohre der Marquise nähernd: „Ich habe heute bei der Cour genau aufgepaßt und bin für meine Mühe belohnt worden.“

„Wodurch, Graf?“

„Ich habe die Zeichen bemerkt, welche zwischen Ihnen und dem Könige gewechselt wurden, und ich hoffe: diese Ring- und Fächersprache ist meiner Sache günstig gewesen.“

Lauzun richtete einen Blick auf die Marquise, einen Blick, der so viel Haß, so gründliche Bosheit sprühte, daß die Verlegenheit, mit welcher Athénais in diesem Augenblicke kämpfte, dazu gehörte, um den Ausdruck dämonischer Rachsucht nicht zu bemerken, der aus den funkelnden Augen des beleidigten Grafen hervorschoß.

Nach kurzer Pause, die sie geschickt hinter einem kleinen Hustenanfalle zu verbergen wußte, hatte sich die Marquise aber wieder gesammelt und sagte, den Grafen dreist anblickend: „Ja, Antoine. Sie haben sich nicht getäuscht. Ihre Freundin hat für Sie gehandelt — gesprochen — erreicht."

„Ich habe die Stelle?" rief Lauzun.

„Noch nicht. Aber es ist so gut wie abgemacht: Frankreichs Armee hat einen Oberbefehlshaber der Artillerie in der Person des Grafen Lauzun. Glück und Heil den Kugeln Ihrer Geschütze!"

„Sie sind — —!" Lauzun wollte losbrechen, aber er verschluckte die Worte. „Sie sind eine treffliche Freundin," fuhr er ruhig fort, „und der König zeigte Ihnen meine Bittschrift?"

„Ja."

Lauzun wurde jetzt fast neugierig, zu sehen, wie weit die Lügen der Montespan gehen würden. „Und was that der König mit meiner Schrift?"

„Er las sie mir mit großer, freundschaftlicher Erregung vor. Dann steckte er sie ein und sagte: Athénais, ich verlange Ihre Meinung zu hören."

„Und Sie? was sagten Sie?"

„Je nun, Graf," erwiederte die Marquise, „Sie brauchen nichts weiter von mir zu hören. Sie wissen: die Stelle wird Ihnen sicher übergeben."

„Oh — lassen Sie mich die Worte erfahren, die Sie, meine Freundin, sprachen. Ich höre gern die Reden der Leute, die sich für mich interessiren."

„Ich sagte: Sire, Sie müssen dem Grafen die Stelle geben, Sie sind es ihm für seine treuen Dienste schuldig. Muth, Ausdauer und Ergebenheit sind Lauzun's treffliche Eigenschaften, was kümmern Sie die Beschwerden Turenne's und Louvois'? Sie erziehen Frankreich vielleicht einen neuen Helden."

„Oh das ist herrlich, aber zu viel, Marquise, — zu viel."

„Sie sind zufrieden?"

„Gewiß. Nur ein kleines Unglück ist bei dem Allen," sagte der Graf, indem er so dicht an die Marquise herantrat, daß er ihren Körper streifte.

„Und welches?" fragte Athénais.

„Daß Sie, Madame, wie eine Bestie gehandelt — wie eine Spitzbübin vor dem Polizei-Lieutenant gelogen haben," brüllte Lauzun, seiner Wuth freien Lauf lassend. Er faßte zugleich mit eisernem Griffe den Arm der Montespan.

„Lassen Sie mich!" rief Athénais, der ein entsetzlicher Schrecken fast den Athem benahm. „Sie sind irrsinnig."

„Nein, schändliches Weib, ich bin es nicht. Hier bleibst Du, bis ich Dir Alles gesagt. Bin ich ein Scagnarelle? he? zünde ich Geschütze mit Papillotten an? ist mein Name eine Blamage für die Armee? he? rede!"

Athénais vermochte kein Wort zu sprechen, ihr Athem stockte, sie suchte sich loszuringen; aber Lauzun hielt sie fest umklammert. Er näherte sich ihrem Ohre und schrie überlaut in dasselbe hinein:

„Haben Sie, schöne Phryne, sich schon mit den himmlischen Mächten abgefunden, die Ihnen nicht Kraft genug

einflößten, um dem Könige zu widerstehen? Sind Sie eine gehorsame Magd — ja? Dann kehren Sie doch die Schnitzel und Fetzen meiner zerrissenen Bittschrift zusammen, die auf dem Fußboden Ihres Zimmers liegen."

Der Graf hatte Alles erfahren. Preisgegeben der lauten Masse war das delicate Geheimniß, welches zwischen Athénais und Ludwig XIV. bestand, offenkundig war das Vergehen, und der Gatte der schönen Sünderin durfte um Rache schreien.

Athénais rief dem Grafen zu: Er möge sie loslassen, und der wüthende Günstling schleuderte sie von sich. Das war zu viel. Krampfhaftes Schluchzen entrang sich der Brust der Marquise, die Thüren öffneten sich — Damen, Diener, Zofen eilten herbei — der Scandal war vollkommen.

Athénais streckte ihre Hand nach Lauzun aus, der wie angewurzelt neben ihr stand, dann sank sie ohnmächtig zu Boden. Alles eilte ihr zu Hülfe.

„Sorgen Sie ja für die Frau Marquise," sagte der Graf Lauzun mit eiserner Ruhe, „es ist eine sehr edle Dame." Er verbeugte sich höflich vor der staunenden Menge und ging mit lautem Lachen den Corridor hinab.

Nachdem Frau von Montespan sich aus ihrer Ohnmacht aufgerafft hatte, überlegte sie sogleich, was zu thun sei. Von Allen um sie Beschäftigten wußte eigentlich Niemand, durch welchen Zwischenfall die Scene auf dem Corridor veranlaßt worden sei, man hatte wenig gehört, und die Ohnmacht der Montespan konnte durch irgend eine heftige Unterredung mit dem, wie Jedermann glaubte, auf den wachsenden Einfluß der Marquise neidischen Günstling herbeigeführt worden sein. Dennoch hielt Athénais das Geheimniß für verrathen, da es im Besitze Lauzun's war, sie mußte dem gewandten Höflinge zuvorkommen. Sobald daher der Abend herannahte, eilte die Marquise in den

Louvre, wo wieder eine Balletprobe für Versailles stattfinden sollte. Leise Andeutungen über den Vorfall im Palaste Orleans waren dem Könige schon zu Ohren gekommen, doch wagte es Niemand, die Geschichte ausführlich zu berichten.

Ludwig trat in den Probesaal und bewillkommnete die Tänzer.

Frau von Montespan hielt sich absichtlich entfernt. Sie stützte das Haupt auf ihreu Arm und schien leidend zu sein, blinzelte aber dabei sehr verlangend nach dem Könige, der sie sogleich vermißte.

Er ging deshalb mit hastigen Schritten auf die bleiche Dame zu und grüßte sehr verbindlich.

Athénais erhob sich.

„Sie sind leidend, Athénais?“ flüsterte der König, „ich habe heut Allerlei gehört. Ist es wahr, daß Sie eine Scene mit Lauzun hatten?“

„O — Sire,“ sagte die Marquise mit geheuchelter Demuth, „es ist vorüber — ich bitte, lassen Sie den Grafen diese Kränkung, welche er mir angethan, nicht entgelten. Er ist der Freund Ew. Majestät, und ich würde mir ewig einen Vorwurf machen, müßte ich erfahren: durch allzu große Rücksicht für mich ist dem Freunde meines Königs eine trübe Stunde bereitet worden.“

„Nein, nicht so, Athénais,“ sagte der König, „ich will es wissen, ich befehle Ihnen — nein: ich bitte Sie, mir die Sache zu berichten.“

Alle Anwesenden standen in weitem Kreise um die beiden leise Sprechenden. Jeder sagte sich, daß jetzt etwas Gefährliches im Werke sei, jetzt mußte sich zeigen, wie hoch die Marquise in der Gunst bereits stand; denn offenbar verhandelte die Montespan mit dem Könige wegen der ihr zugefügten Beleidigung.

„Nun Sire — Sie befehlen, sei es denn; aber lassen Sie Ihren Zorn, Ihren Unmuth nicht an dem Grafen aus, ein Verweis genügt, denn was er mir gethan, ist ja ohnehin vergeben, nur die Person Ew. Majestät — —"

„Wie," fuhr der König auf, „er hätte gewagt, meiner Person nahe zu treten?"

„Nicht so ganz — aber — genug, Sire, mit einem Worte: Graf Lauzun weiß, welch inniges Zusammensein diesen Nachmittag zwischen mir und Ew. Majestät stattfand."

Der König warf mit zornigem Ausdrucke das Haupt zurück. „Was sagen Sie da? Man hätte es gewagt, mich zu belauschen?"

Das war die verletzbarste Stelle beim Könige; er war der Feind eines Jeden, der ihn ein Mal in schwachen Augenblicken überrascht hatte. Die Fehler oder Schwächen des Menschen wollte der Herrscher durchaus verläugnet wissen.

„Ich weiß nicht, ob Lauzun gelauscht hat," sagte die Montespan, „aber er wiederholte mir meine an Majestät gerichteten Worte, er weiß, daß die Bittschrift zerrissen wurde, daß Ew. Majestät sein Gesuch verworfen; woher er diese Umstände erfuhr, vermag ich nicht zu sagen."

„Oho — mein Herr Graf," sagte der König, „Sie werden mich von jetzt an kennen lernen, kennen als den strengen, unfreundlichen Herrscher."

„Sire, Sie werden doch nicht — —"

„Es ist meine Sache, Athénais, und zugleich die Ihrige. Der Graf muß bekennen, woher er diese Nachrichten hat, und wehe Demjenigen, der mich verrieth."

In diesem Augenblicke näherte sich ganz unbefangen, in graziöser, leichter Haltung der Graf Lauzun dem Monarchen. Die Gesellschaft war auf's Höchste gespannt, selten hatte eine Entwickelungsscene im Schauspiele das Interesse der Zuschauer so mächtig erregt.

„Majestät," sagte Lauzun mit tiefer Verbeugung, „die Tänzer der nächstfolgenden Quadrille sind bereit, vor Ew. Majestät die Probe zu beginnen."

Langsam wandte der König sich um; er betrachtete den Grafen mit finsterem, verächtlichem Blicke, und ohne ein Wort zu sagen, nur leicht die Achseln zuckend, kehrte er ihm wieder den Rücken.

Trotz seiner Geistesgegenwart wankte Lauzun einen Schritt zurück. „Teufel, sie hat viel Terrain gewonnen," murmelte er.

„Es ist vorbei mit Lauzun's Beliebtheit, die Montespan steigt in der Gunst," flüsterten die Massen unter sich.

Mit einem triumphirenden Lächeln blickte Athénais hinter ihrem Fächer hervor auf Lauzun, der sich schweigend von dem Könige entfernte.

Die Probe nahm ihren Fortgang. Ludwig hatte sich einen Sessel vor die erste Reihe der Quadrillen stellen lassen, er setzte sich auf denselben. Lauzun trat hinter die Lehne des Sessels, man glaubte, er werde dem Monarchen einige Worte zuflüstern, aber die Haltung des Grafen blieb unerschütterlich, er stand, ohne sich zu rühren, hinter dem Monarchen, bis die Quadrille auseinanderging. Der König erhob sich von dem Sessel.

Sogleich traten zwei Pagen heran, schoben den Sitz bei Seite und gingen an die Thür des Saales; die Wache der Mousquetairs, welche stets auf dem Corridor vor den Gemächern des Hofes postirt war, trat in den Saal. Noch einige Worte sprach der König mit den Anwesenden, grüßte die Montespan und verließ dann den Saal, wobei die Pagen voraufgingen, denen Lauzun folgte. Die Mousquetairs schlossen. Einige besonders neugierige Höflinge folgten in der Entfernung, um zu sehen, wie Lauzun's Schicksal sich entscheiden werde.

Als der König zur Thür seines Kabinets gekommen war, fand er hier die Edelleute versammelt, welche ihm beim Auskleiden behülflich sein sollten; indem er sich grüßend umwendete, gewahrte er den Grafen Lauzun. „Ich bedarf Ihrer Dienste nicht, Herr Graf,“ rief er mit starker Stimme.

Lauzun sah Aller Augen auf sich gerichtet, er fühlte, daß er hier nicht zurückweichen, daß er eher wie ein Krieger auf seinem Schilde sterben müsse. „Ich aber,“ rief der Höfling dreist, „bedarf des Ohres Ew. Majestät und muß mir deshalb den Eintritt in das Kabinet erbitten.“

Der König war trotz seiner gewaltig hohen Begriffe von der Majestät dennoch ein wahrhaft feiner, höflicher Mann, selten oder nie machte er den kleinsten Verstoß gegen die gesellschaftlichen Rücksichten; er bezwang daher schnell seinen Unwillen und sagte kalt, aber artig: „Ich werde mein Ohr nie den Worten eines Cavaliers verschließen, kommen Sie, Herr Graf.“

Der König und Lauzun verschwanden in das Zimmer, dessen Thür sich vor den erstaunten Zurückbleibenden schloß.

„Der Graf wagt, wie es scheint, viel,“ sagte laut der Marquis von Solange.

„Er hat sein ganzes Leben auf gefährlichen Wegen, zwischen Höhe und Tiefe schwebend, zugebracht,“ erwiderte der Herr von Charente.

„Er ist ein ganz tüchtiger Degen, der Herr Graf Lauzun, wenn er nur nicht Artillerist werden wollte,“ sagte der Herr von Artagnan, Capitain der Mousquetairs, indem er sich nachlässig auf die Wachtbank streckte, welche dicht neben der Kabinetsthür angebracht war.

König Ludwig XIV. hatte sein Zimmer betreten und war sogleich an den Nachttisch geeilt, auf welchem bereits drei Wachskerzen, von silbernen Armen getragen, brannten.

Der Monarch stützte sich mit der linken Hand auf die Platte des Tisches, die Rechte hielt einen feinen, spanischen Rohrstock mit goldenem Knopfe. Lauzun stand etwa zwei Schritte von dem Monarchen entfernt.

„Nun, mein Herr? reden Sie. Was ist Ihr Begehr?“ fragte der König, den Federhut lüftend.

„Sire,“ sagte Lauzun, dem der Ernst des Königs einige Unsicherheit verlieh, „Sie sind der erste Edelmann Ihres Reiches.“

„Ich glaube mich immer als solcher gezeigt zu haben, mein Herr.“

„Ich würde Jedem, der das bezweifelte, mit dem Degen gegenübertreten.“

„Ueberlassen Sie in solchem Falle mir selbst meine Vertheidigung.“

„Nun — gut. Mein Eifer soll Ew. Majestät nicht mehr lästig fallen; aber da ich weiß, daß der König ein Ritter ist, frage ich ihn: Muß der Ritter nicht sein Wort halten, und verpflichtet er sich nicht doppelt dazu, wenn er obenein König ist?“

Ludwig machte eine zornige Bewegung. „Ich weiß, wohin das führen soll. Reizen Sie meinen Grimm nicht, Graf Lauzun. Sie haben gewagt, die Schritte Ihres Königs zu erspähen, ich vermuthe, Sie waren Zeuge von — genug über diese Sache. Fürchten Sie meinen Zorn und danken Sie mir, wenn ich es nur bei einer flüchtigen Ungnade, bei einer öffentlich zur Schau getragenen Kälte gegen Ihre Person bewenden lasse.“

„Ich fürchte Ihren Zorn nicht, Sire, und sage: Ein Herrscher von Frankreich müsse, so glaubte ich, sein Wort halten. Es scheint aber, daß ich mich geirrt habe.“

„Mein Herr,“ rief der König fast erschrocken über die Keckheit, „was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will sagen, daß Ew. Majestät mir einst die Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie versprachen, und sie mir bis jetzt nicht gegeben haben," sagte Lauzun.

„Es ist wahr. Aber ich hatte Ihnen das Versprechen unter einer Bedingung gegeben: Sie sollten meine Zusage geheim halten, und das haben Sie nicht gethan. Sie haben geschwatzt, geprahlt, haben Geld vertheilt — Stimmen erkauft — fahren Sie nicht auf, mein Herr, ich weiß Alles."

„Sie wissen Alles, Sire?" rief Lauzun, dem der Zorn bereits in den Kopf stieg, „Sie haben aber vielleicht auch vergessen, und ich muß Sie daran erinnern. Sie waren mir günstig, Sie wollten mir, dem Freunde, die Stellung wohl verleihen — aber da kam in zärtlichem Augenblicke das Wort einer Frau zwischen Entschluß und Ausführung, und Sie vermögen weit eher den Armeen der halben Welt zu widerstehen, als den Worten eines verführerischen Weibes. Sie sind ein Achilles, ja — aber Sie haben, wie das alte Sprüchwort sagt, Ihre verwundbare Ferse so gut wie jeder andere Sterbliche; fühlen Sie das? — nun, Sire, dann ist es keine Erniedrigung für den Herrscher Frankreichs, wenn er seine Verwundbarkeit eingesteht und das Unrecht, welches er einem Freunde zufügte, durch Verleihung der Stelle wieder gut macht, die ihm Weibergeklatsch und gemeine Intriguen entziehen wollen."

„Himmel und Hölle," rief der König außer sich gerathend, „das ist zu frech — das ist noch nie in diesen Mauern gesprochen worden."

„Doch, Sire," antwortete Lauzun mit einer höhnischen Ruhe, „doch. An jenem Tage, wo die Fronde ihre Bedingungen dictirte, fielen ähnliche Reden."

Des Königs Antlitz überzog eine Leichenblässe, er hielt sich selbst an dem Tische fest gebannt und sagte mit dum-

pfer Stimme: „Verlassen Sie das Zimmer, Herr Graf Lauzun. Ich bin Ihr Freund nicht mehr.“

Die Fluth des Zornes stieg kochend empor, Lauzun trat einen Schritt zurück, seine Augen waren mit Blut unterlaufen. „Nun denn,“ stammelte er, „dann bleibt mir nur noch Eins zu thun übrig: nämlich meinen Degen zu zerbrechen, damit ich nie wieder Lust bekomme, einem Fürsten zu dienen, der sein Wort bricht.“ Und mit schneller Bewegung riß er den kostbar verzierten Degen aus der Scheide, faßte die blitzende Klinge mit beiden Händen und brach sie über das Knie in Stücke, welche dem Könige klirrend vor die Füße rollten.

Ludwig vermochte nicht sogleich zu antworten oder sich zu bewegen. Das unerhörte, dem Könige undenkbare Betragen eines Sterblichen der Majestät gegenüber schien ihm nicht möglich; er glaubte zu träumen, und erst als der auf den Boden hinrollende Griff des zerbrochenen Degens seinen Fuß berührte, kam er zu sich. In diesem Augenblicke aber verließen auch den König seine Besonnenheit und die wahrhaft majestätische Ruhe. Er war ein schwer gekränkter, beleidigter Mann. Glühend vor Zorn sprang er auf den Grafen zu, und weit ausholend hob sein Arm das spanische Rohr empor, um die schimpflichste Züchtigung, welche der Mann von Ehre erfahren kann, auf den Rücken des frechen Günstlings fallen zu lassen. Lauzun stand nur einen Zoll breit von der Entehrung entfernt. Da — blieb der Arm des Königs mit dem Rohre hoch in der Luft, es sank nicht herab, es fiel kein Schlag. Mühsam, hart mit sich selbst kämpfend, trat der Monarch wieder zurück, seinen Rohrstock senkend, und als fürchte er eine Wiederkehr des Zornanfalles, der ihm unwürdig eines Königs erschien, als besorge er, der zweiten Aufwallung nicht Trotz bieten zu können, eilte er zum Fenster des Gemaches, öffnete es schnell und

warf den kostbaren Stock hinunter auf die Terrasse, dann kehrte er beruhigter zurück, trat auf Lauzun zu und sagte mit fester Stimme: „Ich habe den Stock zum Fenster hinausgeworfen, mein Herr, um ihn nicht gegen Sie gebrauchen zu müssen, denn es soll Niemand sagen können: der König von Frankreich hat in seinem Zimmer einen französischen Edelmann geprügelt."

Lauzun war vernichtet, er hatte einen furchtbaren Schlag erhalten, ohne das Rohr des Königs auf seinem Rücken gefühlt zu haben. Keines Blickes ihn würdigend, schritt der König vorüber an ihm zur Thüre des Gemaches, die er hastig öffnete. „Herr von Artagnan!" rief er. Der gefürchtete Capitain der Leibwache trat ein. „Hier haben Sie einen Gefangenen, Herr von Artagnan," sagte der König, auf den Grafen deutend. „Von hier, von diesem Zimmer aus, schaffen sie den Herrn Grafen Lauzun in die Bastille. Gott befohlen, mein Herr." Der König ging in den Hintergrund des Zimmers.

Mit kurzer Verbeugung sich empfehlend, folgte Lauzun dem Mousquetair, durch die draußen versammelten Edelleute ohne Zeichen der Aufregung schreitend. Niemand grüßte ihn, Jeder hielt ihn für verloren und gab ihn auf. „Wartet nur, ihr Hundeseelen," murmelte der Graf. „Wenn ich zurückkehre, will ich Euch die Erbärmlichkeit vergelten. Ihr glaubt mich beseitigt — ha — ha —. Ich kenne den Monarchen. Es ist ein Sturz auf meiner gefährlichen Bahn — das gebe ich zu, aber man erholt sich vom Sturze, wenn man nicht gerade dabei das Genick gebrochen hat, und noch steht mein Kopf fest auf dem Nacken."

Herr von Artagnan gab Befehl, einen Wagen herbeizuschaffen, und fuhr mit dem Grafen zur Bastille.

Die Giftmischer.

Seit Jahr und Tag war im Hause des alten Huet nicht ein so munteres Leben, eine so auffallende Rührigkeit gewesen. So viel Glück, solche Freude hatte sich die reizende Amande nie träumen lassen. Er hatte sein Wort gehalten, er war wieder gekommen, hatte sie an sein Herz gedrückt, und nicht gehandelt, wie sonst die großen Herren thun. Mit kurzen Worten: es hatte eines schönen Morgens heftig an der Hausthür des alten Apothekergebäudes geläutet, und als Amande öffnete, fiel sie fast vor Schreck und Freude in Ohnmacht, denn da stand leibhaftig vor ihr René Damarre, der Rechtsgelehrte, ihr Geliebter, ihr lang ersehnter René, der von Paris fern geblieben, da ihn der Vater so hart anließ, als er seine Liebe gestand, der nur immer Briefe gesendet, und dem schönen Mädchen am Platze Maubert seine Treue versichert. Und dieser junge René Damarre war nun zurückgekehrt als ein Beisitzer des Châtelet-Gerichts. Wie klug, wie bewandert mußte er sein? Zwar hatte der häßliche Morel, der Diener, den Huet wegen seiner Schweigsamkeit so hoch hielt, im Hause erzählt, die Frau Herzogin Damarre habe immer Briefe empfangen von dem Sohne und ihre Bekanntschaften aufgeboten, dem jungen Rechtsgelehrten zu seiner künftigen Stellung behülflich zu sein — aber wissen mußte er doch viel, denn die hohen Herren konnten sich nicht auf's Gerathewohl für Jemand interessiren, auf die Gefahr hin, sich lächerlich zu machen. Wie dem auch sei, René saß wieder an dem Gartenfenster, nur dies Mal in der Stube, und hatte wieder die niedlichen Hände Amande's gefaßt und sprach wieder von Zukunftsplänen. Huet war im Herzen recht zufrieden, denn er hatte für die Wohlfahrt der Tochter

Besorgnisse gehegt, und da er die Beharrlichkeit des jungen Herzogs sah, bangte ihm nicht mehr um einen glücklichen Ausgang.

Flüsternd saßen die jungen Leute an dem Fenster, golden schien die Abendsonne in das Gemach und belebte noch mehr die reizenden Züge und Köpfe der Liebenden, dann zog sie ihre blitzenden Linien auf den Boden hin, lief die Wände entlang, beleuchtete die alten Bilder, welche im Gemache hingen, und spielte auf den glasirten Trinkgeschirren, die in bester Reihenfolge auf dem Simse des ungeheuren Eichenschrankes paradirten. Alles athmete Frieden, Ruhe. Der schwarze Kater, den die Nachbarn so sehr fürchteten, und der in dem Geruche stand, ein verhexter Mensch zu sein, Nachts spuken gehen, zuweilen sogar durch die Luft fahren zu können — der schwarze Kater selbst empfand diesen behaglichen Abend, denn er hatte sich auf den Rücken geworfen und spielte, ganz seiner unheimlichen Würde entgegen, mit dem Knäuel, welches Amande bei René's Eintritt hatte fallen lassen. Der junge Priester der Göttin Themis war eben im Begriff, seiner schönen Geliebten das Gesetz zu erläutern, nach welchem die Eltern gezwungen werden konnten, die Einwilligung zur Verheirathung ihrer Kinder zu geben, als er in seiner Beweisführung durch den Eintritt Huet's unterbrochen wurde.

„Laßt Euch nicht stören, meine Kinder," sagte der Laborant, „ich will Dir nur in aller Eile mittheilen, daß der Secretarius vom Quay du foin, der Dich, gute Amande, durch sein spätes Nachhausekommen und durch den Lärmen, den er dabei vollführte, so sehr ärgerte, auszieht."

„Ah, das ist gut," lachte Amande, „es ist ein unleidlicher Mensch. Und wer nimmt das Zimmer?"

„Hm —", sagte Huet, „es ist ein sonderbarer Fall, daß solche Umwandlungen vorgehen. Die Frau Brunet hat

es einem jungen Manne vermiethet, der durchaus Chemie treiben will, und mir von Glaser empfohlen wurde. Er will sich ein Laboratorium einrichten; aber hier wohnen und bei mir studiren. Ich kenne ihn noch nicht, doch soll er sehr wohlhabend sein, auch eine Rolle in der Welt zu spielen wissen. Er hat weite Reisen gemacht und interessirt sich für chemische Künste; auch soll er herrliche Recepte besitzen, um die Goldtinctur auffinden zu können."

„Noch immer das alte Lied?" flüsterte René.

„Noch immer," seufzte Amande. „Und wann kommt dieser neue Miether?" fragte sie.

„Wahrscheinlich heute noch. Er bringt mir eine Empfehlung von Glaser mit. Ja — lieber René, ich bekomme neue Schüler, wenn die alten mich verlassen."

„Ich wünsche Ihnen Glück," sagte René.

Die Hausglocke ertönte auf's Neue.

„Ah — wahrscheinlich der neue Miether," sagte Huet und verließ das Zimmer.

Die Glocke hatte nun zwar den neuen Miether noch nicht angekündigt; doch waren es zwei Träger, welche einen Handwagen vor der Hausthür abgeladen hatten. Dieser Wagen führte die Habe des neuen Miethsmannes in das Quartier am Platz Maubert.

„He! Frau Brunet!" rief Huet. „Morel! Morel! wo steckt er denn? Der Gesell ist nie am Orte, wenn man ihn braucht."

Morel öffnete die Thür des Laboratiums und sagte mürrisch: „Hier bin ich."

„Weise die Leute in das Zimmer der Frau Brunet, die Sachen des neuen Miethers kommen."

Morel ging den Trägern voran die Treppe hinauf. Oben stand Frau Brunet und dirigirte die Koffer und Spindchen, welche das Eigenthum des Fremden waren, in

das unbewohnte Gemach. Es befand sich, wie dem Leser vielleicht noch erinnerlich sein wird, über dem Laboratorium Huet's und hatte zwei große, helle Fenster nach dem Garten hinaus; an dieses große Zimmer stieß ein Alkoven, welcher eine mächtige Bettstelle beherbergte, dicht neben dem Eingange zu diesem Raume lag der große Kamin des Zimmers. Die Möbel waren im Geschmack der Zeit, nicht prächtig, aber solid gearbeitet, mit Ueberzügen von gepreßtem Leder, und die Fenster hatten schwere Damastvorhänge, die man leicht schließen konnte. Ein großer Schrank, welcher damals in keiner Haushaltung fehlen durfte, nahm die rechte Hälfte der Hauptwand ein.

Die Eigenthümerin dieses Inventariums war die, schon einige Male genannte Frau Brunet, eine stille, ruhige Wittwe, die sehr viel auf Ordnung hielt und in fortwährendem Kampfe mit Morel stand, den sie zu Zeiten als Nachtschwärmer erkannt haben wollte. Dessenungeachtet that der Famulus Huet's, wie Morel sich nannte, doch allerlei Dienste für Frau Brunet, natürlich gegen gute Bezahlung, und so hatte er denn auch heute es übernommen, das Zimmer zu reinigen, die Sachen des neuen Miethsmannes zu ordnen und die Träger zu verabschieden, da Frau Brunet genug in ihrer Wohnung mitsammt ihrer Hausmagd zu thun hatte. Morel war eine Zeitlang im Hause der Viceherrscher gewesen. Da Huet ihn hoch schätzte, führte der häßliche Diener eine sehr entschiedene Sprache. Er hatte schon sein Gartenhaus aufgeben und in die Wohnung der Brunet ziehen wollen, weshalb er fortwährend gegen die stille Wittwe intriguirte; aber Amande ließ es nicht zu, daß Frau Brunet ein anderes Haus bezog, und so mußte Morel sich mit Schelten begnügen, was indessen auch aufhörte, als plötzlich wieder sich René Damarre einfand. Morel nahm diese Erscheinung für ein böses Omen. Er

fühlte sich bisher sehr sicher, denn Saint-Croix war in der Bastille, die Marquise von Paris entfernt, Lachaussée verschwunden, und wenn sein Brief, den er noch immer sorgfältig bewahrte, auch werthlos wurde, so hatte er dafür den Vortheil, seiner Bedränger oder Mitwisser ledig zu sein. Als daher an jenem Abende die Frau Brunet ihm einige Geldstücke in die Hand drückte, damit er die Wohnung aufräume, war Morel sehr guter Dinge, er pfiff sich ein Liedchen und handhabte den Besen recht munter.

„He — Frau Brunet," rief er durch die offenstehende Thür über den Flur hinweg in die Wohnung der Wittwe, „wie heißt denn der neue Miether? man muß doch seine Leute kennen."

„Ich weiß es nicht, Morel," antwortete die Brunet, „Herr Glaser miethete für ihn, und Meister Huet sagte mir, ich möge nur einwilligen. Er soll ein Chemiker sein."

„Ah —," brummte Morel, „allerlei Reden. Der eine Träger meinte, er sei ein Officier — dummes Zeug. Sie sagen, er soll ein Lebemann sein, das wäre das Allerbeste — man könnte vielleicht auch den Herrn Doctor René zum Hause hinausbugsiren. Hm! jung soll der neue Nachbar sein — hübsch. Aber wer ist es?" Morel schlug sich plötzlich vor die Stirn. „Wie dumm," flüsterte er, „sind denn dort nicht die Kästen? Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn nicht irgend ein Name, eine Bezeichnung aufzufinden wäre." Bei diesen Worten war Morel schon damit beschäftigt, die Ledersäcke und Kisten, welche an der Wand aufgeschichtet standen, einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Er war allein im Zimmer, wer sich aber mit ihm zugleich in demselben befunden hätte, der würde eine auffallende Veränderung bei dem noch vor wenig Minuten so heitern, singenden und pfeifenden Morel wahrgenommen haben. Der Diener Huet's sang nicht mehr,

er machte einen langen Hals, rollte seine häßlichen Augen im Kopfe umher und ging leise zur Thür, die er behutsam schloß; dann unterwarf er noch ein Mal die Ledersäcke einer Prüfung, drehte einen derselben hin und her, ließ ihn dann wieder auf den Boden gleiten und blickte starr die fest zugeschnürte Hülle an. Morel's Blicke hafteten auf einer Stelle an der Oberfläche des Ledersackes; denn von dieser Stelle hing eine kleine seidene Schnur herab, an dieser Schnur war ein Messingtäfelchen befestigt, und auf diesem Messingtäfelchen las der Diener Huet's zu seinem Staunen und Entsetzen die Worte: „Eigenthum des Lieutenants Gaudin von Saint-Croix." Diese Entdeckung wog schwer: der neue Miether war Niemand Anders, als der von Morel gefürchtete Zögling des ermordeten Tonneau. Was nun beginnen? Vielleicht gehörte dieser Mantelsack nur dem Herrn von Saint-Croix, und der neue Miether war ein Freund des Officiers; aber Morel hatte erfahren, daß ein Officier die Wohnung beziehen werde, ein Lebemann, und das stimmte mit Saint-Croix überein. Nur die chemischen Studien und der Glaube, Saint-Croix sitze noch in der Bastille, ließen einige Zweifel in Morel's Gemüth aufsteigen, aber der Lieutenant konnte auch ein Mal frei werden — Morel ward ängstlicher. Es währte jedoch nicht lange, so schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, denn er ging im Zimmer umher, klopfte an die Wände, legte sein Ohr an den Fußboden, sah aus dem Fenster in den Garten hinab und inspicirte genau den Alkoven. Keine Untersuchung jedoch mochte seinen Erwartungen entsprechen, denn er blieb in der Mitte des Zimmers stehen und schüttelte bedenklich das Haupt. „Ich habe keine Zeit zu verlieren, er kann gleich hier sein," murmelte der Gauner, und plötzlich überzog ein Grinsen seine widerwärtigen Züge, als er auf den Kamin blickte. Er versicherte sich zunächst seiner Umgebung,

indem er die Thür öffnete — Niemand war sichtbar. Nun stieg Morel in den Mantel des Kamins und betrachtete die Esse sorgfältig. Er entdeckte sehr bald, daß das Rohr dieses Kamins in genauer Verbindung mit dem Rohre desjenigen stehe, der im Laboratorium Huet's sich befand. Morel hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Eisengitter, welches den Schlot absperrte, zu entfernen; unter diesem Gitter befand sich eine Thür aus starkem Blech, die sehr leicht geöffnet werden konnte. Morel hatte vorläufig genug gethan, er brachte schnell das Zimmer vollends in Ordnung, und da Niemand seiner ansichtig war, schleuderte er das ausgehobene Gitter in den Garten hinab. Nach dieser letzten Verrichtung ging er aus dem Gemache, schloß die Thür und gab den Schlüssel an Frau Brunet, dann stieg er eilig in das Laboratorium hinab. Morel hatte seinen Plan ausgearbeitet, er wollte sich vor allen Dingen überzeugen, wer der neue Miether sei; wenn es Saint-Croix war, dann konnte der würdige Diener Huet's natürlich nicht länger unter einem Dache mit dem gefährlichen Manne weilen, sondern mußte das Weite suchen. Die zweite wichtige Aufgabe war: sich zu verbergen. Dies wurde nicht schwer; denn seit Morel das Geheimniß des in die Steinbrüche führenden Ganges kennen gelernt hatte, war ihm nicht bange: — einmal in jenen unterirdischen Windungen, wo Leute seines Gleichen Genossen in Menge fanden, konnte er vor jeder Verfolgung sicher sein.

Als Huet das Laboratorium verlassen hatte, ging Morel wieder hinein. Er wartete einige Zeit und schob dann die Drehbank mit dem Tische zurück, welche die Maschine verdeckte. Er hatte sich für alle Fälle vorbereitet. Rief man nach ihm, wenn der Fremde kam, so verschwand er durch die Fallthür; denn Huet glaubte ihn im Gartenhause. Als es schon finster geworden war, wurde das Haus lebendig,

und Morel hörte deutlich die Tritte der Magd über sich im Zimmer; dann wurde die Glocke gezogen, und Huet, seine Tochter, die Brunet, die Mägde gingen auf den Flur des Hauses. Die Hausthür wurde geöffnet, ein Mann trat herein. Morel hatte die Klappe der Laboratoriumsthür zurückgeschlagen und beobachtete Alles genau.

„Mein Herr," sagte Huet zu dem Eintretenden, „seien Sie mir herzlich willkommen. Ich freue mich, daß mein Freund Glaser mir eine so interessante Bekanntschaft——"

Der Fremde schlug den breitkrämpigen Hut, der bisher sein Gesicht noch verdeckt hatte, zurück.

„Wir kennen uns schon, Herr Huet," sagte er. „Leider war es ein trüber Abend, an welchem ich Sie zum ersten Male sah."

„Herr von Saint=Croix," riefen Amande und Huet erstaunt und erschrocken.

„Er ist es," flüsterte Morel an der Klappe. „Vorsicht."

„Ich bin es, Herr Huet," fuhr Saint=Croix fort. „Eine Empfehlung, welche mir Ihr Freund, der berühmte Meister Glaser an Sie gab, hat jene treffliche Frau bewogen, das Zimmer mir abzulassen. Ich könnte in jedem andern Theil von Paris wohnen, wenn nicht gerade dieses Haus für mich wichtig wäre. Ich habe seit einiger Zeit Studien im Reiche der Wissenschaft gemacht, und zwar — lachen Sie nicht, um den Stein der Weisen zu finden."

„Ah — das ist herrlich — das ist prächtig," rief Huet, „Sie kommen an den rechten Mann."

„Ich denke es," fuhr Saint=Croix fort, „deshalb mein Wunsch, bei Ihnen zu wohnen, und Ihre schöne Tochter wird mich dulden? nicht wahr? Ah — mein Fräulein, wie steht es mit dem jungen Rechtsgelehrten, meinem Lebensretter?"

„Nicht übel," schmunzelte Huet.

„Sehr gut," sagte Amande fest, „der Herr von Damarre ist in Paris beim Châtelet und kommt oft in dieses Haus; er ist ein tüchtiger Mann, ein scharfer Kopf, und sehr bald wird er eine große Stelle in der Welt einnehmen."

Saint-Croix ward einen Augenblick nachdenklich.

„Zeigen Sie mir nun mein Zimmer," sagte er dann.

Huet und die Frau Brunet führten den Miether in das bereitstehende Gemach. Amande ging auf ihr Zimmer, das Herz war ihr schwer, die Brust beklommen.

„Ja — ja — Meister Huet," sagte Saint-Croix. „Wir haben uns seit langer Zeit nicht gesehen."

„Es war kein guter Abend, Herr von Saint-Croix. Die Frau Marquise war zu bedauern, aber Camille Théria auch."

„Die Marquise hat viele Schläge erlitten. Verfolgt von der Familie, um meiner Liebe willen entzweit mit dem Gatten — endlich jetzt, der herbste Verlust: der Vater. Sie wissen doch, daß der alte Herr von Aubray hinüber ist?"

„Leider. Es war ein braver Herr."

Saint-Croix hatte unter diesen Gesprächen seine Casaque abgeworfen. Er trug bürgerliche, elegante Kleidung, gerade als er seinen Degen abschnallte, verließ die Brunet das Zimmer.

Saint-Croix sah sich vorsichtig um, dann faßte er schnell Huet's Hand.

„Ich komme von dem Meister Exili," sagte er schnell, ein Kreuz hervorziehend.

Huet fuhr zusammen.

„In der Bastille ward ich sein Schüler," fuhr Saint-Croix fort. „Auf seine Empfehlung bin ich zu Glaser gekommen, dieser empfahl mich Euch, ich nehme diese Wohnung zum Scheine, ich will — —"

„Gifte machen?" fragte ängstlich Huet.

„Narrheiten! den Stein der Weisen suchen. Euer

Laboratorium brauche ich nicht, ich arbeite bei Glaser, Ihr sollt mich aufnehmen lassen in das Collegium Rosianum, befiehlt Euch Exili, deshalb bin ich Euch zugewiesen."

Huet zitterte. Die schlimme Nacht der Verhaftung Exili's, alle Folgen derselben, traten vor seine Seele, er sah sich aufs Neue in den unheimlichen Kreis gezogen.

„Mein Herr," stotterte er. „Sie werden — Sie wollen also Proben im Collegium ablegen?"

„Ja."

„Welche?"

„Das ist meine Sache. Ich werde schon Ehre einlegen."

„Sie wollen sicherlich den — Schutz des Bundes," sagte Huet mit Zögern.

„So ist es."

„Dann haben Sie etwas Unerlaubtes vor, wir können Ihnen keine Zuflucht gewähren."

„Ihr habt sie Exili gewährt."

„Er hat bis jetzt von keinem Richter der Schuld überführt werden können, hätte er sich zu uns geflüchtet, er wäre sicher aus Paris entkommen."

„Wer sagt Euch, daß ich nicht auch vor den Nachstellungen meiner Feinde fliehen will?"

Huet schüttelte den Kopf.

„Es kommt mir so vor, als sollte ich Nein sagen, indessen, der Meister Exili wünscht es dringend, noch ist er im Bunde, bleiben Sie mein Herr — aber geben Sie mir ein Versprechen."

„Nun?"

„Betreten Sie nie mein Laboratorium. Wenn Sie Etwas im Schilde führen, will ich rein dastehen — sollte es schlimm ergehen. Ich bin klug geworden durch die böse Geschichte, in welche mich Exili verwickelt hat, der arbeitete auch bei mir."

„Genug. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihr Laboratorium nicht brauche, ich arbeite bei Glaser, aber einen Vorwand müssen wir finden.“

„Der findet sich bald. Sie haben nicht genügende Hitze, die Oefen sind zu klein — die Retorten nicht zahlreich genug.“

„Das läßt sich hören, doch ich muß in das Laboratorium treten, zum Scheine.“

„So kommen Sie, mein Herr. Es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen gern behülflich bin, ich freue mich, Ihre Arbeiten zu sehen, allein — hier im Hause experimentiren Sie nicht.“

Sie besuchten das Laboratorium. Huet zeigte dem Lieutenant Alles genau, dann gingen sie wieder in Saint-Croix's Zimmer.

Sobald sie das Laboratorium verlassen hatten, kam Morel aus der Fallthür zum Vorschein.

„Hm,“ sagte er. „Wovon haben die Beiden gesprochen? von dem Italiener Exili, der mit dem Lieutenant in der Bastille saß — von dem Giftmischer — hm! hm! seltsam! Und mit einem Schlage verwandelt sich der Lieutenant in einen Chemiker? er hat von dem Italiener gelernt, Mittel — allerlei. Was kann der Italiener ihn bereiten lehren? Stein der Weisen? lächerlich. Exili arbeitet andere Dinge. Und dieser Saint-Croix will in den Bund? Es ist Zeit, daß ich mich den Leuten hier furchtbar mache. Aufgepaßt, hier über mir entspinnt sich Etwas. Ich sehe in Gedanken schon wieder Hellebarden und Gewehrläufe blitzen und höre „Mörder! Mörder!“ rufen.

Er schüttelte sich ein wenig, denn aus den Gläsern und Retorten klang es plötzlich seltsam hervor. Morel löschte die Lampe und schlich aus dem Laboratorium.

Einige Tage vergingen. Der neue Miether war wenig

sichtbar. Er verließ das Haus gegen Mittag, und kam gewöhnlich erst wieder, wenn es bereits dunkelte. Huet arbeitete seine Salben und Schminken, Essenzen und Tropfen für La Vienne und die schönen Koketten, Amande besorgte die Wirthschaft. Nach jenem schönen, glücklichen Abende hatte sie ein Billet von René erhalten, der ihr schrieb:

„Liebe Theure!

Du wirst mich einige Tage nicht sehen. Der Dienst ruft mich fort von Paris; ich muß auf Schloß Offemont die Siegel abnehmen, welche ich nach dem Tode des alten Aubray angelegt habe. Drei Richter begleiten mich. Der lustige, kleine Sallenches ist auch dabei. Du mußt Dich seiner noch erinnern, er war auf dem Doctorschmause und ist jetzt Hülfsarbeiter im Châtelet. Im Vertrauen — — von meiner Mutter habe ich wieder Briefe erhalten, sie küßt Dich — wie auch ich es thue. Dein

René."

Amande küßte das Schreiben, und lächelte so innig vergnügt, als wenn es nur noch einige Tage bis zur Hochzeit mit René dauern werde. Ihre Aengstlichkeit, welche bei dem Erscheinen des Lieutenants so groß gewesen war, schien jetzt geschwunden. Da Saint-Croix nicht die Wohnung Huet's betrat, so brauchte Amande ihm nicht nahe zu kommen und der unheimliche junge Mann, dem sie nur deshalb nicht feind sein konnte, weil er René so ähnlich sah, ging aus und ein ohne die geringste Notiz von den Hausbewohnern zu nehmen. Amande sah ihn einige Male, tiefsinnig ein Fläschchen betrachtend, am Fenster seines Zimmers stehen, und sie gewöhnte sich bald daran, in Saint-Croix eines jener unglücklichen Opfer zu erblicken, welche die Manie der Zeit: „Gold machen zu wollen," erfaßt und geistig zerrüttet hatte. Sehr unterstützt wurde ihre Ansicht

dadurch, daß alle Welt die zerstörten Vermögensverhältnisse der Brinvilliers kannte, und da Saint-Croix eng mit der Marquise verbunden gewesen war, so zweifelte Niemand daran, daß der ehemalige Anbeter durch die Trennung von der Geliebten, auch eine empfindliche Lücke in seinen Einkünften wahrnehmen werde. Diese auszufüllen mußte sich — so glaubten Alle, die Saint-Croix kannten — der Lieutenant der Goldmacherei ergeben haben. Andere meinten freilich, die Börse Penautiers stehe ihm offen, allein der Generalcontrolleur war auch wieder ein Geschäftsmann, der selbst den besten, nützlichsten Freunden nur bis zu einem gewissen Grade die Mittel vorschoß, und worin sollte Saint-Croix ihm nützlich sein? Der entlassene Gefangene der Bastille mußte schlechterdings aus geheimnißvollen Goldquellen schöpfen können, denn er trat mit großem Glanze und Aufwendung vielen Geldes in die Welt der Genüsse, unter die Gesellschaft, der er seit langer Zeit entrissen worden war. Saint-Croix galt bald für eine der ersten Erscheinungen in allen Kreisen der Hauptstadt und nur seiner Liebe zur geheimen Arbeit, die ihm so reichliche Früchte trug, schrieb man es zu, daß er einsam im Hause eines Laboranten wohnte. In Mitten dieses bewegten Lebens traf den Lieutenant die Nachricht vom Tode des alten Herrn von Aubray, die er durch Penautier erhielt, an den die Marquise ihr Schreiben addressirt hatte. Am Schlusse des Briefes stand eine Andeutung, die Saint-Croix nicht verstand, die ihn beunruhigte. Er sah wohl ein, das Maria nicht deutlich schreiben gewollt, er wartete ängstlich auf Nachricht, und arbeitete im Laboratorium Glasers.

Huet, froh den Lieutenant aus seinem Arbeitsgewölbe entfernt zu haben, sah der Stunde mit Bangen entgegen, wo dieser begehren würde, in das Collegium eingeführt zu werden. Glaser war auch Mitglied des Bundes, aber Huet

stand höher, und so sollte er es sein, der den neuen Jünger dem Bunde zuführte.

Aeußerst thätig, ja — auffallend emsig war seit der Ankunft des neuen Miethers Morel. Er verließ fast nie das Laboratorium, hatte stets Etwas zu thun und reinigte die Retorten, Gläser, Röhren — alle Geräthschaften so trefflich, daß sie wie Silber funkelten oder wie Gold glühten, worüber Huet eine große Freude empfand, die sich noch vermehrte, als Morel sogar anfing, in alten Receptbüchern zu studiren, was er sonst nie gethan.

Sobald aber Huet das Laboratorium verlassen hatte, stand Morel von den Schmökern auf, nahm eine Leiter, stieg bis an die Decke des Gewölbes und horchte in der Gegend, wo sich über ihm der Alcoven befand, dann kletterte er in den Kamin und horchte hier — aber im Zimmer oben blieb Alles still. Zuletzt ging der Diener Huet's an die Thüre des Laboratoriums, öffnete die Klappe und betrachtete den Flur. Er war sicher, daß Saint-Croix nicht in das Gewölbe kam und hatte sich während der ganzen Zeit sorgfältig hier verborgen.

Morel brauchte nicht lange auf der Lauer zu stehen, denn bald sah er den Lieutenant über den Hausflur kommen, die Treppe hinansteigen und hörte die Tritte desselben in dem Gemache, indessen blieb der Gauner doch noch an der Klappe, da er neue Entdeckungen zu machen glaubte. Er mochte etwa eine halbe Stunde die Spionage ohne Resultat fortgesetzt haben, als die Glocke tönte. Die Hausmagd öffnete.

„Ist der Herr von Saint-Croix, der neue Miether dieses Hauses zu sprechen?“ fragte eine wohltönende Stimme.

„Gewiß, mein Herr. Ich sehe in seinem Zimmer Licht,“ antwortete die Magd.

„Führen Sie mich zu ihm.“

Morel sah nun einen jungen Mann über den Flur gehen, dessen Gesicht das Licht der Magd scharf beleuchtete. Kaum vermochte Morel einen Ruf des Erstaunens zurückzuhalten, denn der Fremde schien der Doppelgänger Saint-Croix's zu sein, so sehr glichen seine Gesichtszüge denen des Lieutenants und erst bei scharfem Hinsehen bemerkte Morel, daß die Gestalt des Besuchers viel kleiner als die des Lieutenants war. Der Diener des Laboranten schob, als der Fremde oben auf der Treppenbiegung verschwand, die Klappe zu und horchte. Ueber seinem Haupte ging Jemand hin und her, einzelne Töne eines Gespräches drangen bis zu ihm. Wer war dieser dem Herrn von Saint-Croix so ähnliche Mann? Sicherlich ein neues Geheimniß. Hätte Morel nicht den Lieutenant auf seinem Zimmer gewußt, er hätte trotz der kleinen Figur des Fremden diesen und Saint-Croix für eine Person gehalten, hätte sich eingeredet: der kleine Wuchs sei eine Augentäuschung des Lauschers gewesen. Aber Saint-Croix war oben in seinem Zimmer.

„Forschen wir," sagte Morel, indem er die Lampe hinter einer Blende verbarg und vorsichtig in den Mantel des Kamines stieg. Er zog seine plumpen Schuhe aus, warf sein Wammes ab und begann, gleich einem Essenkehrer, langsam in den Schlot hinaufzuklimmen bis er mit dem Kopfe gegen die Eisenblechthüre stieß. Hier stemmte er Arme und Beine gegen die Wände des Rauchfanges und versuchte zu hören. Seine Berechnung hatte ihn nicht getäuscht — er verstand deutlich jedes im Zimmer Saint-Croix's gesprochene Wort.

Als die Magd den Fremden bis zur Thüre der Wohnung Gaudin's geleitet hatte ging sie wieder hinab. Der Fremde nahm seinen Hut vom Kopfe und pochte. Gaudin öffnete.

Mit einem Rufe der Ueberraschung taumelte er zurück. „Maria?"

„Ich bin es, Gaudin," sagte die Marquise, in das Zimmer tretend und die Thüre hinter sich schließend.

„Du bist willkommen," sagte Gaudin, ihr die Hand reichend.

„Deine Hand ist eiskalt — sie zittert."

„Sie umfaßt Deine Hand, Maria, die Hand, welche einem Vater den Gifttrunk reichte."

„Um Dich zu besitzen."

Saint-Croix sah auf die reizende Gestalt, welche die elegante Tracht eines Cavaliers noch verführerischer machte. „Nimm mich," rief er, „ich bin Dein." Er zog die Marquise auf seinen Schooß, und eine lange, glühende Umarmung bezeugte ihr, daß Gaudin noch immer fest in ihren Banden war.

„Was ist geschehen?" fragte der Lieutenant.

„Die Leiche des alten Aubray habe ich nach Paris geleitet," sagte Maria dumpf. „Die Siegel sind herabgenommen, das Testament meines Vaters ist eröffnet worden."

„Nun?"

„Wir haben ein Spiel verloren, denn ich bin unter die Aufsicht meiner Brüder gestellt, kein Francs darf ohne ihr Wissen in meine Hände gelangen."

„Auch dann nicht, wenn Du zu Brinvilliers zurückkehrst?"

„Auch dann nicht. Die Brüder Aubray sind die Herren des Geldes, so lange sie leben. Sie haben nur Rechenschaft zu geben an den Rath des Châtelet, erst mit ihrem Tode erlischt diese Macht."

„Dann müssen sie fallen," sagte Saint-Croix entschieden.

„Nicht wahr? nicht wahr?" rief Maria. „Sie müssen

uns Platz machen, sie haben mich in ihren Krallen und dürfen nicht leben. Wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Wird ein so schnelles Sterben in Deiner Familie nicht auffallen?"

„Wer soll es wagen, die Anklage zu erheben? Wir meiden Beide, uns öffentlich zu zeigen, bis alle Schläge geführt sind, und Du mußt für Mittel sorgen, die spurlos wirken."

„Ich bin schon weit im Erzeugen dieser Mittel."

„Gaudin," sagte Maria, dicht an ihn sich schmiegend, „Du bist noch ein Schüler. Hüte Dich."

„Weshalb?"

„Ich kann Dir nicht so genau Alles beschreiben, denn ich" — die Marquise rollte ihre Augen und stierte in die halbdunkle Ecke des Zimmers, als glaube sie daselbst Etwas zu bemerken — dann fuhr sie fort: „Ich fürchte mich, Alles zu wiederholen. Aber — an dem — Körper — des Alten zeigten sich Spuren Deiner Mittel."

„Was sagst Du?" rief Saint-Croix erschrocken aufspringend.

„St! — Gaudin. Ich weiß, ich möchte behaupten: Einer schöpft Verdacht."

„Ha — und wer?"

„Jener junge Herzog Damarre, der Dich einst rettete, der ein Mann des Gesetzes geworden, der sich nicht beruhigen wollte und, wie mir der Doctor erzählte, noch im Wagen von dem Tranke sprach, den der alte Aubray genossen."

„Und wie kam jener Damarre nach Offemont?"

„Vom Gerichte zu Compiègne gesendet. Er hat auch die Siegel abgenommen und dem Rathe assistirt, als das Testament geöffnet ward."

„Teufel, das ist gefährlich," sagte Saint-Croix, durch das Zimmer schreitend, „dieser Mensch ist hier."

„Hier?"

„Im Hause. Es ist der Verlobte der Tochter Huet's."

„Oh — das ist eine schlimme Sache. Entschließe Dich schnell — auch er muß fallen."

Saint-Croix schauderte zusammen. „Wir sind eifrige Arbeiter, Maria."

„Wir können nicht anders. Nur mache Deine Mittel scharf — schnell — spurlos. Wo ist das Buch?"

„Exili hat es und ihn umschließt die Bastille — hm — sollte ich bei der Destillirung einen Fehler begangen haben?"

Er ging zu dem Schranke und öffnete die Thüren. In einem der oberen Schubfächer waren allerlei Fläschchen verschiedenen Inhaltes aufbewahrt. „Von diesem waren die Tropfen," sagte er, die Phiole emporhaltend. „Ich will sie morgen bei Glaser prüfen — scharf und häufiger durch die Retorte treiben. Oh — ich habe eine seltsame Mischung gefunden, wenn diese erst gehörig verarbeitet worden ist, wenn die feinsten Geister dieser Zusammensetzung ausströmen, dann bedarf ich jenes Buches nicht mehr, dann bin ich der Meister von Allem. Ich sinne Tag und Nacht darüber. Exili weiß, daß ich gelehrig bin und deshalb hat er mir noch nicht Alles entdeckt, diese Italiener sind neidisch, aber ich werde ohne ihn ans Ziel gelangen, denn täglich arbeite ich vor meinen Helmen und Retorten."

„Ja — das muß sein, Gaudin", rief die Marquise. „Immer nachdenken, grübeln, erzeugen — wir müssen die Herren dieses Geschlechtes werden durch die geheime Kunst — aber prüfe Deine Mittel."

„Es ist eine Frage offen," sagte Saint-Croix nachdenklich: „Gäbe es eine Gelegenheit, die Gewalt der Erzeugnisse zu erproben?"

„Nehmen wir Thiere: Hunde, die zähen Katzen."

„Exili glaubt nicht unbedingt daran; es ist oft ein Unterschied in den Wirkungen der Mittel bei Thieren und Menschen bemerkbar. Wir müßten sicherer gehen.“

Die Marquise stützte ihr Haupt in die Hand und dachte nach, dann faßte sie, ohne zu sprechen, den Arm Gaudin's: „Ich habe es,“ flüsterte sie. „Ich habe die Gelegenheit entdeckt, um die Proben machen zu können — ich werde Dir genau sagen, wie Eure Mittel wirken — ha — ha — ha — ich werde zuletzt noch Eure Meisterin.“

„Du bist räthselhaft, Maria; schon in Offemont sprachst Du von seltsamen Dingen, Du kanntest das Buch.“

„Ah — jenes Buch ist der Mittelpunkt Alles dessen, was wir beginnen, willst Du hören? gut — beuge Dein Ohr zu mir, ich will Dir erzählen, wie und woher ich jenes Buch kenne.“

Gaudin neigte sich zu ihr, und mit halbflüstender Stimme erzählte Maria ihm die Geschichte des geheimnißvollen Buches — als sie geendet hatte, wischte Saint-Croix sich den Schweiß von der Stirne, dann sagte er:

„Es giebt Menschen genug, die einen Propheten verlachen, aber der schwarze Büßer hat die Wahrheit gesagt: Jenes Buch ist ein feurig Schwert, eine Geißel, und Alles wird erfüllt. Komm, Maria! — Das Schicksal hat uns für einander bestimmt, sträuben wir uns nicht länger gegen seine Gewalt!“

„Nein — nein — in den Strudel hinab — durchschwimmen wir ihn — auf den gefahrvollen Weg ohne Zaudern; wir haben die Macht in den Händen, welche alle Hemmnisse zertrümmert. Das größte ist gethan,“ sagte die Marquise mit fester Stimme. „Ich habe meinen Vater getödtet.“

Sie warf trotzige, schreckliche Blicke um sich, gleichsam als wolle sie die finsteren Mächte herausfordern und freue

sich auf den Kampf. Gaudin löschte das Licht und gab ihr den Arm, dann verließen sie das Zimmer.

In dem Rauchfange zusammengekauert und verborgen, hatte Morel kein Wort von der Unterredung verloren. Anfangs war er von der Entdeckung so überwältigt, daß er fast den Schlot hinabgestürzt wäre. Er nahm sich jedoch zusammen und alle Kräfte anstrengend hielt er sich zwischen den Wänden fest. Sobald die beiden Liebenden aus dem Gemache waren, nahm der Lauscher eine bequemere Stellung an. Er fühlte, wie seine Hände bluteten, denn die ganze Zeit über hatte er sich an die scharfen Vorsprünge des Mauerwerks geklammert, hatte wie eine Steinfigur gesessen, um kein Geräusch zu machen. Nachdem er noch eine geraume Zeit gewartet, griff er mit der rechten Hand über sich und faßte den Schieber der durchlöcherten Blechthüre, welche die Kaminröhre schloß. Knirschend fuhr er zurück, eine Wolke von Ruß und Staub fiel auf Morel, er hustete stark, dann klimmte er höher und stieg endlich in den Mantel des Kamins von Gaudin's Zimmer.

Es war finster. Die Nacht bedeckte schon den Himmel und nur spärliche Umrisse der Gegenstände ließen sich bemerken. Morel fluchte leise. „Dumm, dumm! ich hätte mich mit Licht versehen sollen.“ Er stieg wieder in die Röhre hinab, gelangte in das Laboratorium und zündete eine Blendlaterne an, dann kroch er zum dritten Male in den Schlot. Als er in das Zimmer Gaudin's kam, brachte er zunächst einen Gegenstand in das Thürschloß. „Es wird ihn hindern, schnell aufzuschließen, und ich kann retiriren, wenn er früher zurückkommen sollte, als ich denke,“ sagte er; dann vorsichtig den Lichtglanz der Laterne von den Fenstern, deren Vorhänge er schloß, fern haltend, begann er, den Schrank zu öffnen. Er zog eilig alle Schubfächer auf. Viele — die meisten waren leer, endlich traf er auf

ein gefülltes. „Da sind Flaschen,“ murmelte er. Eiligst hob er verschiedene der Fläschchen heraus und hielt sie an das Licht seiner Laterne. „Hm — Arsenik — noch ein Mal Arsenik, aber sublimirt, schneeweiß, er hat Blasen wie Berge — hier Antimonium, hier wieder einige Flaschen mit Zinnober gefüllt. — Was ist dies? Tropfen? wahrscheinlich Pflanzenextracte und sicherlich schon fertiges Gift. Hi! hi! das ist ja eine ganze vollständige Giftküche. Ich habe Glück, dabei bleib' ich. Kommen Sie doch, Herr von Saint-Croix, mitsammt der verkleideten Marquise, und zeigen Sie mir noch ein Mal Ihren Degen, um den Mörder Tonneau's damit zu durchstoßen; ich werde sie erwarten, und zwar gleich auf der Stelle.“

Während dieses Monologs hatte Morel die Flaschen wieder in das Schubfach gesetzt, den Schrank verschlossen und seine Laterne gelöscht. Er schickte sich an in den Schlot hinabzusteigen, als ihm plötzlich ein anderer Gedanke zu kommen schien. „Ich werde mein Auftreten effectvoller machen,“ murmelte er, und so blieb er denn in dem Kaminmantel sitzen, dessen breite Seitenpfeiler ihn vollkommen deckten.

„Welche Geheimnisse,“ sagte er halblaut, „ein seltsames Buch — ein verbrecherischer Italiener — der Vatermord, den die Marquise vollzogen — andere Mordanschläge oh — ich bin eine gefüllte Schaale, warten Sie nur, Herr von Saint-Croix.“ Morel drückte sich ganz in die Ecke. Er mußte lange harren. Aus weiter Ferne hörte er die Uhren schlagen, und schon ließ der heraufdämmernde Morgen die Gegenstände im Zimmer deutlicher erscheinen, als plötzlich die Hauspforte geöffnet und wieder geschlossen wurde, Schritte kamen die Treppe hinauf, dann ward ein Schlüssel in das Thürschloß geschoben. Morel begann zu zittern, er dachte an den Jähzorn des Lieutenants, wie, wenn dieser

ihn durchrannte mit dem Degen, bevor Morel noch eine Entdeckung gemacht, ja nur Hülfe gerufen hätte? Saint-Croix konnte leicht den Beweis führen, daß der Getödtete ein Mörder sei, schon mit Hülfe der Marquise, und wenn man die Leiche gar im Zimmer Saint-Croix's fand, so würde Jeder sofort eine verbrecherische Absicht vermuthet haben, wäre selbst Morel nicht eine anrüchige Person gewesen. Der feige Gauner beschloß also, lieber den Rückzug anzutreten, wozu ihm noch Zeit blieb, da der im Schlosse befindliche Gegenstand dem Lieutenant das Oeffnen der Thür erschwerte. Morel wollte wieder in den Schlot hinuntersteigen, als plötzlich die Pforte mit einem Rück geöffnet ward, der Lieutenant schimpfend in das Gemach trat und Morel kaum Zeit ließ, sich schleunigst wieder in die Ecke des Kaminmantels zurückzuziehen, da eine Flucht durch den Schlot unmöglich wurde.

Saint-Croix verriegelte die Thür und begann sich zu entkleiden; er legte seinen Degen ab und stellte ihn in die Ecke zwischen Wand und Schrank.

Morel sah aus dem Dunkel seines Versteckes alle Bewegungen. Er faßte wieder Muth und entwarf seinen Plan; der Lieutenant wollte sich ohne Zweifel zu Bette begeben, wenn er einige Zeit das Lager inne hatte, dann beschloß Morel aus dem Verstecke zu schlüpfen, den Degen bei Seite zu bringen und so vor dem ersten blutigen Anfalle sicher, mit dem waffenlosen Gegner zu unterhandeln. Saint-Croix schlug kein Licht, denn schon erhellte die Morgendämmerung das Gemach. Er seufzte einige Male schwer und dumpf, dann schritt er in den Alcoven. Morel hörte, wie er sich in die Betten warf. — —

Nach Verlauf einer halben Stunde etwa vernahm der Lauschende das tiefe, dem Schnarchen ähnliche Athmen des Lieutenants. Nun verließ Morel den Mantel des Ka-

mins, auf dem Bauche kriechend näherte er sich der Stelle, wo der Degen Saint-Croix's stand. Schon drangen einzelne Sonnenstrahlen in das Gemach, Morel blickte sorgfältig um sich, ob auch nicht irgend eine andere Vertheidigungswaffe vorhanden sei; als er sich vom Gegentheil überzeugt hatte, faßte er den Degen, und vorsichtig aufstehend, setzte er ihn in die entlegenste Ecke des Zimmers. Die Hände zitterten ihm heftig, und dies mochte wohl Schuld sein, daß ein Theil des schweren, silbernen Wehrgehänges gegen den breiten, glockenartigen Korb des Degens schlug, wodurch ein heller Ton erzeugt wurde. Erschreckt duckte sich Morel, aber der Schlafende hatte den Klang vernommen.

Doppelt erregt durch die Gewissensbisse, fuhr er empor und rief mit lauter, wilder Stimme: „Wer ist hier?“

Morel mußte handeln, denn er sah, wie diesem Rufe sogleich die That folgte, indem der Lieutenant mit einem Sprunge aus dem Bette auf der Schwelle des Alcovens erschien.

Morel hatte gerade noch Zeit, den Degen hinter einen großen Sessel fallen zu lassen und sich zwischen diesem und Saint-Croix zu postiren.

Der erste Griff des Officiers geschah in die Ecke, wo er seine Waffe wußte; als er sie nicht fand, faßte er einen Sessel, um sich gegen den Eingedrungenen zu vertheidigen.

„Hölle und Teufel,“ rief er, „ein Räuber.“

„Lassen Sie mich sprechen, Herr von Saint-Croix,“ sagte Morel.

Gaudin traute seinen Ohren kaum — die Stimme hatte er wieder erkannt, und sich den Schlaf aus den Augen reibend, gewahrte er auch sofort die ihm aus schrecklichen Stunden noch erinnerliche Erscheinung des Mörders, welche doppelt abscheulich war, da Ruß und Staub des Kamins den häßlichen Morel bedeckten.

„Verfluchter — was treibst Du hier?" rief Gaudin, „wie kommst Du in dieses Gemach? suchst Du an mich zu gelangen, um mich Jacques Tonneau nachzusenden? was hast Du mit meinem Degen begonnen? warte, ich will Dir das Hirn zerschmettern." Er hob den Sessel.

„Gemach mein Herr," rief Morel zurücktretend, „hören Sie mich. Zuvörderst bin ich ein Mitglied dieses Hauses. Ich bin der Famulus Huet's."

Saint-Croix ließ den Sessel sinken. „Hat der Teufel mich hiehergeführt?" murmelte er. „Allerlei Gefährliches finde ich in diesen Mauern."

Morel hatte einen Schritt vorwärts gethan, der Lieutenant hörte ihn an.

„Zweitens," fuhr der Diener fort, „müssen Sie mir noch erst beweisen, daß ich ein Mörder bin; wenn Sie mich vor Gericht schleppen wollen, und das" — hier richtete sich der Bandit keck empor und stemmte die Arme in die Seiten — „das, Herr von Saint-Croix, möchte Ihnen denn doch nicht so leicht gelingen, als mir es möglich sein würde, vor dem Herrn de la Reynie den Beweis zu führen, daß Sie und die Marquise von Brinvilliers Giftmischer sind."

Saint-Croix taumelte, wie vom Schlage getroffen, zurück. „Hund," brüllte er, „Du sollst sterben — wie wagst Du es —"

Morel sprang zum Fenster. „Hüten Sie sich. Ich schlage die Scheibe ein und rufe Hülfe. Sie müssen kämpfen mit mir — Sie haben keine Waffen, und ich bin verzweifelt."

Saint-Croix trat zurück. „Was fürchte ich von Dir auch," sagte er verächtlich.

„Sprechen Sie mit mir ruhig, Herr Lieutenant. Ich weiß Alles. Hier durch den Kamin habe ich Ihre Unter-

redung gehört. Sie haben Beide den alten Aubray ermordet, Sie machen Gifte, die Brüder der Marquise, René Damarre sollen daran sterben — oho — Sie haben Vorräthe dort im Schranke, ich kenne das Alles, ich bin ein Chemiker, Gehülfe Huet's. Die Polizei von Paris wird einen gewaltigen Fang thun — wo ist denn Ihr Genosse Exili mit dem geheimnißvollen Buche? — sehen Sie — ich kenne Ihre Schwäche."

Gaudin sank auf den umgestürzten Sessel, er war in der Hand des Mörders; er, selbst ein Verbrecher, durfte jenen nicht antasten — sie waren Kameraden im schrecklichen Handwerke, ja Morel war nicht so erbärmlich als der, der ihn bedroht hatte, er gebrauchte das Messer, Gaudin vernichtete durch Gift: feige — schleichend.

Seines Sieges über den Lieutenant gewiß, trat Morel näher. „Erholen Sie sich, mein Herr," sagte er, „vielleicht bringt diese Entdeckung gute Früchte für Sie. Ich weiß außerdem mehr von Ihnen, als Sie glauben — ahnen. Ich bin im Stande, Ihnen Beweise für Ihre Herkunft zu bringen."

„Du?" rief Saint-Croix, „gieb sie her. Fordere Alles, Du sollst es haben. Ich hätte Eltern — eine Mutter —"

„Ruhig. Es handelt sich um andere Dinge. Was gedenken Sie zu thun?" Morel setzte sich halb auf den Tisch. „Mir scheint, mein Herr, Sie haben große Pläne vor, und ich glaube: Sie werden mit Hülfe Ihrer Wissenschaft dieselben ausführen — aber Sie brauchen Genossen — kurz und bündig: Ich biete mich Ihnen an. Der Zufall ließ mich hinter Ihre Geheimnisse kommen, verfolgen Sie mich nicht weiter, sondern gebrauchen Sie mich in Ihren Diensten, ich will mit Ihnen arbeiten, weil der Gewinn mir bedeutend erscheint — wollen Sie einwilligen, dann schlagen Sie zu."

Einen Augenblick zögerte Gaudin, aber die Gewalt der Umstände nöthigte ihn. Er fühlte, wie ein dumpfer Schmerz durch seine Brust ging, er sank tiefer, indem er den gemeinen Räuber der Landstraße zu seinem Genossen machte. „Die Prophezeiung erfüllt sich — trotzen wir," sagte er. „Es sei!" rief er. „Ich rufe Dich, wenn ich Deiner bedarf."

„Topp! verwerthen Sie meine Geschicklichkeit — ich wiederhole es: ich bin Chemiker. Nur die Furcht vor Ihnen ließ mich nicht aus dem Laboratorium. Geben Sie mir die Hand auf unser neues Bündniß."

Ohne Zaudern reichte Gaudin dem Mörder seine Rechte — er hatte in Exili's besudelte Kralle seine Hand gelegt, weshalb sollte er vor dem Handschlage Morel's zurückbeben?

„Wollen Sie die Brüder Aubray oder René Damarre zuerst bei Seite schaffen?" fragte der Bandit frech und cordial. Gaudin schleuderte einen wilden Blick gen Himmel.

„Schweigt bis ich Euch auffordere," sagte er. „Jetzt verlaßt mich."

Morel empfahl sich und ohne ein Wort zu sprechen sprang er blitzschnell in den Kamin, stieg in den Schlot und verschwand sogleich. Saint-Croix hörte, wie er die Blechthür schloß.

Er raffte seinen Degen auf.

„Hätte ich Dich gehabt, er wäre nicht entkommen," sagte er. „Mag er leben. Wenn ich mein großes Geheimniß ergründet habe, fällt er wie die Uebrigen. Aber erst muß er mir die Herkunft offenbaren. O — wenn ich eine Mutter umarmen dürfte — ich wollte ihr Alles beichten. Aber nein — es hilft Nichts — Maria! —. Für Dich den Dolch — das Gift —. Jacques Tonneau hatte Recht, und sie war das erste Weib, welches mich umarmte."

Graf Lauzun lustwandelt auf der Plattform der Bastille und rafft sich von seinem Sturze empor.

Seit vierzehn Tagen befand Graf Lauzun sich in der Bastille. Daß er hier mit aller Hochachtung empfangen und gehalten wurde, ist begreiflich. Er ward nie mit den übrigen Gefangenen zusammengebracht, speiste am Tische des Herrn von Besemaux und hielt sich fast den ganzen Tag in dem Garten auf, welcher, wie wir wissen, innerhalb der Aufmauerung des Ravelin's angelegt war. Graf Lauzun schien viel Geschmack an dieser ihm ganz neuen Lebensweise zu finden. Er beschäftigte sich mit Lesen von Büchern aus der Bibliothek der Bastille, spielte Karten mit Besemaux und betrachtete zuweilen einige Zellen, an deren Wänden sonderbare Inschriften sichtbar waren. Als etwa acht Tage verflossen waren, meldete man ihm den Herrn von Gesvres. Das war des Königs Garderobemeister.

„Aha," sagte Lauzun, „man kommt mit Unterhandlungen. Thun wir so unverschämt als möglich."

Herr von Gesvres trat ein und fand Lauzun nachlässig in seinen Sessel gestreckt, Bücher lesend und ihn keines Blickes würdigend. Der Garderobemeister eröffnete dem Gefangenen, daß Seine Majestät König Ludwig bereits anfange, sich nach dem treuen Freunde zu sehnen.

„Wozu?" sagte Lauzun gleichgültig. „Ich befinde mich hier sehr wohl. Glauben Sie mir, Herr von Gesvres, man fühlt sich in dieser Ruhe des Gefängnisses, fern von allem Scandale, von dem Undank und Wirrwar eines Hofes, sehr glücklich. Ich stehe noch nicht gut dafür, daß ich nicht zeitlebens in der Bastille bleibe."

Herr von Gesvres ging betroffen ab. Lauzun dachte nun freilich nicht im Entferntesten an diese ewige Ein=

schließung, aber er wußte, daß der König ohne ihn nicht leben könne und da die Liebe zur La Vallière im Erlöschen, die zur Montespan im Entstehen war, mußte der Monarch einen Vertrauten haben. Lauzun wartete ruhig. Er wollte zunächst wissen: Welche Entschädigung ihm geboten würde. Eines Tages sagte er beim Frühstücke zu Herrn von Besemaux: „Ich habe heute Morgen so nachgedacht. Wissen Sie, ich habe doch noch nicht Alles in der Bastille gesehen?“

„Das wäre?“

„Ich bin noch nie auf der Plattform dieses Schlosses spazieren gegangen.“

„Oh,“ sagte Besemaux, „das wäre ein Leichtes. Nur müssen Sie mein bester Graf den Abend wählen. Die untergehende Sonne macht das Bild, welches Sie von oben herab erblicken werden, wahrhaft bezaubernd.“

„Ich glaube es, heute Abend also.“

Als die Wachtglocken der Bastille die sechste Abendrunde läuteten, stieg Graf Lauzun vom Thurm Bertaudiére, wo er wohnte, auf die Plattform. Er sah beim Heraustreten nur den von der sinkenden Sonne prächtig vergoldeten Abendhimmel, da die hohen Crenelirungs-Mauern den Blick in die Ferne hemmten.

„Jetzt treten Sie ein Mal in die Schießscharte,“ sagte der Gefreite, welcher den Grafen begleitete. Lauzun folgte der Aufforderung und trat neben eins der Geschütze, dessen Mündung gegen die Stadt Paris gerichtet war. Fast wäre der verwöhnte Hofmann vor Staunen über den entzückenden Anblick umgesunken. Was waren die Cascaden, die Feuerräder von Versailles, die Purpurzelte des Königs gegen dieses großartige Bild, dessen Anblick der Beschauer von der Plattform herab genoß? Leise, gleich niedergefallenen Wolkenflöckchen, rosig, purpur, goldig und grün angehaucht, schwammen und zitterten die Abendnebel über die unten

ausgebreitete, gewaltige Stadt dahin. Die Spitzen der Thürme, die Dächer der Paläste mit ihren Schornsteinen ragten aus diesem Farbenmeere hervor und wurden, von den Strahlen der Sonne beschienen, zu riesigen Goldklumpen, wie ungeheure Diamanten blitzten die Tausende von Fenstern, durch all diese Pracht ihre Strahlen schießend, Schaaren von Tauben, welche durch die Lüfte zogen, glichen großen, schwebenden Feuerfunken, wenn sie sich in den Gluthstreifen der untergehenden Sonne wiegten, eine frische, kühle, erquickende Luft spielte um die Zinnen des finsteren Schlosses, die Hauche des Windes hoben und senkten fortwährend die leichte Nebeldecke, welche in allerlei Farben spielend über dem prächtigen Gebilde lag, sie veränderten dadurch Licht und Schatten; nur dumpf drang der Lärm der Gassen empor und die kleinen Gestalten der Fußgänger, der Reiter und Fahrenden mit ihren Wagen, glichen jenen beweglichen Figürchen in den Marionettenspielen der Gaukler. Lauzun konnte sich nicht satt sehen, aber in Mitten aller Bewunderung streckte er seine Hand nach einer Richtung hin, wo das Dach eines mächtigen Gebäudes, grell von den Scheidestrahlen der Sonne beschienen, aus dem Meere der es umgebenden kleinen Häuser auftauchte.

„Dort liegst du, Palast Orleans," rief der Graf, „ich werde bald wieder durch deine Gemächer schreiten, und dann sollst du erfahren, wie es einigen deiner Bewohner ergeht. Deine Mauern würden erzählen können von meiner Rache, wenn sie Zungen erhielten."

Er wandte sich um und verließ die Schießscharte, um das Bild zu betrachten, welches sich ihm auf der andern Seite darbot, wo die Front der Bastille gegen die Vorstadt St. Antoine gerichtet war. Dieser Anblick, die lachenden Fluren, der weite Horizont, welchen die Hälfte der Sonnenkugel, rothes flüssiges Gold ausströmend, mit einem glü-

henden Strome übergoß — war nicht minder reizend. Graf Lauzun näherte sich einer der Schießscharten, um die Ebene von Ivri noch ein Mal zu betrachten. Nur zwei oder drei Gefangene waren noch auf der Plattform. Als Lauzun zwischen das Gemäuer treten wollte, gewahrte er einen dunkel gekleideten Mann, der sich auf die Laffette des Geschützes niedergelassen hatte und die Gegend überschaute. Der Graf grüßte, auch der Gefangene der Bastille zog seine schwarze Sammetkappe und erhob sich.

Betroffen und erstaunt blickte Lauzun zu dem hagern, langen Manne empor. „Ich sollte Sie kennen, mein Herr," sagte er.

„Gewiß," entgegnete der Schwarze, „Sie haben mich verschiedene Male gesehen."

„Doctor Exili."

„Ich bin es."

Lauzun machte ein vergnügtes Gesicht. Er versprach sich gute Unterhaltung.

„Sie sind hier auf besonderen Befehl Seiner Majestät, mein Herr Doctor!" sagte der Graf.

Exili zuckte die Achseln.

„Befehl?" entgegnete er. „Befehl des Königs? Sie wissen am Besten, wie solche Befehle ertheilt werden. Glauben Sie Ihre Verhaftung allein dem Befehle des Königs zuschreiben zu dürfen? Herr Graf, ich weiß, weshalb Sie hier sind."

„Nun, mein Herr," lachte Lauzun, „ich bin wenigstens nicht so ungern hier, als Sie es sein müssen. Ihre Kunst dürfen — können Sie nicht ausüben; ein schwerer Verdacht ruht auf Ihnen."

„Das Letztere ist mir gleichgültig. Jeder, der etwas Besonderes leistet wird von der blöden, albernen Menge mit Koth beworfen; was das Erstere betrifft — allerdings.

Ich möchte gerne wirken — aber ohne Zauberei werde ich schwerlich diese Mauern sinken machen, daß ich frei hinausgehen kann."

Lauzun blickte zur Erde, klopfte mit der flachen Hand den Lauf des Geschützes und fragte dann nach langer Pause plötzlich:

„Glauben Sie an Zauberei, Doctor?"

„Das ist eine Frage, Herr Graf, die schwer zu beantworten ist. Es giebt Dinge, die so seltsam erscheinen — ja Dinge, die wir vor sich gehen sehen, ohne das Wie? zu begreifen und wer will es mir verwehren dabei an Zauberei zu glauben," sagte Exili indem er sein Gesicht halb von Lauzun abwendete, dabei aber mit seinen stechenden Augen seitwärts den Grafen anschielte.

„Hm," sagte nachdenklich der gefangene Günstling. „Ich muß gestehen, daß ich Ihre nähere Bekanntschaft schon längst suchte, Herr Doctor."

„Er will Etwas von mir. Lassen wir ihn kommen," dachte Exili.

„Sie hätten mich finden können, Herr Graf," setzte er laut hinzu.

„Umstände aller Art hinderten mich daran, Doctor. Aber da uns das Schicksal hier zusammenführt, möchte ich wohl eine Frage an Sie richten?"

„Fragen Sie."

„Oft ist es die Laune, die seltsame Stimmung eines Wesens, dessen Macht unsre Geschicke lenkt," fuhr Lauzun fort. „Ist diese Laune oder Stimmung uns günstig: triumphiren wir — ist sie ungünstig werden wir vergeblich gegen die feindliche Gewalt kämpfen. Genau so ist es mit der Liebe — mit der Abneigung — halten Sie es für möglich ein Mittel zu erfinden, welches Haß in Liebe — Abneigung in Wohlwollen verwandeln kann?"

Exili lehnte sich an das Gemäuer.

„Sie meinen also mit kurzem Worte: Einen Liebestrank."

„Das ist es, Doctor. Ich habe Vielerlei darüber gelesen. Es soll geheimnißvolle Mittel geben, welche die Stimmung beliebig zu wandeln vermögen. Ein Mann wie Sie es sind muß darüber Aufschluß geben können."

Exili sann einige Minuten nach, dann sprach er:

„Wenn mich der Cavalier Graf Lauzun um meine offene Meinung befragt, so sage ich: Ja, es giebt solche Tränke — würde ich von andern, gewöhnlichen Leuten befragt, sagte ich: Nein! Denn gefährlicher als Gifte wirken solche Tränke."

„Aber Sie können doch Liebe erzeugen, durch Ihre Mittel den Haß in Zuneigung verwandeln?" rief Lauzun erhitzt.

„Ich zweifle keinen Augenblick an meiner Kunst," sagte Exili.

„Oh — dann erzeigen Sie mir diesen Dienst. Ich muß ein Wesen zu meinen Gunsten stimmen, dessen Macht mir den Triumph über meine Feinde schaffen kann — wie wenn Sie mir einen jener Tränke braueten?"

„Ich bin glücklich dahin gekommen, wo ich wollte," sagte Exili zu sich selbst und fuhr dann laut fort: „Herr Graf, ich will Ihnen mit meiner Kunst gern dienen, aber wenn ich auch einige Arbeiten hier vollführen kann — die Vollendung des Mittels, welches Sie verlangen, läßt sich nicht zwischen den Mauern eines Kerkers bewerkstelligen. Dazu müßte ich frei sein. So gern ich Ihnen also auch dienstbar sein möchte: Sie müssen schon auf meinen Beistand verzichten. Ich bin gefangen."

„Sie sollen es nicht lange mehr sein," rief der Graf

aufspringend. „Ich verbürge mich dafür, daß Sie in kurzer Zeit frei durch Paris wandeln werden.“

„Sie selbst, Herr Graf, sind — —“

„Ein Gefangener! wollen Sie sagen? oho — lieber Doctor, ich könnte längst frei sein, wenn ich wollte; sorgen Sie nicht um mich. Meine Kerkerthüre bleibt nicht mehr lange geschlossen und bin ich frei, dann sollen Sie mir bald folgen.“

„Ich bin erlöst aus dem Gefängnisse,“ murmelte Exili. „Ich wußte es. Hüten Sie sich, Herr von Saint-Laurent, wenn Gaudin noch nicht Ihr Lebenslicht ausgeblasen hat, bevor ich komme, dann werde ich es sicherlich löschen.“

Er verbeugte sich stumm vor Lauzun.

„Also die Stoffe, aus denen jenes Mittel zusammengesetzt wird, lassen sich nicht in die Bastille schaffen?“ fragte der Graf.

„Nein; denn vor allen Dingen bedarf ich eines Gegenstandes hierzu, den wir schwerlich innerhalb dieser Mauern finden werden.“

„Und welcher Gegenstand wäre dies?“

„Eine reine Jungfrau, Herr Graf.“

Lauzun machte ein verblüfftes Gesicht.

„Sie würden in den Kreisen, in welchen ich heimisch bin, Mühe haben, ein solches Kleinod zu finden,“ sagte Lauzun leichtfertig.

„Ich suche es auch nicht in Ihren Kreisen, Herr Graf.“

„Und Sie wollen ein solch edles, reines Wesen — Oh Doctor, Ihre Mittel sind entsetzlich —. Was soll mit dem Mädchen geschehen?“

„Wenig. Wir bedürfen nur einer Kleinigkeit von ihr: Zwei Unzen ihres Blutes.“ — „Ah.“ — „Das Blut eines reinen, keuschen Mädchens, auf dessen Ehre kein Makel

lastet, bildet den Hauptbestandtheil meines Mittels," sagte Exili.

„Das ist ein seltsamer Handel," erwiderte Lauzun. „Aber interessant — höchst pikant. Und Sie meinen der Trank werde wirken?"

„Ich glaube sicher daran."

„Abgemacht, Doctor. Sie werden bald die Mauern der Bastille hinter sich haben."

„Ich hoffe von Ihrer Macht ein Beispiel zu erhalten, damit ich Ihnen zeigen kann, wie weit die Meinige geht," versetzte Exili.

Die Schatten der Nacht lagerten sich allmählig auf die Gegend. Die Stadt versank schon in Dunkel und die Lichter blitzten an den Fenstern. In der Ebene vor Paris flammten die Feuer der Hirten empor, nur ein rother, mit flüssigem Golde gesäumter Streif deutete am Horizont die Stelle an, wo der Sonnenball hinabgesunken war. Pfeifend zog der Nachtwind über die Plattform und machte die Beiden frösteln, lautlos flatterten aus ihren Schlupfwinkeln die Fledermäuse hervor, das Gemäuer umkreisend und aus der Hülle der Wolken trat der Mond.

„Liberté Nummero Zwei," rief die Wache aus dem Schilderhaus der Plattform tretend.

„Ich werde verlangt," sagte Exili, „Herr Graf! ich rechne auf Sie."

„Und ich, mein Herr Doctor, auf Sie."

„Bedenken Sie noch, daß ich Giftmischer bin," rief lachend der Italiener.

„Ich kenne keine Furcht und werde in Paris bei Ihnen speisen," erwiderte gleichfalls lachend der Graf.

„Liberté Nummero Zwei," rief der Posten aufs Neue. Exili verließ Lauzun und dieser sah ihn, von dem Soldaten begleitet in die Oeffnung steigen, welche zur Treppe

der Plattform führte. Kurze Zeit darauf erschien der Gefreite.

„Herr Graf," sagte er, „beliebt es Ihnen, Ihr Zimmer aufzusuchen, der Herr de Gesvres ist bereits seit längerer Zeit unten. Er hat einen Auftrag von Seiner Majestät auszurichten."

„Ich komme," entgegnete Lauzun.

— — — — — — — — — — — —

Die Hoftrompeter hatten eben den Tusch geblasen, der stets dem Eintritte des Königs vorherging. In zwei Reihen, glänzenden Statuen gleichend, standen die Herren und Damen des Hofes, sie bildeten ein Spalier, durch welches der königliche Hof schreiten sollte.

„Es hat lange gewährt heute," sagte der Herzog von Saint-Remy zu Herrn von Fiennes.

„Ja, man muß es eingestehen: Seit Lauzun die Sache nicht mehr leitet, ist es langweilig."

„So —? meine Herren, Sie sind ungerecht gegen den braven Herrn de Gesvres," ließ sich eine Stimme vernehmen.

„Frau von Thianges," riefen die Männer erstaunt.

„Warten Sie," sagte Frau von Thianges ein wenig boshaft, „das will ich meiner Schwester wiedersagen. Sie meinte gerade in den älteren Herren Freunde gefunden zu haben, da Lauzun's Anmaßung alle Grenzen überstieg."

Die Herren wurden verlegen. Frau von Thianges war die Schwester der Montespan.

„Oh," stotterte Fiennes, „Sie werden doch nicht glauben, daß wir — —"

„Beruhigen Sie sich, meine Herren," lachte Frau von Thianges. „Es ist ja auch unnütz. Wozu wollen wir uns über einen Mann ereifern, der hinter den Pforten der Bastille sitzt."

„Möge er noch recht lange dort bleiben," rief Saint-Remy. „Ich will gern länger warten als sonst."

Die Umstehenden lachten. In diesem Augenblicke öffneten die Pagen die Flügelthüren. Man erwartete Herrn de Gesvres eintreten zu sehen und den König anmelden zu hören — aber Schrecken — Staunen — Verstummen! — Kühn, keck, mit unbeschreiblich hoher und lächelnder Bosheit auf dem Antlitze trat plötzlich Graf Lauzun, den alle Welt im Thurme Bertaudière der Bastille wähnte, in den Saal, und rief mit einer Stimme, die fast den Ton der Herausforderung annahm:

„Seine Majestät der König!" —

Verschwunden waren die Widersacher. Frau von Thianges zerbrach einen kostbaren venetianischen Fächer und Fiennes ließ vor Entsetzen und Verlegenheit zwei mal seinen Hut fallen. Er wollte — er mußte Lauzun nahen, ihn willkommen heißen, aber er hatte sich verspätet, denn schon umringte eine Schaar von Hofleuten den neu gewonnenen Günstling, ihm ward fast mehr geschmeichelt, als dem Könige, Jeder beglückwünschte ihn, die, welche am heftigsten gegen ihn geeifert, seinen Sturz ersehnt hatten, waren die Eifrigsten im Spenden ihrer Freudenbezeugungen. Lauzun setzte den meisten dieser Ergüsse, deren Werth er kannte, eine vernichtende Kälte entgegen und weidete sich an dem verlegenen Staunen, als die Kunde durch den Saal lief, der König habe seinen aus der Bastille entlassenen Günstling zum Marschall und Commandanten aller Schlösser Seiner Majestät ernannt, um ihm eine kleine Entschädigung für die nicht bewilligte Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie zu geben. Lauzun that sehr gleichgültig gegen diese Ehre und schritt endlich dem Platze entgegen, wo er die Montespan, den alten Herzog von Mortemart, Frau von Thianges, Herrn von Vivonne — kurz fast sämmtliche

Mitglieder und Anhänger der Familien Mortemart und Montespan gewahrte. Ihn begleiteten viele Hofherren. Der Graf erblickte neben der Marquise von Montespan den alten Herzog von Chimay. Ohne Athénais eines Blickes zu würdigen ging er auf Chimay zu und reichte ihm die Hand.

„Verzeihung, Herr Herzog," sagte er, „daß Sie heute so lange warten mußten. Ich habe meine Functionen wieder übernommen und es soll nicht mehr geschehen."

Athénais drehte ihm den Rücken zu und sprach mit ihrem Vater.

„Es währte lange Zeit, bis der König kam," sagte Chimay, „Seine Majestät hatten sicherlich wichtige Abhaltung."

„Weniger wichtige — als zarte," entgegnete Lauzun mit Nachdruck.

Alles drängte sich um ihn, man erwartete eine Neuigkeit — sie blieb nicht aus. Einen höhnischen, vernichtenden Blick auf Athénais von Montespan richtend, sagte Lauzun langsam:

„Sie müssen wissen, meine Herrschaften, daß Seine Majestät verhindert wurden, zeitig genug im Saale zu erscheinen, weil die erfreuliche Nachricht eingetroffen ist, daß die Herzogin von La Vallière vor zwei Stunden von einem Töchterchen glücklich entbunden wurde."

Athénais wollte zusammenbrechen. Die Blicke Aller ruhten auf ihr. Lauzun ging weiter.

„Nimm Dich in Acht," flüsterte Frau von Thianges ihr zu, „wanke nicht, Du mußt Dich stark zeigen."

„Ich habe meine Kraft schon wieder gewonnen," sagte Athénais. „Der Freche bietet mir Kampf — wohlan, es wird sich zeigen, wer den Andern in den Sand schleudert." Sie reichte ihrem Bruder, dem Grafen Vivonne, den Arm

und ließ sich durch den Saal führen. Der König erblickte die Montespan.

„Ich werde bald über Alle triumphiren,“ sagte sie leise, „Ludwig schämt sich vor mir — Ah — er ahnt, daß ich die Entbindnng der La Vallière bereits weiß — Sieh — sieh — er wagt es nicht mich gerade anzusehen; das ist ein Zeichen meiner Gewalt.“

Und wirklich schlug der König die Augen nieder, als er Frau von Montespan sich gegenüber erblickte.

In der Giftküche Saint-Croix's und im Hôtel-Dieu.

Es ist ein kleines, dumpfiges Gemach, in welches wir den Leser führen. Dieses Gemach liegt in dem Hintergebäude eines Hauses der Straße des Bernadins. Das Haus ist Eigenthum Glaser's, des Apothekers, dem wir schon einige Male im Laufe unserer Erzählung begegnet sind. Glaser's Wohnung lag im ersten Stocke und war eine Reihenfolge dunkler, ungemüthlicher Zimmer. Alle diese Zimmer waren vollgepfropft mit Büchern, Werkzeugen, Mineralien, ausgestopften Thieren und Seltenheiten oft ganz abscheulicher Art. Von diesen Zimmern aus gelangte man in das Laboratorium, welches sich durch nichts von den gewöhnlichen Apothekerwerkstätten auszeichnete; hinter diesem Laboratorium lag eine Küche. Wer durch die Küche ging, kam auf einen engen, finstern Gang, an dessen Ende sich eine kaum mannshohe Pforte befand, sie öffnete sich nach Innen und erschloß ein Gewölbe, welches etwa sechs-

zehn Fuß Tiefe bei einer Breite von zwanzig Fuß hatte. Dieses Gewölbe ward durch Bogen gestützt. Das Mauerwerk stammte aus dem fünfzehnten Jahrhundert und zeigte verschiedene schadhafte Stellen. Die der Thür zunächstliegende Wand nahm fast ganz der ungeheure Kochheerd ein, der in vergangenen Zeiten das alte Haus mit Speisen versorgt hatte. Dieser Heerd war in neuerer Zeit zu chemischen Arbeiten bestimmt worden. Man hatte ein Gemäuer aus Ziegelsteinen auf dem ursprünglichen Kochheerde errichtet, unter diesem Gemäuer, welches die Form eines viereckigen Ofens hatte, befand sich ein Rost nebst einer Feuerstelle. Der Ofen trug verschiedene Destillirgefäße, besonders aber ein großes, dessen Röhre über seinen Rand hinausragte. Mannigfaltige Oeffnungen zum Einsetzen von Retorten oder Recipienten waren sichtbar. Unter dem alten Heerde, der mit zwei Seitenwänden versehen war, zeigte sich eine Höhlung zur Aufnahme von Kohlen und Holz für die Heizung. In dem Gemache erblickte man eine Menge Gefäße jeder Größe und Gattung. Verbundene Töpfe und Gläser, Retorten, Kolben, Helme. Gläserne und kupferne Flaschen standen in malerischer Unordnung umher; ein wackeliger Schrank enthielt Droguen und Arcana, Metalle und Mineralien aller Art. An einigen Stellen zierten das rußige Gemach Schädel von Menschen oder Thieren, die, an rostigen Haken aufgehängt, unheimlich in diese Höhle hinabgrins'ten. Ein eichner, durch die Jahre ganz geschwärzter Tisch mit gedrehten Füßen, einige Stühle aus der Zeit Heinrich's des dritten, mehre Koffer und Kisten bildeten das Ameublement dieses geheimnißvollen Zimmers, das sein Licht nur durch ein Fenster erhielt, welches in einer Höhe von zehn Fuß über dem Boden angebracht und aus halberblindeten, von Rauch und metallischen Dünsten incrustirten, runden Scheiben zusammengesetzt war. Neben dem

Fenster zog sich eine Röhre hin, aus welcher die Dünste ins Freie strömten.

Es ist Nacht. — Eine kupferne Lampe erhellt das Gemach nur spärlich, aber der glutrothe Schein eines Kohlenfeuers, welches unter dem chemischen Ofen glimmt, beleuchtet die Gestalten vor demselben hinlänglich. Diese Gestalten, ein Mann und eine Frau, haben sich auf das Gemäuer des Heerdes gestützt und betrachten aufmerksam eine in gläserner Retorte befindliche Substanz. Der Feuerschein des Ofens strahlt sein Licht über die schönen, unheimlichen Gesichtszüge Saint-Croix's und Maria von Brinvillier's aus. Der Lieutenant hat eines seiner schrecklichen Präparate in die Retorte gethan und sucht es nun durch die Röhre zu treiben, damit die Kräfte sich verstärken. Die Marquise verwendet kein Auge von dem Kolben — sie ist seit einiger Zeit die eifrigste Laborantin geworden. Sie will selbst die gefährliche Kunst ausüben — schon kennt sie die Gewichte — die Wirkungen. Sie weiß, wie schnell die Symptome sich zeigen — und sie hat Lust bekommen zu dem grausigen Geschäfte. Exili hatte Recht, als er sagte: „Es liegt ein Reiz in dem Suchen und Finden der verheerenden Mittel." Die Sucht, das Verlangen, der Menschheit Herr zu werden, hat die Giftmischer ergriffen. Oben an der Klappe des Ofens, die Grade der Hitze regelnd, steht die häßliche Gestalt Morel's. Saint-Croix hat der Marquise Alles entdeckt und Maria hat mit seltsamer Geberde die schönen Achseln gezuckt und gesagt: „Nimm ihn an. Wir brauchen erfahrene Leute." Morel wird aus dem Verfolgten ein Bundesgenosse. — Die schrecklichen Künstler arbeiten zu Dreien, wann wird der Vierte wieder eintreffen?

Saint-Croix hat die Recepte noch ein Mal sorgfältig studirt. Er will heute die Tropfen chemisch untersuchen, welche Maria dem alten Aubray einflößte. Der Schüler

Exili's sagt sich, daß er einen Fehler gemacht habe, denn nach der Beschreibung Maria's hat das Gift nicht so gewirkt, wie es sollte.

„Eile Dich," ruft die Marquise, „meine Brüder sind in Paris. Wir müssen den Streich gegen sie führen."

„Es erregt Aufsehen," entgegnete Saint-Croix.

„Wir dürfen nicht zaudern. Sie wollen mein Vermögen bei dem Châtelet niederlegen, damit ich auf ewig gebunden sei. Sie müssen sterben, ehe sie den Vorsatz ausführen."

Saint-Croix gehorchte. Er wollte die Tropfen verstärken, indem er sie verfeinerte.

„Heraus Geist des Todes — steige, in kleine Bläschen verkappt, durch den Hals der Retorte! zeige Dich Deiner Meister würdig, die Dich entfesselt haben. Laß die Prophezeihung des Büßers in Erfüllung gehen, die eine Geißel der Menschheit voraussagte."

Immer noch stocken die Massen, die Marquise verwendet kein Auge von dem Kolben der Retorte, ihre Blicke sind so glühend, daß sie statt des Feuers das Gefäß erhitzen könnten; da plötzlich brausen die trägen Stoffe empor, sie wirbeln sich bis an den Hals des Kolbens und dann schießen sie durch die Röhre. Saint-Croix tritt zurück. Die verderblichen Tropfen haben sich in dem Recipienten, welcher vor der Retorte liegt, gesammelt; vorsichtig hebt ihn der Schüler Exili's ab, und schnell die Oeffnung schließend, bringt er den gläsernen Behälter unter eine Lage feinen Sandes.

Kein Wort haben die drei geheimnißvollen Arbeiter während ihres Experimentes gesprochen, und erst als das Stundenglas, welches auf einer plumpen Konsole neben dem Ofen angebracht, zum zweiten Male ausgelaufen ist, erhebt

sich Saint-Croix, nimmt das Gefäß aus der Sandhülle hervor und sagt:

„Jetzt wird die Arbeit sich lohnen.“

Maria von Brinvillier's Augen leuchten in unheimlichem Glanze.

„Gieb mir die Tropfen, Gaudin,“ sagte sie, „ich will eine Probe damit versuchen.“

Saint-Croix zauderte, allein die gebieterische Stimme der Marquise machte jede Einwendung überflüssig.

„Darf ich erfahren, wie Du die Probe zu machen gedenkst?“ fragte er.

„Nein. Ich will Euch zeigen, daß mein Plan, mein Weg der richtige ist und daß ich nicht bebe, wenn es gilt, eine große That zu vollführen. Gieb die Tropfen.“

Saint-Croix nahm das Gefäß und ließ das Todeselixir in eine Phiole laufen, dann stöpselte er dieselbe fest zu und reichte sie Maria. Die Marquise verbarg das Fläschchen sorgfältig. Wenige Minuten später befand sie sich auf der lautlosen Gasse.

Den folgenden Tag über gewahrte Niemand im Hotel Aubray die Marquise. Sie hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Frei von Verfolgungen ihrer Gläubiger, scheinbar ausgesöhnt mit dem wiedergekehrten Gatten, entfernt von Saint-Croix, wie alle Welt glaubte, konnte Maria ihre düsteren Pläne gemächlich ausarbeiten. Der Marquis, dem das Testament des alten Aubray eine gewisse Summe ausgesetzt hatte, war freilich sehr mißmuthig. Auch ihm waren die Gebrüder Aubray ein unerträgliches Hinderniß. Unter Vormundschaft gestellt zu sein, mit einer gewissen Summe sich begnügen zu müssen, diese Summe durch die Hände von Leuten zu erhalten, welche er im Grunde seines Herzens haßte — das Alles erzeugte einen Ekel gegen die

Lebensweise, zu der ihn das Geschick verdammt hatte, welches er selbst über sich heraufbeschworen.

Er konnte nicht mehr der Führer wilder, lustiger Orgien sein; die leichtfertigen Genossen borgten nichts weiter, kein Geldmäkler fand sich für den Herrn von Brinvilliers, der durch die Schwäger seine unbedeutende Rente ausgezahlt erhielt. Der Marquis wünschte die Brüder Aubray zu allen Teufeln und knirschte vor Wuth, als er erfuhr, daß Beide damit umgingen, im Falle ihres Todes das Gericht des Châtelet zum Vormunde über das Brinvilliers'sche Ehepaar zu setzen. Wenn sie nicht früher starben, so war der Marquis zeitlebens ein Gefesselter, und wie war es denn möglich, daß beide Brüder in so schneller Folge das Zeitliche segneten — sie, die in Fülle der Gesundheit, im besten Mannesalter standen? Der Marquis bereuete, den Umgang mit Saint=Croix aufgegeben zu haben, denn dieser hätte vielleicht mit dem Degen in der Faust einen Ausweg gesucht.

Maria von Brinvilliers hatte einige Male die Seufzer ihres Gatten vernommen und als sie die Ursache der Traurigkeit erfuhr, frohlockte sie. Der Haß Brinvilliers gegen die Brüder gab dem ihrigen neue Nahrung — aber sorgfältig verbarg sie ihre Wuth unter der Maske der Frömmigkeit und des Wohlthuns. Sie war wie sonst eine fleißige Besucherin der Messe, kein Hospital, keine Anstalt für Dürftige blieb von der Marquise unbeachtet. Da man wußte, daß die Mittel nicht mehr so reichlich wie früher ihr zu Gebote standen, rechneten die Frommen ihr diese Aufopferung doppelt hoch an, und bald hieß sie in ganz Paris: „die schöne Büßende" oder „die neue Magdalena." Mit der größten Aufmerksamkeit widmete sie sich dem Dienste der Leidenden, und wenn der Marquis ihr spöttisch zurief: „Madame, durch diese Nonnengeschäfte werden Sie das Testament Ihres Vaters nicht umstoßen," dann zuckte Maria

mitleidig die Achseln und warf einen Blick der Wehmuth, der Reue gen Himmel. Nicht allein stellte dieses Wohlthun den Ruf der Marquise in der Gesellschaft wieder her — die fast täglichen Besuche in den Spitälern, der Aufenthalt daselbst, welcher oft tief in die Nacht hinein währte, gab ihr zugleich volle Freiheit, den Geliebten sehen, sprechen, mit ihm an der Vollendung des Befreiungswerkes arbeiten zu können. Von dem Bette der Kranken, aus den Betsälen des Klosters eilte Maria in das düstere Gewölbe der Straße des Bernadins an die dampfenden Oefen, zu den glühenden Retorten Saint-Croix's.

Wir haben die Giftmischer bei einer ihrer nächtlichen Arbeiten belauscht. Es war also am Tage nach jenen Experimenten zur Verstärkung der Tropfen, als die Marquise für Niemand sichtbar sein wollte. Der Marquis von Brinvilliers hatte schon einige Male nach seiner Gattin gefragt, aber immer zur Antwort erhalten, die gnädige Frau lasse sich nicht sprechen. Er sah, daß der Diener verschiedene Dinge, als Brot, Bouillon, einige Flaschen Wein, verdeckte, mit Gelées gefüllte Gläser in das Cabinet der Marquise trug und wußte nun, woran er war. Maria bereitete wieder einen jener frommen Ausflüge vor, dessen Ziel offenbar irgend welche Wohlthätigkeits-Anstalt sein sollte. Sehr eigenthümlich lächelnd verließ der Marquis das stille Hotel, um sich auf die Promenade des Carrefour du Châtelet zu begeben, wo er wenigstens vor den Limonadenbuden mit einigen Officieren plaudern konnte, die ihm ihr Leid über den Halbsold klagten, auf welchen sie gesetzt worden waren. Die Marquise stand in ihrem Gemache. Vor sich, auf einem Marmortischchen, hatte sie die Gläser mit Gelée, die Flaschen mit stärkendem Weine geordnet, die Thüren des Zimmers waren geschlossen und die Vorhänge derselben fest zugezogen. Leise nahm die Marquise aus dem

schön gearbeiteten Schränkchen ein aus dickem, grünem Glase gefertigtes Gefäß, dessen plumpe Form nicht wenig mit den eleganten Essenzkruken contrastirte, die auf den Simsen oder Tischen umherstanden; dann öffnete sie ein Gelée-Glas, entkorkte eine Weinflasche, ergriff eine Serviette, band sich Mund und Nase zu und träufelte aus dem dicken Glase in die Flasche einige Tropfen, wobei sie halblaut zählte: „Eins, zwei, drei." In das Geléegläschen ließ sie vier Tropfen rinnen. Als dies geschehen, schloß sie sorgfältig Flasche und Glas, versteckte ihre Phiole und rief den Diener herbei:

„Alles Dieses hier in den Wagen," sagte sie, „wenn ich ausfahre. Ist der Herr Marquis noch nicht zurück?"

„Nein."

„Es wird Abend und ich muß eilen. Wenn er zurückkommt, dann sagen Sie ihm, daß ich nicht zum Souper erscheine, ich habe Geschäfte."

Als die ersten Schatten der Nacht sich auf den Gebäuden von Paris lagerten, fuhr der Wagen Maria's aus dem Hôtel. Die Marquise saß, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Vordersitze, der Korb mit den Erfrischungen für die Kranken stand ihr gegenüber. Die Kutsche war sehr einfach. Alle jene eleganten Wagen mit Schlägen, auf denen die betreßten Läufer saßen, hatten die Gläubiger genommen, aber die Marquise begnügte sich mit dem schlichten Fuhrwerke, sie war sicher, dereinst wieder in vergoldetem Wagen fahren zu können.

Immer deutlicher traten die Thürme von Nôtre-Dame aus dem Abendnebel hervor. Endlich rollte der Wagen über die Brücke, durchfuhr die Straße Juiverie, bog dann in die Straße Nôtre-Dame ein und hielt vor einem großen, düsteren Gebäude, neben dessen ungeheurem Thorbogen ein erleuchtetes Bild, den heiligen Martin darstellend, sichtbar war. Schon hatte die Dunkelheit bedeutend zugenommen.

In der Kathedrale Nôtre=Dame las der Priester eine Messe, denn durch die Fenster schimmerte Licht. Maria brauchte nicht lange zu warten. Das Seitenpförtchen des großen Hauses öffnete sich, ein Mann trat heraus und half der Marquise aus dem Wagen.

„Auf dem Rücksitze steht ein Korb mit Erfrischungen; nehmen Sie ihn vorsichtig herab, Meister Brunot,“ sagte Maria. „Ihr braucht nicht wiederzukehren,“ rief sie dem Kutscher zu.

Brunot, der Pförtner, ließ die Marquise in das Gebäude treten, während er den Korb trug. Die unheilvolle Frau befand sich im Spital Hôtel=Dieu. Brunot zog die Glocke, auf dieses Zeichen erschien eine Nonne von der Regel des heiligen Augustin; diesen Schwestern war die Pflege der Kranken anvertraut. Als Maria der frommen Jungfrau ansichtig ward, ließ sie sich auf die Knie nieder und küßte die Hände der Nonne.

„O nicht also, Frau Marquise,“ sagte die Schwester, „Sie dürfen nicht vor mir, einer Pflegerin, sich erniedrigen. Wir können Alle von Ihnen lernen, was christliche Liebe, Aufopferung und Demuth anbetrifft. Sie kommen heut noch so spät.“

„Ich hatte eine freie Stunde, meine Schwester, und wollte mich nach dem Befinden meiner Kranken erkundigen.“

„Nun kommen Sie, Sie werden sich freuen. Der Zimmermann Benoit ist seit vorgestern ganz wohlauf; ebenso der gute, heftige Chalamel, dem Sie Ihre Erfrischungen zukommen ließen. Nicht ganz so wohl befindet sich der junge Deutsche aus Heidelberg, Günther, der bei uns, wie Sie wissen, seit mehreren Monden zur Pflege ist.“

„Wie alt ist Benoit?“ fragte Maria.

„Er hat das fünfundvierzigste Jahr zurückgelegt.

„Und Chalamel?“ fragte Maria weiter.

„Er wird fast in gleichem Alter sein, ich glaube, einige Jahre jünger.“

„Hm,“ murmelte die Marquise, „ich dachte es wohl. Das ist richtig — beinahe das Alter der Aubray's.“

Sie schritt mit der Nonne durch den langen Corridor, an dessen Seiten die Einzelzellen gewisser Leidenden stießen, endlich gelangten die Beiden in einen der großen Krankensääle des Hôtel-Dieu.

Zwischen den Reihen der Betten war ein Gang offen gelassen. Jedes einzelne Bett umgab eine blau und weiß gestreifte Gardine, welche so weit geöffnet blieb, daß die Kranken ihre Blicke auf ein mächtiges, weit über Lebensgröße ausgeführtes Crucifix richten konnten, das am Ende des Saales etwa zwei bis drei Fuß über dem Erdboden aufgehängt war, und zu dessen Füßen die Figuren Maria's und Magdalena's knieten, während zwei Cherubim in Kelchen das heilige Blut aufzufangen schienen, welches aus den Nägelwunden der Hände herabträufelte. Ueber dem Crucifixe war eine ewige Lampe angebracht, deren Licht durch eine mattgeschliffene Kugel gedämpft wurde, damit die Kranken auch während der Nacht den tröstenden Anblick des Erlösers genießen konnten, ohne die grelle Flamme der Kerze vor ihren angegriffenen Augen zu haben.

Jedes dieser Betten stand vollständig frei, so daß der Arzt oder die Pflegerinnen dem Leidenden von allen Seiten beikommen konnten. Ueber den Betten waren Tafeln mit Nummern angebracht.

Als die Marquise und Schwester Benigna den Saal betraten, las soeben eine der Nonnen den Abendsegen mit lauter Stimme vor, was viele der Kranken in aufrecht sitzender Stellung anhörten. Nachdem das Gebet beendet, gingen die Schwestern von Bett zu Bett, den Leidenden Medicin oder Erfrischungen reichend. Schwester Be-

nigna führte die Marquise an das Lager Benoit's, des Zimmermannes. Kaum gewahrte der Pflegling des Hôtel-Dieu die Gestalt Maria's, als er seine magere Hand ihr entgegenstreckte.

„Sie haben sich einige Tage lang nicht sehen lassen, gnädige Frau," sagte er mit matter Stimme. „Wir sind schon unruhig gewesen, denn Sie bringen immer Trost und Hülfe."

„Ihr sollt meine Nähe fühlen, Benoit," erwiderte die Marquise. „War Euch nicht ein erquickendes Confect verordnet worden? gewiß, ich entsinne mich dessen und habe es für Euch mitgebracht."

Sie winkte eine der Schwestern, welche den Korb trug, herbei und nahm aus demselben ein Glas mit Gelée gefüllt.

„Der Assistent des Doctors ist noch im Saale," sagte Benigna. „Wir wollen fragen, ob er dem Kranken heute, in dieser Stunde den Genuß gestattet."

Sie ging durch den zwischen den Betten offenen Gang nach dem Ende des Saales. Die Marquise ward unruhig. Der junge Arzt konnte Einspruch thun, die vergifteten Erquickungen blieben bis morgen stehen, irgend ein Zufall vermochte die Entdeckung herbeizuführen. Nach kurzer Zeit kehrte Benigna zurück.

„Er darf einige Löffel nehmen," sagte sie.

Die Marquise machte sich an das Werk. Sie hatte Alles wohl überlegt. Das Glas, welches den Gelée enthielt, war so winzig, daß es kaum zwei Löffel voll fassen konnte, es blieb also im Falle einer Untersuchung nicht viel in demselben zurück. Sobald die Nonne daher des Arztes Einwilligung überbracht hatte, öffnete Maria das kleine Gefäß, tauchte mit fürchterlicher Ruhe den Löffel in die Substanz und reichte sie dem Kranken. Niemand war in diesem Augenblick bei der Mörderin und ihrem Opfer, denn

Schwester Benigna hatte sich zu einem anderen Bette begeben, dessen Inhaber sie leise gerufen. Benoit schluckte begierig den kühlenden Bissen hinab.

„Oh, es ist vortrefflich," sagte er. „Noch einen Löffel, gnädige Frau."

Die Marquise reichte das zweite Quantum. Mit eisigem Blick sah sie auf den Kranken, der plötzlich seine Züge veränderte. Zwei Mal schüttelte ihn ein Frost, dann neigte er das Haupt, warf es hinten über und stieß einen klagenden Ton aus.

„Gaudin hat das Rechte gefunden," sagte Maria und verließ eilig das Bette. Sie wagte es nicht, sich umzusehen, sondern trat in den Hauptgang, ihren Korb mit sich schleppend. Zu einer zweiten Lagerstätte gekommen, gewahrte sie mehre Nonnen, welche den Nachttrunk an einige Kranken austheilten.

„Ich bitte, meine Schwestern," sagte die Marquise, „von mir eine Stärkung für die Leidenden anzunehmen; die Küche des Hotel's Aubray ist nicht die schlechteste in Paris."

Hastig nahm sie aus dem Korbe eine wohlverschlossene Terrine, welche Tisane enthielt. Die Schwestern lächelten freundlich über den frommen Eifer der Marquise und setzten die Schaalen bei Seite, füllten die leeren mit dem Getränke der Wohlthäterin und reichten sie den Kranken. Diese Spende war nicht mit den verderblichen Tropfen Saint-Croix's gemischt; nicht Alle durften sterben, es mußte räthselhaft sein, jenes plötzliche Hinscheiden des Zimmermanns, die giftlosen Tränke mußten in den Händen der Schwestern bleiben. Beninga kam herbei.

„Benoit scheint zu schlafen," sagte sie. „Er war heut recht gut aufgelegt und Ihre kühlende Gabe muß ihm wohlgethan haben."

„Ich hoffe es," sagte Maria. „Ist Chalamel noch zu sprechen?"

„Gewiß. Sie werden ihm eine gute Nacht bereiten, wenn Sie ihm die Hand reichen."

Die Marquise trat an das Bett des Genannten. Es war ein starker, gutmüthig blickender Mensch. Seine blauen, durch die Länge der Krankheit matt gewordenen Augen heftete er mit dem Ausdrucke wahrer Freude auf die Marquise.

„Guten Abend, gnädige Frau," sagte er ziemlich kräftig. „Sie finden mich heut bedeutend besser, als vor drei Tagen."

„Das hörte ich bereits, Herr Chalamel," entgegnete Maria.

„Ich ärgere mich gewaltig, daß man mir die abscheuliche Wassersuppe einschütten will, dort kommt sie eben."

Eine Schwester brachte die Suppe.

„Ich mag nicht essen," sagte mürrisch der Genesende. „Nehmt Euren infamen Brei hinweg, gebt mir kräftige Speisen, damit ich bald hinaus kann."

Er warf sich ungeduldig auf die Seite.

„So nehmt doch Lieber," ermahnte die Nonne, „es ist mit dem besten Wunsche für Euer Wohl bereitet worden und wird Euch gut thun."

„Ich habe schon ein Mal gesagt —: ich mag nicht," fuhr Chalamel fort; „die Doctors taugen Alle nichts. Mein Körper muß gekräftigt werden, nicht aber mit solchem Zeuge, das gebt den Hunden. Ich will nicht — ich will nicht."

Er schlug heftig mit seinen Fäusten die Decke des Bettes.

„Da sehen Sir nur," sagte lächelnd und sanft die Nonne. „Da sehen Sie, gnädige Frau, wie undankbar der liebe Kranke ist. Wir sollen ihm geben, was er verlangt. Ei — ich werde den Arzt rufen."

Maria hielt die Nonne zurück.

„Gehen Sie, meine Schwester. Ich werde versuchen,

dem Störrigen die Suppe zu reichen. Die Anwesenheit des Arztes reizt ihn noch mehr. Geben Sie mir den Teller."

Die Nonne, an dergleichen Liebesdienste der Marquise bereits gewöhnt, reichte ihr die Suppe. Chalamel hatte der Marquise den Rücken zugewendet.

„Er ist sehr ungebärdig, gnädigste Frau," sagte die Schwester leise. „Geben Sie Acht, daß er ihnen nicht die Suppe aus der Hand schlägt."

„Was hat die schwarze Sünderin da zu flüstern?" sagte Chalamel ohne sich umzusehen.

„Sehen Sie? er will mich durchaus nicht haben. Ich gehe lieber," sagte die Nonne.

„Wie Sie es für gut finden, meine Schwester, ich will es mit ihm versuchen."

Noch immer wendete der Mürrische sich nicht. Maria setzte den Teller auf ihren Schooß, vorsichtig blickte sie umher, die Nonne war schon einige Schritte von ihr entfernt, die im Saale Anwesenden beschäftigten sich an den Betten der Kranken, die Gestalt der sitzenden Marquise verdeckte den Teller und verhinderte zugleich, daß die Bewegungen bemerkt werden konnten; eilig zog die Mörderin ein Fläschchen aus dem Gürtel und es schnell öffnend ließ sie einige Tropfen in die Suppe fallen.

„Ist die Büßerin fort?" brummte der Kranke.

„Sie ging recht betrübt über Eure Härte, Chalamel," sagte Maria.

„Ei was. Ich mag die fortwährenden Quälereien nicht leiden. Sie sind gut — herzensgut diese Nonnen, aber zuletzt wird einem die Aufsicht lästig."

„Sie weinte, Chalamel."

„So?" sagte der gutherzige, rohe Mensch, „oh — das thut mir wehe."

Er wendete sich ein wenig.

„Wahrhaftig? da muß ich um Verzeihung bitten — es war nicht so gemeint.“

„Ihr werdet sie am schnellsten versöhnen, wenn ihr die Suppe recht ruhig und artig genießt.“

Chalamel setzte sich auf in seinem Bette. Er brummte noch einige Redensarten, dann sagte er: „Geben Sie her.“ Und als die Marquise ihm den Teller reichte, begann er hastig zu löffeln. Während dieser Zeit verwechselte Maria die Geléegläser. Sie nahm das, in welchem sich Benoit's Giftdosis befunden hatte, aus dem Korbe und steckte es in die weite Tasche ihres Kleides, das noch im Korbe befindliche, gefüllte, welches keine Giftstoffe enthielt, leerte sie unbemerkt in ihr Taschentuch und stellte es wieder in den Korb zurück.

„Sie mögen Korb und Glas hier behalten,“ murmelte sie. „Wenn selbst die Tropfen Gaudin's aus Speisen und Getränken hervorgezogen werden könnten — so werden sie nun doch Nichts finden.“

Dann wendete sie ihre Blicke Chalamel zu, der soeben mit großem Widerwillen den letzten Löffel seiner Suppe hinunterwürgte.

„Prr,“ brummte er, „da ist der Teller geleert.“

Die Marquise wollte ihn ansprechen, als er plötzlich seine Augen weit aufriß, dann krampfhaft die Hände faltete und in dumpfem Tone sagte: „Ich glaube, ich werde sterben.“

Die Marquise hatte den Muth an dem Lager des Vergifteten stehen zu bleiben, in dieses unglückliche, von schmerzlicher Angst und Pein, von unerklärlichem Weh urplötzlich verzerrte Antlitz zu blicken. Der Kranke sprach kein Wort weiter. Er blieb starr, regungslos in seinem Bette sitzen, einer Statue gleich und als hätten die schrecklichen Tropfen ihn bereits zur Mumie gemacht

„Sehen Sie, meine Schwester," sagte Maria zu der wiederkehrenden Nonne, „er ist noch immer eigensinnig. Zwar hat er die Suppe gegessen, aber jetzt ist er regungslos, stumm. Ein starrköpfiger Bursche."

Die Nonne betrachtete aufmerksam die im Bette sitzende Gestalt.

„Er sieht schrecklich bleich aus," flüsterte sie, „was muß ihm nur zugestoßen sein? bemerken Sie die Veränderung der Gesichtszüge?"

„Sie täuschen sich, meine Schwester."

„Ich hole den Arzt."

In diesem Augenblicke machte Chalamel eine Bewegung, er murmelte einige unverständliche Worte, dann streckte er sich nieder.

„Sehen Sie? er wird schlafen," sagte Maria und verließ mit der Nonne das Lager des Kranken.

Bevor die Marquise aus dem Saale ging, wagte sie es noch ein Mal Benoit zu betrachten. Er lag still und starr. Maria konnte durch die halb geöffnete Gardine das bleiche Antlitz erkennen; noch hörte sie den Athem, aber es schien mehr ein Röcheln zu sein. Genau so hatte Saint-Croix ihr die Wirkung der Gifte geschildert und ebenso hatte einst der alte Aubray auf seinem Sterbebette geröchelt. Die schreckliche Frau beobachtete mit der Gewissenhaftigkeit eines Arztes die Körper ihrer Opfer. Ein unheimliches Lächeln zuckte gleich Wetterleuchten durch ihr Gesicht.

„Richtig —" flüsterte sie, „Gaudin kommt der Sache näher, es ist ein Unterschied bemerkbar — ja. Kein Krampf stellt sich ein, zieht die Finger zusammen, keine Unruhe, kein Schweiß. Gaudin hat es gefunden, sie werden sterben ohne daß die Ursache des Todes entdeckt wird — wir sind die Herren."

Die Marquise verließ, von den Nonnen begleitet, den Saal. Brunot, der Pförtner, nahm den Korb.

„Ich lasse ihn morgen abholen,“ sagte die Marquise. „Den Wein sollt Ihr behalten, Meister Brunot. Ich sende bald mehr für die Kranken.“

Sie hatte auf dem Gange die vergiftete Flasche aus dem Korbe entfernt. Brunot küßte ihr die Hand. Ein Diener des Hôtels mit Hellebarde und Laterne versehen, geleitete sie nach Hause. — —

„Fünf Minuten nach dem Genusse bemerkte ich bei dem Zimmermann die erste Wirkung, bei dem Andern währte es ein wenig länger, bevor die Tropfen zu arbeiten begannen,“ sagte die Marquise am folgenden Tage zu Saint-Croix.

„Ich habe mich nicht verrechnet,“ entgegnete der Schüler Exili's. „Sie werden fünf Tage leben.“

„Du kannst also nicht schnell — mit einem Schlage vernichten?“

„Das ist die höchste Stufe der Wissenschaft, aber meine Mittel sind verzehrend, ohne Spuren zu hinterlassen. Was kommt es Dir darauf an, wenn Deine Opfer einige Stunden früher oder später verenden — —?

„Es ist nothwendig, sage ich Dir noch ein Mal. Wenn Alle eines gleichen Todes sterben, entsteht Verdacht. Dieser muß langsam dahin siechen — Jenen muß die Gewalt unserer Mittel wie durch Blitzstrahl zur Erde schleudern, der Dritte verfalle in Stumpfsinn — aber erfinde ein Arcanum für die Brüder Aubray, welches dieselben schnell vertilgt.“

„Störe mich nicht in meinen Arbeiten,“ rief Saint-Croix. „Ich kann nicht den Unterricht des Meisters genießen und muß auf eigene Kraft mich verlassen. Ich hoffe, die stärkste Macht zu entdecken, bis dahin begnüge Dich mit

dem, was ich gefunden. Beobachte die Ereignisse im Hôtel-Dieu; ich sage Dir, man wird Nichts entdecken."

„Aber die Aubray's! die Aubray's!"

„Wenn die Arbeit im Spitale gelungen ist, dann sollen die Aubray's fallen."

Maria ging wieder in das Hôtel-Dieu. Benoit und Chalamel lebten noch, aber sie waren furchtbar verändert, sie magerten schrecklich ab, ihre Köpfe glichen bereits Todtenschädeln.

Die Marquise wollte noch mehr Proben von Gaudin's Kunst sehen. Die Genesenden waren, wie Chalamel, die Gierigsten. Heimlich steckte Maria ihnen Confect, leichtes Backwerk zu.

„Nun sind es Vierzehn, die Deine Macht spüren werden," sagte sie zu Saint-Croix. „Sie werden fast Alle zu gleicher Zeit sterben, und wir können die Wirkungen, die Anzeichen vergleichen. Exili hat nie so gute Studien machen können. Es ist von großem Interesse zu erfahren, wie die verborgenen Kräfte der Natur sich regen, ihren Meistern unterordnen und dann für sie kämpfen."

Saint-Croix begrub sein Haupt in die beiden Hände, aber die Marquise hob es empor und küßte den Mund des Laboranten.

„Erfinde ein noch gewaltigeres Mittel. Wir müssen durch den Lufthauch tödten können, wie es in jenem Buche verzeichnet steht und wie es Exili vermag. Auf! übertriff Deinen Meister" —

Und Saint-Croix ging zu den Retorten — und trieb wieder die geheimnißvollen Stoffe hindurch — wog und berechnete, sann und verwarf. — — — — —

Durch die Stadt Paris aber lief ein schreckliches Gerücht. Immer gewisser trat es auf, immer weiter verbreitete es sich und erfüllte die Herzen der Niederen mit ban-

ger Sorge, welche Rettung von schleichender Krankheit zu finden hofften, indem sie ihre Blicke auf das Hôtel=Dieu richteten — denn in jenem Asyle der leidenden Armen hatte eine bisher ungekannte dämonische Macht ihr geheimniß=volles Zerstörungswerk begonnen. Vierzehn Kranke, die sich schon auf dem Wege der Genesung befunden, waren fort=gerafft worden durch eine Gewalt, welche allen Mitteln der er=fahrensten Aerzte Trotz bot. Keine Wissenschaft vermochte die Ursachen jener Leiden zu erforschen, denen die Opfer unterlegen waren; vertrocknet starrten die Kanäle, durch welche das Leben sich ergießt; gräßliche, gleich den Gerippen zusammengeschrumpfte Körper boten einen furchterweckenden Anblick, kein Trank verschaffte den Lechzenden Kühlung, kein Balsam belebte die ersterbenden Glieder — lautlos, ohne dem Todesengel einen leisen Widerstand entgegenzusetzen, schwanden sie dahin.

Wehmüthig, beschämt, umstand eine große Zahl von Aerzten der Stadt die Bahren und Gestelle, auf welchen der Entseelten Körper ruhten. Die Anatomen, begierig, Sitz und Gang der tödtlichen Macht zu verfolgen, drangen mit ihren Messern in die verdorrten Leiber — umsonst. Diese menschlichen Hüllen schienen vollkommen verwandelt in stofflicher Beziehung, sie glichen widerlich gefärbten Leder=bälgen; in= und auswendig zusammengeschrumpft, die Or=gane und deren Häute in einandergepreßt durch eine uner=klärliche Gewalt, — ähnlich den Mumien, welche die wissenschaftliche Neugierde aus jenen uralten Steingräbern des fernen Aegyptens hervorzog. — Was hatte diese grauen=erregende Umwandlung bewirkt? Welche finsteren Geister waren über die Sterblichen gekommen und hatten sie ver=nichtet?

Die Gönner des Hôtel=Dieu beklagten am lebhaftesten das unerwartete, schreckliche Ereigniß, der Ruf dieser treff=

lichen Anstalt, der bereits durch Europa ging, schien gefährdet. Unter den theilnehmenden Freunden stand obenan die Marquise von Brinvilliers. Sie war es, die sogleich nach den ersten räthselhaften Todesfällen, Benoit und Chalamel, in das Hotel eilte. Ihre Theilnahme war fast Angst zu nennen und alle Schwestern des Hôtels hatten vollauf zu thun, die trostlose Wohlthäterin zu beruhigen. Sie hielt lange Conferenzen mit den Aerzten, wollte genau die Umstände des Todes wissen, fragte mit größter Spannung nach den Symptomen und schien auf das Tiefste erschüttert, als die Söhne der Wissenschaft rathlos mit den Achseln zuckten, dieser Gebehrde der Ohnmacht das Geständniß hinzufügend: „Wir können nicht sagen, welchen Todes Jene dort unten starben — unsere Wissenschaft reicht nicht aus."

Traurig und ernst verließ die Marquise das Spital.

„Oh — die Armen," rief sie, der Schwester Benigna die Hand drückend. „Aus meinen Händen empfingen sie die letzte Labung. Es ist mir eine Freude — ein Trost. Guter — heftiger Chalamel — er schlief so sanft, als ich von ihm ging."

„Sie haben die letzten, lichten Augenblicke der Verschiedenen durch Ihre Gegenwart erfreut, Frau Marquise," sagte die Nonne.

„Haben alle Stimmen von Bedeutung über die seltsame Krankheit sich ausgesprochen?" fragte Maria.

„Alle."

„Viele meinten, es sei vielleicht eine Luftveränderung nothwendig —?"

„Ich hörte diese Ansicht aussprechen, Frau Marquise, und man trifft die nöthigen Anstalten."

„Hm," sagte Maria. „Im Interesse Ihres segensreichen Wirkens möchte ich Sie, meine Schwester, wohl auf eine Sache hinweisen, die mir wichtig scheint."

„Sprechen Sie, gnädige Frau. Sie bringen stets Gutes über unsere Schwelle.“

„Während des Aufenthaltes in Offemont lernte ich einen Arzt kennen, der zwar keinen großen Namen besitzt, dessen Kenntnisse mir aber bedeutend erschienen. Er besuchte mich vor einigen Tagen, um sein Beileid über den Tod meines geliebten Vaters zu bezeugen. Sie können sich denken, daß die schrecklichen Vorfälle im Hôtel-Dieu Gegenstand unseres Gespräches wurden. Jener Arzt wünscht sehnlichst die Körper der Dahingeschiedenen betrachten zu dürfen, da er Hoffnung hegt, durch diese Betrachtung die Ursache der räthselhaften Krankheit zu erforschen. Wollen Sie die Morgue des Hotels ihm öffnen lassen?“

„Wen Sie empfehlen, gnädige Frau, der ist willkommen, führte ihn auch ein so trauriges Geschäft zu uns, als es die Besichtigung der Leichen sein wird. Wir aber müssen Jedem dankbar sein, der Licht in diese Dunkelheit bringt, und Gott hat vielleicht solche Prüfung über uns verhängt, auf daß zum Heile der ganzen Menschheit ein Mittel durch die Forschung gefunden werde, welches noch größerem Verderben: „Halt“ gebietet.“

„Sie haben Recht. Und wann darf Doctor Cleophas erscheinen?“

„Zu jeder Stunde wird er uns willkommen sein. Er muß nur unsere Abwesenheit entschuldigen. Sie wissen, die Kranken, jetzt ängstlicher als je, nehmen jede Minute in Anspruch, aber sprechen Sie nur mit Brunot, er wird den Doctor führen.“

Die Nonne machte über Maria das Zeichen des Kreuzes und verabschiedete sich, indem sie ihr einen Kuß auf die Stirn drückte. Maria hatte eine kurze Unterredung mit dem Pförtner bevor das Thor des Hôtel-Dieu sich hinter ihr schloß. — — — —

Das Leichenhaus des großen Spitales, in welchem die Körper der Entseelten lagen, ward nicht leer von Besuchern. Man hatte dem ersten Andrange der Masse nachgegeben und Jedermann Zutritt verstattet, als aber die Zahl der Neugierigen überhand nahm, schloß ein Befehl des Erzbischofs von Paris die Thore den Laien, und nur Aerzten oder Studirenden ward der Eintritt erlaubt. Man eilte nicht mit der Bestattung der Körper, da es zu den Räthseln der neuen, sonderbaren Krankheitserscheinung gehörte, daß keine Spuren der Verwesung sichtbar wurden. Außerdem war die Sache so furchtbar ernster Art, daß ein langer, gerichtlicher, nach der Weise jener Zeit, schwerfälliger Akt aufgenommen ward, zu dessen Vervollständigung die Lebensumstände eines jeden der Verblichenen festgestellt werden mußten, was mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war. Brunot, der Pförtner, war am wenigsten über die ernsten Vorgänge betrübt, die er als Schickung des Himmels geduldig hinnahm, zugleich aber auch an sich selbst die erfreuliche Erfahrung machte, daß Böses und Gutes die Waage einander halten, denn es regnete Trinkgelder in Meister Brunot's Tasche, der sich wohlweislich vor dem ganzen übrigen Hauspersonale des Hôtel-Dieu das Führeramt angeeignet hatte, so lange die Leichen innerhalb der Mauern des Spitals ausgestellt blieben. Er war deshalb auch keineswegs unwillig, als noch spät des Abends, etwa gegen zehn Uhr, die Glocke des Hausthores gezogen ward und auf Befragen des Pförtners sich der Doctor Cleophas, von der Marquise von Brinvilliers empfohlen, meldete, um die Körper der Hingeschiedenen in Augenschein zu nehmen, da er morgen bereits Paris verlassen müsse.

„Einen Augenblick Geduld, mein Herr," sagte Brunot, „ich muß eine Fackel anzünden."

Es währte nicht lange, so öffnete sich die kleine Pforte

dem Harrenden, der in den Flur des Hôtels schritt. Beim Scheine der Lampen und seiner Fackel konnte Brunot Gestalt und Gesicht des Arztes wohl erkennen. Es war ein ziemlich junger Mann. Dicke Brauen überwölbten seine tiefliegenden Augen. Ein mächtiger, schwarzer Bart, der bis auf die Herzgrube herabhing, umgab sein Gesicht, dessen Form dadurch schwer zu bestimmen war, der Arzt trug einen talarartigen Ueberwurf, um seine Schultern einen Kragen nach dem Schnitte derjenigen, welcher die Klostergeistlichen sich bedienten, am Rande mit einer Kapuze versehen, er hatte ein Lederkäppchen auf seinem Haupte, dessen lange Locken bis auf die Schultern fielen.

„Sie werden mir die Morgue des Hôtels öffnen, mein Lieber," sagte er. „Ein gutes Trinkgeld wartet Ihrer."

„Zu gütig, zu gütig, mein Herr."

Brunot schritt mit der Fackel vorauf über den großen, gepflasterten Hof des Spitales. Die Hinter- und Wirthschaftsgebäude des Hôtel-Dieu lagen, wie noch heute, hart an dem Seineflusse. Die Morgue, oder das Leichenhaus, befand sich im Winkel des Hofes und führte den Namen: Salle des Cadavres. Hieher geleitete Brunot den fremden Arzt. Ein feiner Regen rieselte von dem Abendhimmel hernieder und prickelte gegen die Fenster, hinter den Scheiben des Spitalgebäudes leuchteten, gleich vielen matten Blicken, die Lichter der Krankenzellen und Sääle hervor durch das Dunkel. Es war eine Ruhe über das Gebäude hingegossen, jene beängstigende Ruhe, die man stets in den Mauern der Spitäler empfindet, die den Gedanken Muße verleiht, sich alle Schmerzen, alle Qualen und Sorgen vorzugaukeln, welche die unglücklichen Menschenkinder hinter jenen Steinwänden erdulden. Brunot öffnete die Riegel der Thüre des Salle des Cadavres und trat hinein. Der Arzt zauderte. War er ein Neuling? Erschreckte ihn die

feuchte Luft, welche mit vernehmlichem Brausen durch die Thüre strömte? Geschäftlich, ohne Theilnahme, durch lange Gewohnheit mit dem schauerlichen Aufenthalte vertraut, stieß Brunot seine Fackel in eine eiserne Tülle, dann brachte er einige halbheruntergebrannte Kirchenkerzen herbei, setzte sie in Brand und sagte, nachdem er sie auf plumpe Leuchter gesteckt hatte.

„Nun treten sie näher, Herr Doctor."

Jetzt erst warf der Arzt seine Blicke umher. Der Salle des Cadavres war ein, vielleicht dreißig Fuß hohes Gewölbe, dessen Tiefe ziemlich bedeutend sein mußte, da sich das Ende in Dunkelheit verlor. Zu beiden Seiten dieses Gebäudes gewahrte man Oeffnungen, durch welche das Wasser der Seine eindrang und dabei ein fortwährendes Geräusch verursachte. Der Fußboden bestand aus vielen schachbrettförmig über einander gelegten Balken, diese Balken waren durch breite Stege, von Brettern zusammengesetzt, mit einander verbunden. Man hatte jedoch an vielen Stellen große, viereckige Oeffnungen gelassen, durch welche das Wasser glitzerte; die Seine floß unter diesem Fußboden hinweg. An den Seitenwänden des Gewölbes waren eiserne, mit Hähnen versehene Röhren angebracht, um Wasser auf die Stege und Tische zu ergießen, welche in langer Reihe unter jenen Röhren standen. Auf den Tischen erblickte der Arzt eine durch grobe Leinewand verdeckte, weit über die Platten sich ausbreitende Masse. Sie schien sich an einigen Stellen zu erheben, an anderen zu senken, hin und wieder zeigte sie eine Lücke, dann starrte eine stumpfe Erhöhung daraus hervor, die Falten und Senkungen warfen tiefe, schwarze Schatten. Eine grabähnliche, dumpfe, nasse Luft durchzog den unheimlichen Ort; das Herabsickern der Tropfen, das Plätschern des schlammigen Wassers, dies Alles machte den Arzt frösteln.

Brunot schien keine Notiz von den Gefühlen des Doctor Cleophas zu nehmen, denn ohne sich nach ihm umzuschauen, faßte er das Ende der Leinwand, und zog sie, an den Tischen entlang gehend, von der unter ihr befindlichen Masse zurück. — Unwillkürlich entfuhr dem Arzte ein Laut des Entsetzens. — Da lagen starr, die Augen weit geöffnet, die Lippen auf einander gepreßt, dicht gereihet die Körper der, auf räthselhafte Weise Verendeten. Grau und ein schmutziges Gelb, das waren die Farben, in welche der Tod seine Opfer gekleidet hatte. Das Licht der Kerzen, vom Zugwinde fortwährend flackernd bewegt, spielte auf den Körpern und Gesichtern der stummen Schaar, und zuweilen däuchte es dem Arzte, als bewege sich einer der zusammengeschrumpften Arme oder eine Lippe zucke. Doctor Cleophas schien aber bald seiner Empfindung Herr zu werden, denn er trat mit festem, trotzigem Schritt an die Tische und heftete seine Augen auf die Cadaver, welche weit mehr dem Knochenmanne mit der Sense glichen, der hoch oben an der Wand der Saales in grellweißer Farbe abgebildet, scheußlich herniedergrins'te.

Cleophas legte seine Hand über Mund und Nase. Der moderartige Geruch, den die feuchte Leinwand verbreitete, nahm ihm eine Secunde lang den Athem, dann fragte er:

„Welches sind die Körper Benoit's und Chalamel's?"

„Die Ersten. Sie liegen hier überhaupt geordnet, wie sie verstorben sind. Nummer nach Nummer," sagte Brunot.

Der Arzt ging zu den bezeichneten Körpern. Er drehte dem Pförtner den Rücken zu und dieser konnte daher nicht das Zittern der Hände, die zuckende Bewegung der Finger gewahren, welche den Arzt überfiel, als er, sich mächtig zusammenraffend, die Glieder der Leichen drückte. Sorgfältig

betrachtete er die Brüste, das Gesicht, die Hände — immer vertrauter schien er mit dem Grauen zu werden und beim Scheine von Brunot's Fackel durchsah er zuletzt fast gleichgültig den Inhalt der großen, weißen Glasschaale, welche die den Körpern der beiden ersten Verblichenen entnommenen Präparate bewahrte. — In diesem Augenblicke öffnete sich die Pforte des Saales wieder. Zwei Männer traten ein. Doctor Cleophas tauchte in den Schatten des Tisches und zog dabei seine Kapuze über den Kopf.

„Es ist Herr Hofman," sagte Brunot, „der Schatzmeister des Hôtels mit einem Herrn."

Cleophas blieb für sich. Er hörte aus der Unterhaltung, daß der Schatzmeister einen Arzt neben sich habe, der lange Auseinandersetzungen über die muthmaßlichen Ursachen des Todes der Vierzehn hervorbrachte, und dem Hofman aufmerksam zuhörte. Brunot war dem Schatzmeister näher getreten.

„Wer ist jener Herr?" fragte dieser, auf Cleophas deutend.

„Ein Arzt, den die Marquise empfohlen."

„So?" sagte der Begleiter Hofman's, näher zu Cleophas tretend. „Ein College? Sie werden meine Ansichten gehört haben. Ich schreibe die Krankheiten und die Todesfälle gewissen Miasmen zu, wie viele unserer Collegen. Deshalb besuche ich das Haus noch so spät, um die Einwirkung der Nachtluft auf die Cadaver zu beobachten."

Er schlug bei diesen Worten auf den Todtenschädel Benoit's, neben welchem er stand. Cleophas zitterte leise.

„Ich bin zu meinem Bedauern nicht Ihrer Ansicht," sagte er. „Ich habe die Körper genau besichtigt, die Präparate geprüft und behaupte: Alle diese Todten sind Opfer irgend einer Speise — vielleicht eines in gewissen Kochgefäßen befindlichen Giftes — das ist meine Meinung."

„Mein Herr," fuhr Hofman ein wenig ungehalten auf, „die Küche des Spitales ist musterhaft in Ordnung."

„Ich wollte Ihre treffliche Hausordnung nicht antasten, mein Herr," sagte Cleophas bescheiden. „Ich wurde um meine Ansicht befragt und ich sprach sie aus. Möglich, daß die Gefäße nicht das Verderben herbeiführten; dann hat es in der Nahrung selbst gelegen. Auch dafür kann die Verwaltung des Spitales nicht verantwortlich gemacht werden. Oft erzeugen sich in den Pflanzen, im Fleische der Thiere Gewalten, die sofort nach dem Genusse in Kampf mit dem Organismus des Menschen gerathen. Gleich einer Seuche verbreiten sich diese geheimnißvollen feindlichen Säfte durch das Thier- und Pflanzenreich — wer genießt, der empfindet ihre Macht, und ich fürchte diese vierzehn Opfer werden nicht die letzten in Paris sein. Ich habe leider keine Zeit mehr, meine Annahmen zu begründen, zu beweisen. Gute Nacht, meine Herren."

Der Schatzmeister und sein Begleiter standen einigermaßen verblüfft vor dem großen Tische, während der fremde Arzt zur Thüre hinausschritt, dem Brunot eilig folgte, um sein Trinkgeld nicht im Stiche zu lassen. Doctor Cleophas befand sich bald vor dem Hôtel-Dieu. Als er die Pforte hinter sich schließen hörte, athmete er hoch auf und lief fast mehr als er ging die Straße hinab, bog um die Ecke und gelangte in die Nähe des Servitenklosters, welches hinter der Kirche Nôtre-Dame lag. Hier stand er stille.

Er hatte seine Kapuze zurückgeschlagen, der Regen rieselte nicht mehr hernieder. Aus dem Schatten der Klostermauer trat eine männliche Gestalt auf den Doctor zu.

„Nun? Du bist zurück. Hast Du beobachtet — Alles richtig gefunden?"

„Ah — Maria," sagte der Arzt, die Hand nach dem

Fragenden streckend, „wie froh bin ich, daß ich jene Mauern hinter mir habe."

Der Leser wird bereits wissen, daß er Saint-Croix und Maria von Brinvilliers vor sich hat; Saint-Croix, der unter der Maske eines Arztes die Wirkungen seiner Gifte an den Leichen des Spitales studiren wollte — Maria von Brinvilliers, die in Männerkleidung gehüllt, den Rückkehrenden erwartete.

„Diese starken Männer," sagte die Marquise ein wenig verächtlich. „Wie leicht sie zittern. Ich habe die Sterbenden, die Todten gesehen und ich faßte mich schnell. Jetzt sage: Ist die Wirkung vollkommen? Glaubst Du nun an die Gewalt Deiner Mittel?"

„Ja," entgegnete Saint-Croix. „Die Tropfen haben furchtbar, sicher gewirkt. Kein Arzt unserer Tage wird so leicht die Ursache des Todes ausfindig machen. Ich habe bereits die Gedanken der Leute im Hôtel-Dieu auf eine falsche Fährte gelenkt. Giftige oder doch tödtliche Nahrungsmittel — irgend ein unbekannter Stoff, der sich in Fleisch oder Pflanze erzeugt. Meine Ansicht muß sich bethätigen und deshalb müssen noch Viele sterben."

Saint-Croix preßte die Hand Maria's.

„Siehst Du wohl? siehst Du?" sagte die dämonische Frau. „Ich wußte es. Alle — müssen uns Platz machen — Alle, bis wir das Ziel erreicht haben. Ja, ja, Du hast Recht. Viele sollen noch sterben und unter diesen — — — unsere Feinde. — Wie ein großes Schlachtfeld soll es sein, dieses Paris, ringsum die kleinen, gemeinen Leute erschlagen dahingestreut, mitten unter ihnen die Häuptlinge und Gewaltigen der feindlichen Krieger; Gaudin, glaube mir, wir werden bald wichtige Bundesgenossen haben."

Sie gingen, sich fest aneinander schmiegend weiter. Zwei böse Engel durchschwebten die lautlosen Gassen.

Lachaussée und Exili.

Herr von Penautier schwamm in Entzücken. Alle Speculationen glückten wie noch nie. Sein Hauptschützer und Gönner am Hofe, Graf Lauzun, war, mit erhöhter Gunst des Königs überhäuft, zurückgekehrt, alle Sorgen um die großen Darlehen, welche der General-Controlleur noch gehegt hatte, waren entschwunden, und deshalb schien das Haus Penautier's auch mehr denn jemals der Freude geöffnet. Die eleganteste Gesellschaft verkehrte hier nach wie vor. Der General-Controlleur durfte, wie wir wissen, Leute jeder Stellung um sich versammeln, und so finden wir denn bei ihm wieder die bunteste Tischgesellschaft. Ernste, gravitätische Leute, die eleganten Wüstlinge der großen Welt, Damen aus den höchsten Kreisen, kleine Menschen, welche groß werden wollten durch Hülfe Penautiers, und herabgekommene Große, denen Penautier, aus Gründen, die er nur allein kannte, den Platz an seiner Tafel ließ. Man wunderte sich über Nichts mehr in jener Zeit, in welcher der höchste Cavalier des Königreiches, der König selbst, ohne Scheu die Urtheile der Unterthanen in Betreff seiner Handlungen herausforderte, die Kinder seiner verbotenen Neigungen adoptirte und wegen einer kleinen Spottmedaille auf seinen Wahlspruch „Nec pluribus impar." mit Holland einen Krieg begann, der Millionen verschlang und Tausende von Menschen in den Tod hetzte.

Als daher die gute Gesellschaft, welche Penautier bei sich versammelte, den Marquis und die Marquise von Brinvilliers in Begleitung des berühmten und berüchtigten Herrn von Saint-Croix im Salon des General-Controlleurs vorfand, staunte man durchaus nicht, eben so wenig darüber, daß die für prüde ausgeschriene Madame Scarron die Ge-

sellschaft bei Penautier durch ihre Gegenwart erfreute. Man sah Molière und Lully an gewissen Abenden bei Herrn von Penautier, und Le Nôtre verschmähte es nicht, den Weinen des reichen, freigebigen Wirthes zuzusprechen.

Besonders glänzte in diesen Kreisen der Lieutenant von Saint-Croix. Jung und schön, von elegantem Wesen, mit der Gabe der Rede wohl versehen, durch seinen Liebeshandel und dessen fast tragischen Ausgang höchst interessant geworden, bildete Gaudin von Saint-Croix einen gewissen Anziehungspunkt für jede Gesellschaft, die es mit der Parole: „Heiterkeit, Luxus und Vergnügen" hielt.

Wir haben schon angedeutet, daß die große Welt von Paris sich allerlei Muthmaßungen über die Quellen machte, aus denen Saint-Croix seine Mittel, glänzend auftreten zu können, schöpfte. In der That hatte der Lieutenant sich gewaltige Ausgaben erlaubt. Er hielt zwei Pferde, Stalljungen und führte eine besondere Livrée. Seine Kleidung war prächtig; wohl drei Mal in der Woche tractirte er seine Freunde und machte Fahrten auf's Land hinaus. Saint-Croix mußte also verborgene Künste treiben, und was diese Annahme besonders bestärkte, das war die einfache Wohnung in dem alten Hause Huet's. Ja — gewiß der Lieutenant hatte eine Goldtinctur gefunden, welche er im Laboratorium des Alten kochte, daher die schlichte Wohnung, die unmittelbar bei den chemischen Oefen Huet's lag. Man fing an zu glauben, daß Saint-Croix seine angebetete Marquise durch seine Goldbereitungen unterstütze, denn die Brinvilliers begannen wieder eine Art von Haus zu machen.

Als eines Abends die sehr bunte Gesellschaft Penautiers den prächtigen Speisesaal und das Hôtel verlassen hatte, blieben der General-Controlleur und Saint-Croix allein zurück. Penautier ging in großer Erregung, die Hände auf dem Rücken im Zimmer auf und nieder:

„Ich sage Dir, Gaudin, es muß aufhören," sprach er heftig, „wer zum Henker soll das erschwingen. Magst Du immerhin Dein Leben führen — ich will Dir schon helfen, aber nun auch noch die Brinvilliers? ah — mein Lieber, das geht nicht."

„Kommen sie schon wieder?" fragte Gaudin lächelnd. „Und wie kommen sie! ich habe mit Tausenden geholfen, Dir zu Liebe, obwohl ich weiß, die Aubray's rücken keinen Heller heraus; aber nun? Heute naht mir die Frau Marquise mit einer Forderung von zwanzigtausend Francs, wohin gerathe ich?"

„Penautier," sagte Gaudin, sich von dem Sessel erhebend, Du weißt, wofür Du arbeitest, also gieb — gieb, sage ich."

„St! St!" machte Penautier, den Finger auf den Mund legend, „Du mußt nicht so laut sprechen. — Gut! sei's drum, aber ich werde zu lange damit hingezogen. Jahr und Tag sind vergangen — Du meinst immer, es sei noch nicht so weit, ein gewisser Punkt sei dunkel. Ha, wären wir nur ein Mal mit dem Italiener zusammen."

„Penautier," sagte Gaudin, die Hand auf die Schulter des General-Controlleurs legend, „es ist so weit."

„Wirklich?" rief Penautier, zusammenfahrend, „aber wann? es ist hohe Zeit. Die Geistlichen sind für mich, nur fürchte ich ein Dazwischenfahren des Königs. Saint-Laurent gilt Etwas bei ihm, wenn die Stelle einem Freunde meines Collegen verkauft werden soll, so kann der König entscheiden und ich bin geprellt um meinen Verdienst. Eile ist nothwendig."

„Hat es vier Wochen Zeit?" fragte Saint-Croix.

„Meinetwegen, aber dann? — — — Gaudin, keinen Heller weiter. Wenn Ihr durchaus den Preis mit mir theilen wollt — —"

„Nein. Wir theilen nicht, aber wir bedürfen einer Summe.“

„Fortwährend bedürft Ihr. Halte Wort! Ich weiß, wie Du Deine geheimen Künste treibst — Du — Du hast Erfahrungen gesammelt.“

„Hölle und Teufel,“ rief Gaudin, „Maria hat geplaudert?“

„Laß doch. Ich bin Euer Freund und Deine Künste helfen mir ebenfalls, sprechen wir offen: Ihr sitzt wieder in Geldnöthen?“

„So ist es. Zwanzigtausend Francs braucht die Marquise, achttausend ich.“

„Ha! ha! ha!“ lachte Penautier grimmig. „Ihr seid theure Freunde. Und wie viel habe ich schon abschläglich gezahlt!“

„Gut — aber wenn Du die Stelle Saint-Laurent's Dein eigen nennen kannst — welche erbärmliche Summe, die Du uns bisher gegeben — gegen die riesigen Goldströme.“

„Wenn, wenn ich sie mein nennen kann. Du hast immer Ausflüchte — mach's kurz: Er ist wieder in Paris. Bist Du Deiner Waffen sicher?“

„Ja. Wenn Maria geplaudert hat, wirst Du wissen, wie genau mir Alles bestimmen können: Zeit, Aussehen, Wirkung.“

„Und Du fürchtest Dich nicht?“

„Nein. Ich habe die Furcht verlernt.“

„Also meinetwegen denn. Mach' die Sache ab. Ich werde Euch vierzehntausend Francs zahlen, die andere Hälfte in vier Wochen — wenn es gethan ist.“

„Sei es denn, aber — vier Wochen sind eine Zeit, wenn Du während dessen stirbst?“

Penautier erbleichte.

„Du bist so mit Leben und Sterben bei der Hand, seit Du Beides bestimmen kannst, daß man immer erschrecken muß, wenn Du vom Tode sprichst, was willst Du mit Deinen Reden vom Sterben sagen?"

„Ich will sagen: Gieb mir eine Anweisung auf Deine Kasse für vierzehntausend Francs, im Falle Deines Ablebens zu zahlen."

„Meinetwegen."

Penautier ging an ein Pult, schrieb eiligst einige Zeilen auf das Papier und drückte sein Siegel darunter.

„So, nimm es," sagte er, Gaudin die Schrift reichend. „Verwahre es wohl. Morgen sollt Ihr vierzehntausend Francs erhalten."

Der Lieutenant ging nach Hause.

„Ich bin gesichert," sagte er leise. „Wenn ich Penautier den furchtbaren Dienst erweise, dann kann er mir Nichts mehr abschlagen; gelingt es nicht — nun so presse ich mit dieser Schrift die bezeichnete Summe heraus. — Maria — schöne geliebte — schreckliche Maria! was hast Du Alles aus mir gemacht?" Gaudin fuhr mit der Hand über seine Stirne. „Soldat — ein guter — tapferer Soldat — und nun?" Er schauerte zusammen. „Jacques Tonneau! — Ha! — weg mit diesen Gedanken. Ich muß zuerst wissen, ob es nicht anders sich thun läßt. Dieser Saint-Laurent ist vorsichtig — ihm beizukommen schwer. Zu Penautier darf er nicht gelockt werden — das erregte Verdacht, wenn der seine Stelle einnähme. Wenn ich Exili sprechen könnte, daß er mich die Verbindung der beiden Stoffe lehrte." Saint-Croix zog die Stirne in Falten. „Daran liegt es — nur daran. Wenn die zwei Stoffe sich nur ein Mal verbänden, die höchste Kraft wäre gefunden, aber dazu bedarf es des Meisters und ich bin nur noch ein Schüler. Huet? nein, ich müßte mich ihm entdecken —

halt! ich hab' es — ist der Alte mir nicht die Einführung in das Collegium schuldig? — sicherlich finde ich dort Einen, der mich belehrt."

Während Saint-Croix so monologisirte, näherte er sich der Wohnung Glasers, woselbst er, wie der Leser weiß, sein geheimes Arbeitszimmer inne hatte. Zu derselben Zeit ging Morel, aus dem Hause am Platze Maubert kommend, die Straße des Boulangers hinab, welche ihn in die Vorstadt St. Victor führte. Morel hatte sich vorgenommen, seine alten Freunde aus der Straße Cimetière ein Mal wieder aufzusuchen. Er hatte, nach dem Gesellschaftsvertrage, der zwischen den Banditen herrschte, seine Genossen mit Geld unterstützt, welches ihm durch Saint-Croix reichlich zufloß; in Folge dieser Unterstützung hatte sich Pêcheur in der Straße Victor einen Schuppen gemiethet, der, wie alle Ueberdachungen auf dem wüsten Platze der Vorstadt St. Victor zur Bergung von Holz diente. Als Morel in die Nähe von Pêcheur's Wohnung kam, glaubte er Jemand hinter sich zu hören; die Furcht, überfallen zu werden, wenn auch nicht durch Räuber, so doch durch Häscher, war immer bei Morel rege. Er drückte sich deshalb an die Wand, um den Hintermann vorüber zu lassen. Dieser aber kam gerade dem braven Famulus auf den Leib, und schon wollte Morel von seinem Stilet Gebrauch machen, als er noch glücklicher Weise den Verdächtigen erkannte und mit lautem Rufe der Verwunderung das Messer zurückzog, denn vor ihm stand: Lachaussée.

„Jean," rief Morel, „Du bist in Paris?"

„Natürlich," sagte Lachaussée, „denn Er ist hier."

„Er?"

„Saint-Laurent. Ich bin ihm nachgeeilt, so weit ich konnte. Ha! ha! schöne Reisen, die ich gemacht. In Deutschland — in Italien — im Süden Frankreichs war

ich — immer ihm nach. Wenn ich Geld brauchte, habe ich mich gezeigt vor ihm und ich erhielt Geld, er ist unstät, flüchtig geworden, er wollte sich den Dämon abschütteln, der ihn verfolgt, aber ich kralle mich fest. Nun sind wir wieder in Paris," sagte mit heiserem Lachen der Bandit.

„Ich hoffe, Du giebst ihn auf," sagte Morel.

„Nein — nein. Er schreit vor Angst, wenn er mich erblickt, aber er hat nicht den Muth, die Schmach zu ertragen, die ihn erwartet, wenn ich spreche; so verfolge ich ihn seit langer Zeit. Ich sauge ihn aus, er wird schrecklich mager, aber meine Börse schwillt."

„Was willst Du nun beginnen?"

„Ich bleibe in Paris, bis er fortgeht von hier. Zuletzt muß er doch den Lieutenant adoptiren; darauf hin zielt mein Plan."

„Hm," sagte Morel, „der Lieutenant?"

„Ja. Zitterst Du noch immer? sei ruhig, Du bist vorläufig sicher. Ich höre, Saint-Croix lebt in der großen Welt."

„Du irrst. Saint-Croix ist mir ganz nahe. Er wohnt im Hause Huet's."

Lachaussée fuhr auf.

„Und Du?"

„Ich bin der tägliche Genosse Saint-Croix's und seiner Geliebten, der Marquise von Brinvilliers."

„Mensch!" flüsterte Lachaussée, den Arm Morel's drückend, „Du? der Mörder Tonneau's, der den Alten an Gaudin's Seite erwürgte, — Du — Du bist der Genosse Gaudin's."

„Gewiß," sagte Morel nun den Arm Lachaussée's ergreifend und an das Ohr des Genossen seinen Mund legend, „Saint-Croix kann mir Nichts anhaben, denn ich habe Alles von ihm entdeckt: Er ist ein Giftmischer!"

Lachaussée taumelte gegen die Wand des Hauses.

„Ah — hu —!" brüllte er, daß es durch die einsame Gasse schallte. „So weit ist es mit ihm gekommen? oh — Susanne Tardier! was ist aus Deinem Kinde geworden?"

Der Bandit war auf einen Eckstein niedergesunken, er stützte den Kopf in seine Hand, und Morel glaubte eine Thräne in seinen Augen zu bemerken, welche im Mondlichte blitzte.

„Aber nein," sagte er, sich erhebend, „es kann nicht sein, so tief konnte Gaudin nicht sinken. Du lügst, Morel."

„Albernheiten!" sagte der Famulus Huet's, „Ich will Dir Alles erzählen."

Sie gingen langsam weiter und Morel berichtete — und Lachaussée ward immer stiller, immer ernster, endlich sagte er:

„Manches ist erfüllt von dem, was da prophezeihet ward, nun — so mag sich das Ganze erfüllen, aber noch ein Mal will ich es versuchen. Höre," wendete er sich an Morel, „Du mußt mich mit dem Lieutenant zusammenbringen."

„Das hält schwer. Er ist im Hause Huet's, und Du weißt, der junge René Damarre kommt zu uns, er kennt Dich."

„Welch' ein Verhängniß — welch' ein Verhängniß," murmelte Lachaussée. „Gut denn — wenn das nicht geht, so schaffe mir irgend eine andere Gelegenheit, aber eile, die Zeit drängt."

„Hast Du noch die Papiere?" fragte Morel.

„Welche?"

„Die von seiner Geburt."

„Ja."

„Gut; ich will ihm Hoffnung machen, daß er seine

Mutter kennen lernen solle, dann kommt er wohl, wohin Du willst.“

„Oh — wenn er sie stets gekannt hätte. Gut. Ich will ihm nahe treten, vielleicht wendet sich noch Alles. Ich bin in der Straße Cimetière, wenn Du mich suchst.“

Sie trennten sich.

— — — — — — — — — — — —

„Ich arbeite heute Nacht, Amande,“ sagte der alte Huet. „Sorge dafür, daß ich nicht gestört werde. Morel wird zeitig zu Hause sein.“

Amande ging verdießlich in ihr Zimmer. Der Vater hatte in letzter Zeit gar so viel mit Saint-Croix verkehrt. René, der des Laboranten Haus fleißig besuchte, mied den verdächtigen Lieutenant absichtlich.

„Nur noch ein halbes Jahr, Amande,“ frohlockte der junge Herzog, „dann wird meine Anstellung beim Châtelet unterzeichnet, dann habe ich ein großes Stück Geld, dann hole ich Dich.“

Amande freute sich, aber sie war dessenungeachtet traurig. Der alte Herzog wollte nämlich durchaus Nichts von der Heirath seines Sohnes mit Amande wissen. Er ging zornig über die Spaltung seiner Familie, gar nicht mehr zum Hôtel Damarre hinaus. Den ganzen Tag sah man ihn im Garten oder auf seinem Balkon mit Lectüre beschäftigt; er vermied es, selbst seine alten Freunde bei sich zu sehen, und die Herzogin litt unendlich bei dieser gereizten Stimmung. Das ruhige, durch Nichts gestörte Glück, welches sich im Hôtel Damarre eine Wohnung bereitet hatte, war entschwunden.

Die Herzogin vermochte ihre Angst kaum noch zu beherrschen, sie war schon einige Male entschlossen gewesen, ihrem Gatten Alles zu beichten, um dadurch vielleicht Gaudin aus dem Strudel seines gefahrvollen Lebens zu reißen, zu-

gleich aber auch für René sich zu opfern; indem sie ihre Vergangenheit offenbarte, hoffte sie, den Gatten milder zu stimmen für den Lieblingswunsch des Sohnes. Sie wollte kühn auftreten und sagen: „Du nennst ein beflecktes Weib die Deine, gieb dem Sohne die Einwilligung zur Ehe mit einem makellosen Wesen.“— Aber Susanne war nur stark im Dulden, nicht im Handeln. Wenn sie den Herzog so ernst auf seinem breiten Lehnstuhl sitzend erblickte, dann fühlte sie einen unnennbaren Schmerz, eine mächtige Regung des Mitleids zog durch ihre Brust, und sie verschwieg die Entdeckung. Zu all diesen Qualen kam noch eine: das gänzliche Verschollensein Lachaussée's. Diese Stille ängstigte die Herzogin gewaltig; denn bei dem Charakter des Kammerdieners, der ihr hinlänglich bekannt war, fürchtete sie einen plötzlichen, schrecklichen Ausbruch; sie konnte sich von dem Gedanken nicht losreißen, daß Lachaussée, der so eilig und geheimnißvoll ihr Haus verlassen, wie er einst dasselbe betreten, irgend eine finstere, unheilvolle That beabsichtige, und Susanne befand sich in doppelt schrecklicher Lage, da es ihr nicht vergönnt war, einem theilnehmenden Wesen das volle Herz ausschütten zu dürfen, — sie ganz allein mußte die Sorge, die qualvolle Angst tragen, Niemand durfte das Geheimniß ahnen, welches sie und den einstigen Bewohner der Galeere verband. In jeder Nacht weckte daher ein ungewohntes Geräusch, ein Glockenzeichen die arme Herzogin aus ihrem Schlummer. „Jetzt naht er,“ flüsterte sie leise, und erst nach langer Zeit beruhigten sich die empörten Nerven wieder. Die Verbindung mit René war ihr vollständig versagt, denn der Herzog hielt unablässig Wache. Nur zuweilen gelang es Susanne, dem Sohne einen Brief senden zu können, und kam eine Antwort von René in ihre Hände, dann hatte die Herzogin einen frohen, glücklichen Tag.

Amande Huet kannte diese traurige Lage der Mutter ihres Geliebten durch René sehr genau. Freilich enträthselte sich die Tochter des Laboranten nicht den eigentlichen Grund. Sie konnte nicht begreifen, daß eine so brave, redliche Frau sich vollständig tyrannisiren ließ, und glaubte zuletzt: es sei der Herzogin selber nicht recht Ernst mit der Heirath des Sohnes. Daher ihre Mißstimmung. Als der alte Huet sie benachrichtigte, daß er die Nacht über arbeiten werde, war sie doppelt verdrießlich. „Auch hier lauter Geheimniß,“ schmollte sie. „Oh! es ist zum todtärgern.“

Huet war im Laboratorium und ließ zum Schein seine Retorten glühen. Es währte nicht lange. Nach einiger Zeit schon ward leis an die Thür des Laboratoriums geklopft. Huet öffnete und in seinen Mantel gehüllt trat Saint-Croix ein.

„Wir wollen keine Zeit verlieren,“ sagte Huet. „Eilen wir, in die Versammlung zu kommen.“

„Ich bin Euch verbunden, Meister,“ entgegnete Saint-Croix, „und wenn Ihr mich eingeführt habt, soll der Lohn nicht ausbleiben. Die unschätzbare Tinctur ist der Vollendung nahe. Nur eine Verbindung mangelt noch.“

„Ist es wahr?“ rief Huet, „Ihr werdet das köstliche Arcanum finden, von dem Ihr mir so oft erzählt? eine Tinctur, welche Gold erzeugt?“

„Verlaßt Euch darauf, sie ist köstlicher als Gold.“

Er legte den Hut ab und zog die Kapuze über sein Haupt. Der Adept hatte sich bereits an das Hebewerk gestellt und öffnete die Klappe, welche in die Tiefe hinabführte. Saint-Croix und Huet stiegen in die Höhle.

Wenige Minuten nachdem sie verschwunden waren, pochte es an das Fenster des Gartenhäuschens, in welchem Morel wohnte. Der Famulus schob vorsichtig den Laden

zurück. Er erkannte trotz der Finsterniß die Umrisse von Lachaussée's Gestalt.

„Bist Du bereit, Morel?“ fragte der Bandit.

„Ich bin es. Komm. hinein in den Garten.“

Lachaussée gehorchte.

„Nun wollen wir zu dem Lieutenant. Aber behutsam, daß Niemand uns bemerke.“

„Hast Du von mir gesprochen?“

„Ja. Ich habe ihm gesagt, ein Mann sei mir bekannt, der ihm von seiner Mutter Nachricht geben wolle. Er schrie auf vor Freude und will Dich sehen, sobald es Dir möglich ist zu kommen. Heut ist er sicher anzutreffen; ja — in seinem Zimmer brennt Licht.“

Morel blickte zu dem erleuchteten Fenster von Saint-Croix's Wohnung empor. Der Lieutenant hatte dieselbe List wie Huet gebraucht, er ließ in seinem Zimmer die Lampe brennen, damit man glauben möge, er sei zu Haus, während er längst die Wohnung verlassen hatte.

„Ich werde Dich in sein Zimmer führen,“ flüsterte Morel, indem er mit lautlosem Tritte voranging. Lachaussée folgte ebenso leise. Sie stiegen die Treppe hinan. Morel gebot Lachaussée, einen Augenblick im Dunkel einer Nische zu warten, und ging zur Thüre der Wohnung. Hier pochte er auf gewisse Weise — Niemand öffnete; Morel wiederholte umsonst das Zeichen. Er blickte durch das Schlüsselloch — horchte und räusperte — aber die Pforte blieb geschlossen, und er war sicher, daß der Lieutenant seine Wohnung verlassen hatte.

„Hm,“ murmelte Morel, bei Lachaussée wieder angekommen, „das ist eigenthümlich — er ließ die Lampe brennen und ist fortgegangen; sicherlich geht er wieder auf gefährlichen Wegen.“

„Was ist zu thun?“ fragte Lachaussée.

„Wir wollen zunächst einmal den Nachschlüssel anwenden," kicherte Morel.

Sie stiegen die Treppe hinab bis zum Laboratorium, dessen Thüre Morel mit dem falschen Schlüssel öffnete. Bevor sie eintraten, ging der Famulus noch ein Mal an die Wohnungsthüre und horchte. Amande war nicht zu hören.

„Ohne Zweifel ist Damarre bei ihr," sagte er. „Wir haben Nichts zu besorgen, aber breite den Mantel recht aus, damit kein Lichtglanz durch die Thür falle, wenn wir sie öffnen."

Sie huschten in das Laboratorium. Hier brannte eine Lampe und aus zweien Räucherbecken stiegen feine Dampfwolken empor, unter den Retorten glühten Kohlen, welche aber dem Erlöschen nahe schienen.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Lachaussée.

„Der Alte ist wieder seinem geheimnißvollen Treiben nachgegangen. Er soll heute erfahren, daß ich die Querwege genau kenne," sagte Morel. „Ohne Zweifel wird der Lieutenant dem tollen Bunde heut Nacht zugeführt, dabei könnte man ein Stück Geld gewinnen."

„Das ist Nebensache."

„Den Teufel auch. Ich habe lange genug geschwiegen. Saint-Croix wird doppelt zahlen. Ein Mal, wenn ich ihm den Mann bringe, der seine Geburt enthüllen kann und dann, wenn ich die Bundesgeheimnisse nicht der Polizei des Herrn de la Reynie verrathe."

„Du wirst schweigen," rief Lachaussée mit fester Stimme. „Es gilt mir, das Kind des Weibes zu retten, welches ich einst liebte; rede: kann ich Saint-Croix sprechen? sonst ist Alles unnütz."

„Er ist ohne Zweifel mit dem Alten gegangen — richtig, hier liegt sein Hut. Wir wollen es versuchen. Ich

kenne den Weg. Gehen wir nach und wenn uns das Glück günstig ist, dann finden wir ihn vielleicht, wo nicht — so mache ich einen Vorschlag, der freilich seine Gefahren hat."

„Gefahr?" rief Lachaussée, „ich fürchte sie nicht."

„Hast Du Pistolen?"

„Immer," sagte Lachaussée, statt aller weiteren Erklärung seinen Mantel aus einander faltend und auf den Gürtel zeigend, in welchem zwei große Pistolen blitzten.

„So komm. Wir wollen sehen, daß wir dem Alten und Saint-Croix begegnen oder Beide treffen. Wenn das Aeußerste gewagt werden soll, dann dringen wir in die Versammlung. Ich bin schon drei Mal dem Huet nachgeschlichen, ich kenne den Weg."

„Wir werden einen Kampf bestehen, das ist gut."

„Es scheint mir nothwendig, wenn Du den Lieutenant von dem Teufel durchaus losmachen willst. Denn ist er in den Händen der Leute vom Bunde des Alten, dann wird er sicherlich fest gekettet. Ich weiß, daß Exili Mitglied ist. Es ist eine Gesellschaft, wo drei oder vier kluge, gefährliche Leute die anderen gutmüthigen, dummen Narren nach Belieben regieren, sie machen die tollsten Dinge und Saint-Croix ist schon verdammt genug. Wenn er los kommen will, muß ich wenigstens eine tüchtige Summe dabei verdienen."

„Du sollst Geld erhalten in Fülle, aber nun vorwärts."

Morel setzte das Hebewerk in Bewegung, und nachdem er eine Fackel angezündet hatte, stieg er mit Lachaussée in die Tiefe der Steinbrüche. Sie gingen den Weg, der zu dem Ausgange der unterirdischen Straßen bei dem Hause der Straße Serpente führte. Eine grauenvolle Stille herrschte in den großen, düsteren Höhlen, von deren Wänden und Decken mit hellem Klange das Wasser herabfiel. Lachaussée setzte sich auf einen Stein.

„Was beginnen wir nun?"

„Wir wollen eine Zeit lang warten," antwortete Morel; „hier — siehst Du dieses Gitter? es schließt den Keller des Hauses in der Straße Serpente, wo sich die Bundesglieder versammeln. Sie müssen hier zurückkommen, und dabei fassen wir Saint-Croix und Huet ab. Dauert es gar zu lange, so können wir — kannst Du in das Haus eindringen."

Er hatte die Fackel gelöscht und eine Blendlaterne angezündet.

„Warten wir," rief Lachaussée, seine Pistolen untersuchend.

— — — — — — — — — — — —

Huet und Saint-Croix waren genau unter denselben Paßworten und Sicherheitsmaßregeln in das Collegium Rosianum gelangt, welche der Leser wohl noch von der Einführung Exili's her im Gedächtniß haben wird. Wieder saßen die Magier, die Magister, die Adepten, Minores, Philosophen, Praktiker und Theoretiker an ihren bestimmten Plätzen. Der Saal war mit Decke, Postament, Kugeln, Tischen und Leuchtern geziert. Auf der langen Steintafel sah man wieder Retorten und Kohlenbecken, sowie einige Schmelztigel. Nach den üblichen Ritualfragen meldete Huet den neuen Bundesgenossen an.

„Will er eine Probe machen?" fragte der Meister.

„Er ist bereit dazu."

„Beginnen wir den Arbeitsabend, meine Brüder," rief der Meister. Die Steintafel ward vorgerollt.

„Auf welchen Stufen habt Ihr gearbeitet. In Quecksilber, Schwefel, Wasser, Luft, Salz, Erde, Seele, Geist oder Leib?" fragte der Meister wieder den inzwischen vorgetretenen Saint-Croix.

„Ich umfasse sie Alle," antwortete der Lieutenant.

„Das ist viel gesagt. Welche Proben wollt Ihr uns geben?"

„Ihr habt vor nicht langer Zeit den Meister gespürt, der Euch die wunderbaren Gifte und Gegengifte zeigte. Ihr botet hohe Preise für die Entdeckung der Geheimnisse, die der Meister Euch gezeigt in ihren Wirkungen. Ich kenne die Arcana und will Euch eine Probe meiner Geschicklichkeit zeigen, dafür verlange ich sicheren Schutz in Euren dunklen Wohnungen wie es einst der Meister verlangte und noch eine Gewährung."

„Nennt Eure Bitte."

„Ich kenne die Urstoffe jener großen geheimnißvollen Tropfen, aber da ich noch ein Neuling bin in den Werkstätten der erhabenen Kunst, sollt Ihr mir gestatten, aus Eurer Mitte Einen wählen zu dürfen, der mich unterrichtet in dem schwierigen Verfahren, die Stoffe zusammenzusetzen. Eine Verbindung fehlt mir noch und vergebens habe ich bis jetzt getrachtet, sie zu bewerkstelligen."

„Du wirst sie auch nie zu Stande bringen, Stümper — Schüler — Knabe," donnerte in diesem Augenblicke eine furchtbare Stimme. Entsetzt fuhren Alle empor und in den Kreis der Erstaunten trat mit langen, geisterhaften Schritten die hagere Gestalt Exili's.

„Matteo," rief Saint-Croix zurücktaumelnd, „Du hier?"

„Ich spotte der Kerkerriegel, wenn meine Stunde der Freiheit kommen soll," lachte Exili. „Ich bin neugierig, die Probe von Dir zu sehen, mein Schüler. Du wirst sie nicht bestehen, eben so wenig, wie ein Anderer aus diesem Kreise."

Die Bundesglieder mit Huet und Saint-Croix waren so betroffen, daß sie nicht sogleich zu sprechen vermochten. Der Italiener fuhr fort:

„Schüler — ich frage Dich: Wo bleibt die Erfüllung Deines Versprechens?"

„Ich wollte mich erst noch furchtbarer machen," stotterte Saint-Croix.

„Stümper — wiederhole ich noch ein Mal. Ihr Alle werdet Nichts zu Stande bringen; genug für Euch. Ich bin da."

Der Meister erhob sich. „Ihr sprecht kühn," rief er. „Wisset Ihr, ob wir Euch bergen wollen in unseren Hallen? wer seid Ihr? ein Mann, auf dessen Haupte schwerer Verdacht lastet, Ihr kommt auf unerklärliche Weise aus den Mauern der Bastille plötzlich unter uns. Ihr seid der Meister jenes Mannes dort, der sich in unsern Bund aufnehmen lassen will, Ihr habt die Erfüllung eines Versprechens von ihm zu fordern — dies Alles ist geheimnißvoll, ist verdächtig. Reinigt Euch erst vor uns, oder wir wollen Euch zwingen, dieses Haus zu verlassen sammt Eurem Schüler."

Exili trat an den Steintisch und lehnte mit höhnischem Lächeln an der Platte.

„Ich werde mir Zeit nehmen, Ihr Herren," sagte er, „ich sehe, daß Ihr Alle noch so befangen seid als früher. Keiner hat die Proben so bestanden, wie ich, und deshalb steht es mir zu, den Meister zu fragen: Wer klagt mich an? er trete vor und spreche."

Ein kleiner Mann trat in den Kreis.

„Ich klage wider Dich," rief er mit kreischendem Tone, „denn Deine Hände sind nicht rein genug zu den Werken Jakob Rose's."

„Und weshalb, mein Bruder?" fragte Exili ruhig.

„Ich klage Dich an, daß Du mit furchtbaren Mitteln, mit Tropfen, Salben und Pulvern ein Unheil über die Menschen bringest."

Saint-Croix zitterte heftig.

„Sprich weiter," sagte Exili.

„Du hast uns gezeigt, wie im Verderben das Gute — wie im Tode das Leben vrrborgen liegt, aber Deine Hände beschäftigen sich nur mit dem Ausstreuen der Vernichtung, wie es den Anschein, hat und ich rufe es laut aus: Du hast Gros-René getödtet, Du hast der Königin einen Gifttrank gereicht — Du bist eine Geißel. Und wenn der dort Dein Genosse ist, so muß ihn der lichte Geist Luna's und die Macht Saturn's vor der verderblichen Gewalt Deiner Berührung wahren, sonst ist er verloren."

Exili schoß einen wüthenden Blick auf den kleinen Adepten.

„Wo ist das Leben, welches Deine Mittel erweckten, wiedergaben, — die Kraft des Guten, welche Du zu zeigen versprochen?" rief der Meister.

„Ihr begrift sie doch nicht," höhnte Exili.

„Seele, Geist — abstreifen den verderbten, irdischen Leib! das ist der Grundsatz Jakob Rose's, den wir als Meister verehren," rief der schwärmerische Meister.

„Possen," höhnte Exili.

„Gericht über ihn!" tönten einige Stimmen, Gericht!"

Huet kauerte ängstlich im Winkel.

„Gemach, Ihr Leute," schrie Exili, „ich bin Euch Allen gewachsen. Reizt mich nicht. Gaudin, her zu mir, bei dem Geiste dessen, der durch unsre Kunst vernichtet ward!"

Saint-Croix gehorchte zitternd.

„Seht Ihr — hört Ihr?" rief der kleine Adept, „er bekennt es selbst. Er hat vernichtet. Auf ihn!"

„Bindet ihn! zu Boden! tödtet den italischen Scorpion!" brüllte die Masse wild durcheinander, und im Halblichte der matten Kerzen blitzten die Klingen von Degen und Stilets. Exili sprang einen Schritt zurück. Er stieß mit großer Kraft die Steintafel um, daß Retorten, Kohlen, Tigel und Zangen auf dem Boden umherrollten und barsten,

dann sich hinter dieses Chaos flüchtend, zog er ein Dolchmesser.

„Keinen Schritt weiter!“ rief er. „Ich sehe, meine Feinde sind hier, wo ich Schutz zu finden hoffte, nicht draußen. Ihr Herren! beweiset mir, dem auf Befehl des Königs Freigelassenen, meine Schuld — ha! ha! ha! Euer Zeugniß? Ein Wort von mir, und die Polizei des Herrn von la Reynie wird Euch das Handwerk legen. Wir wollen abwarten, wer von uns zuerst das Feld räumen wird, die Schüler Jakob Rose's oder ich, der Arzt, dem die Kräfte der Natur zu Gebote stehen.“

„Er darf dieses Gemach nicht lebendig verlassen, wenn wir ferner noch sicher sein wollen. Tödtet ihn, seine schwarze Stunde ist gekommen,“ sagte dumpf der Meister.

„Tödtet ihn,“ riefen die Brüder.

Gaudin zog seinen Dolch und trat neben Exili.

„Kämpfen wir,“ rief der Italiener. „Hätte ich meine Dunstbüchse bei mir, Ihr läget Alle am Boden.“

Ein wüthender Schrei unterbrach ihn. Die Anwesenden stürzten von allen Seiten auf Exili und Saint-Croix zu, welche sich mit Stühlen und ihren Dolchen der Angreifer erwehrten. Huet rief mit flehender Stimme um Gnade, aber der Meister antwortete mit dem durch den Tumult dringenden Rufe:

„Tödtet sie!“

Schon blutete Saint-Croix aus einer Handwunde, als sich mit einem Schlage die Scene änderte.

Der Leser wird sogleich erfahren, wodurch diese Veränderung herbeigeführt wurde, nur müssen wir ihn bitten, einige Stunden zurückzugehen. Er folge uns in die alten Gassen von Paris, welche sich rechts und links von der Straße La Harpe hinzogen. Einer dieser dunklen, engen Stadttheile war die bereits einige Male erwähnte Gasse

Serpente, deren Eckhaus durch den Keller mit den unterirdischen Gängen oder Steinbrüchen in Verbindung stand. Dieses Eckhaus war sehr alt und sehr still. Da sein Erdgeschoß in unserer Erzählung der Schauplatz einer wichtigen Begebenheit ist, so beschreiben wir die oberen Wohnräume zuerst und lassen die Schilderung des interessantesten Theiles bis zuletzt. Im zweiten, obersten Stocke wohnte ein Steinschleifer, von dem man Nichts hörte als die feinen, zischenden Drehungen seiner Triebräder, man sah ihn selten. Im ersten Stocke hatte sich der Eigenthümer des Hauses, ein alter Arzt, seine Wohnung eingerichtet. Der ganze Umgang desselben, dieses grämlichen Herrn, waren eine große Anzahl ausgestopfter Thiere: Säugethiere, Vögel, Fische und Amphibien, welche in langen, stummen Reihen an den Wänden aufgestellt, alle Zimmer der geräumigen Wohnung füllten. Das Erdgeschoß theilten sich zwei Miether: ein zerschossener Invalide, ehemals Colonel im Heere, den die Schlacht von Rocroi um seinen linken Arm gebracht hatte, und ein junger, fleißiger, stiller Rechtsgelehrter. Dieser blieb oft Tagelang aus dem Hause, denn er war beim Gerichtshofe des Châtelet angestellt und häufig genug sah man spät des Nachts die Lampe im Studirzimmer des jungen Mannes flimmern, der nämlich kein anderer war, als der junge René Damarre. Als René eines Tages dem alten Huet mittheilte, wo er seine Wohnung aufgeschlagen habe, fiel dem jungen Rechtsgelehrten unwillkürlich die verblüffte, staunende Miene auf, welche der Laborant zur Schau trug, und der eigenthümliche Ton, in welchem er fragte:

„Was? Sie wohnen in dem Eckhause der Straße Serpente?" Worauf René lachend erwiderte:

„Ja doch. Ist es denn ein Wunder, daß ein Doctor der Rechte in der Straße Serpente wohnt?"

An jenem Abende, wo Huet mit Saint-Croix seine

unterirdische Wanderung antrat, befanden sich in dem Studirzimmer René's zwei Personen: der junge Herzog und ein Mann, in dem Lebensalter von achtundzwanzig bis neunundzwanzig Jahren stehend. Dieser Mann zeigte eine der schönsten Persönlichkeiten, welche überhaupt nur gedacht werden können. Schlank, kräftig, im vollkommensten Ebenmaaße gebaut, verriethen der muskulöse Nacken, die Finger, welche gleich Stahlhämmern zuweilen auf die Platte eines Tisches niederfielen, wenn der Mann mit ihnen trommelte, eine außergewöhnlich große Körperkraft. Das Gesicht dieses schönen Herrn hätte jedem Cavaliere der höchsten und ältesten Familien als Empfehlungsbrief dienen können, so fein, so kühn und zugleich so liebenswürdig waren diese sprechenden, geistvollen Züge.

Und wer war der herrliche, kraftvolle Mann? wem gehörten die aristokratische Nase, die feinen Lippen, die verführerisch blickenden Augen an? Keineswegs einem Sprößling aus altem Stamme — nein. Der blendende junge Cavalier war: Franz Desgrais, Gefreiter der Maréchaussée, Mitglied der Polizei des Präsidenten de la Reynie. Wie kam er zu René? Ganz einfach durch die schlimmen Zeiten, welche in Paris einen Kampf der Strolche gegen die rechtlichen Bürger bewirkten und deren Umwandlung die Polizei sich äußerst angelegen sein ließ, denn fast täglich kamen neue Anfälle zur Kenntniß des Tribunals. Ein Mord in der Vorstadt St. Victor, dem die Beraubung gefolgt war, hatte den Mann des Gerichtes mit dem Polizeibeamten zusammengeführt. Desgrais brachte dem jungen Richter einige Nachrichten über den Verbleib des Mörders, den das Châtelet verfolgen ließ.

„Ja, sehen Sie, Herr Doctor," fuhr der Gefreite in seiner Unterhaltung fort, „so wittert man die Bursche aus. Ich bin auf der Fährte. Eine Menge Anzeichen bieten sich

mir dar und meine Ahnung trügt mich selten; denn die Spitzbuben und Mörder haben ihren Cursus, ihre Methode, ihr System durchgearbeitet so gut wie Sie und ich. Man erkennt die Leute an der Arbeit. Wir hatten einen Schuften, der „Debardeur“ genannt, der warf die Leichen der Gemordeten nirgend anderswohin, als zwischen die Pfähle der Aufdämmungen an den Häfen der Seine. Da war Toinon Leprêtre; dieser tüchtige Kerl — in seiner Art natürlich, Herr Doctor — in seiner Art — erdrosselte seine Opfer in ganz eigenthümlicher Weise, denn er legte den Strick mit höllischer Geschicklichkeit — etwa so.“ Desgrais ergriff ein Tuch, welches in seiner Nähe lag, und drehte eine Schlinge. „Wieder ein Anderer,“ fuhr er fort, das Tuch von sich werfend, „Namens Jean Crosier, aus der Auvergne gebürtig, machte stets vor jedem Einbruche ein Kreuz in die rechte Ecke der Thüre, die er aufsperrte. Wenn er Hindernisse fand, so beseitigte er sie, das heißt die Menschen, durch einen Schnitt in die Gurgel, aber genau hier — von links nach rechts, die Schnitte waren alle gleich lang, gleich tief, gleich breit und so oft ich eine solche in Blut schwimmende Leiche vor mir sah, gleich rief ich: Ha! ha! hier hat Jean wieder gearbeitet! kein Anderer verstand so zu schneiden. Man lernt dadurch die Männer des schwarzen Gewerbes kennen, ihre Fertigkeiten verrathen sie und liefern sie in unsere Hände. Den Crosier fing ich selbst. Ich hatte mich als Matrose verkappt und da ich meine Stimme wohl verstellen auch allerlei Gesichter annehmen kann, meldete ich mich bei ihm als Freund seines Bruders, der auf Sr. Majestät Marine diente. Es war schwer bis in den Schlupfwinkel Crosier's zu gelangen und ich mußte mit einigen vierzig Mördern Brüderschaft trinken, ehe ich für redlich gehalten wurde. Endlich kam ich an ihn und als er seinen berühmten Schnitt an mir machen wollte, renkte ich ihm

den Arm aus und hielt ihn eine Viertelstunde lang bei der Gurgel gepackt, bis meine Häscher herbeikamen."

Der Gefreite öffnete und schloß seine kraftvolle Rechte gleich einer Stahlzange und schlürfte aus einem Glase, welches vor ihm stand. René ward ein wenig unheimlich zu Muthe. Obwohl durch seine Stellung mit den Nachtseiten der Gesellschaft täglich vertrauter werdend, mußte die Anwesenheit des Häschers ihm dennoch eine Art von Widerwillen einflößen. Desgrais hatte sich aber dem jungen Herzoge als gebildeter Beamter gezeigt. Seine Kenntnisse waren für jene Zeit nicht unbedeutend, und als er, wie schon oft, heute wieder seine Thaten auf dem Felde der Criminalpolizei rühmte, konnte René nicht umhin zu sagen:

„Verzeihen Sie mir, Herr Desgrais, eine Frage: Sind Sie stets so gewaltig für das Polizeihandwerk eingenommen gewesen, oder haben Umstände Sie in diesen Beruf hineingedrängt? Ein Mann Ihrer Bildung, der äußerlichen sowohl als der geistigen, hätte doch sicherlich Anwartschaft auf anderen Umgang als den — Sie verzeihen — mit Räubern und Mördern."

„Sie urtheilen nicht ganz unbefangen, Herr Doctor, sagte Desgrais. „Ich will es nicht läugnen, daß ich ursprünglich für das Studium der Medizin bestimmt, mich nach einigen tollen Streichen, die mein Verbleiben in dem Collegium unmöglich machten, unter die Diener der Gerechtigkeit bringen ließ. Man wird erst Schreiber — dann Secretair, bis man endlich im Handwerke sich befindet. Ich entdeckte bald, daß ich Talent für den Beruf besaß. Eine scharfe Beobachtungsgabe, die Fertigkeit, mich in alle Lagen hineinfinden, jede Gestalt annehmen zu können, dabei eine große Körperkraft, welche der Gefahr weit leichteren Herzens entgegengehen läßt — dies Alles befähigt mich zur Ausübung meines Amtes. Ich habe, das kann ich gar nicht

läugnen, mein Handwerk lieb gewonnen. Oh — welch' interessante Dinge weiß ich, wie oft gehe ich an Diesem oder Jenem vorüber, der mich nicht kennen will, den ich ich aber sehr genau kenne. Ein Beichtvater, Herr Doctor. Was sind seine Geheimnisse im Vergleich zu denen, welche ein Gefreiter der Maréchaussée und des Polizeigerichts von Paris in seinem Busen verschließt?"

Desgrais schlürfte wieder einen Schluck Wein.

„Die Natur," fuhr er fort, „scheint mich für diesen Beruf übrigens besonders begabt zu haben. Nicht allein meine Wandlungsfähigkeit, auch scharfe Augen, Ohren, Nase, Gefühl hat sie mir verliehen."

Er stand auf und falzte seine Papiere zusammen. René betrachtete den seltsamen Mann mit Blicken, wie man sie einem Krokodile oder einer schönen Schlange in den Käfigen der Menagerien zusendet.

„Ich sage Ihnen gute Nacht, Herr Doctor," versetzte Desgrais. „Morgen werden wir weiter in unserer Sache verhandeln."

„Herr Desgrais," ich hoffe von Ihnen zu lernen, was ich für meine Stellung brauche," sagte René.

„Sie können schon Einiges profitiren, Herr Doctor, und ich bin keiner von den Schlimmsten. Aber was der Mensch ist, soll er ganz sein, daher bin ich Criminal-Gefreiter mit Leib und Seele. Gute Nacht."

Er wendete sich der Thüre zu. Plötzlich machte er Halt, seine Augen vergrößerten sich, seinen Hals reckte er und neigte den Kopf ein wenig zur Seite. René verstand diese Wandlung nicht zu deuten.

„Was ist? — —" fragte er.

„St!" flüsterte Desgrais. „Hören Sie Nichts?"

„Und was denn?"

„Hören Sie wirklich Nichts?"

„Wo? was?“

„Hier. Hinter der Wand Ihres Zimmers. Es sind dumpfe, verschiedenartige Stimmen.“

Er warf Hut und Papiere bei Seite, trat schnell an die Wand und legte sein Ohr dagegen.

„Sie täuschen sich, Herr Desgrais,“ sagte René. „Was sollen hinter der Wand für Stimmen sein?“

„Ich täusche mich nicht. Glauben Sie mir, mein Ohr ist geübt, ich kann auf Hunderte von Schritten entfernt, außergewöhnliches Geräusch unterscheiden — ja —“ lispelte er, „horch! es sind Stimmen! die Töne gleichen dem Summen eines Bienenstockes — da — jetzt schreit eine Stimme lauter! Herr Doctor, hier geht etwas Besonderes vor. Es scheint ein Streit — ein heftiger Wortwechsel stattzufinden in der Verborgenheit jener Mauern. Wer wohnt hinter Ihren Zimmern?“

„Niemand. Es sind in den beiden Seitenflügeln des Hinterhauses Waarenlager — Leder, Farbehölzer und dergleichen, so viel ich weiß.“

„So viel Sie wissen — ja. Aber Sie wissen nicht Alles, gerade die Waarenlager sind verdächtig. Kommen Sie näher! horchen Sie!“

René legte sein Ohr an die Wand. War es Zufall oder spielte die Phantasie ihm ihre Gaukeleien vor? — der junge Herzog glaubte das Gemurmel von vielen Stimmen zu vernehmen.

„Das habe ich nie gehört,“ flüsterte er.

„Weil Sie nie darauf achteten —“ sagte Desgrais. „Da jetzt — oho — man schreit laut. Das war ein Schrei nach Hülfe.“

Beide Horcher strengten ihr Gehör an und vernahmen immer deutlicher das Gesumme, jetzt schien es näher zu kommen, dann entfernte es sich wieder und plötzlich über-

tönte die Stimmen ein dumpfer Krach, gleichsam als werde ein schwerer Gegenstand auf den Boden geworfen. Desgrais trat hastig zurück.

„Hier gehen absonderliche Dinge vor," rief er, „ich muß dabei sein."

Die Begeisterung seines Handwerkes schien den Gefreiten zu durchflammen, seine Augen leuchteten, sein herkulischer Nacken zitterte und die Muskeln zuckten heftig. Schnell trat er an den Tisch und zog aus der Tasche seines langschößigen Wammses ein Paar trefflich gearbeitete Sackpistolen, mit neuerfundenen Schlössern versehen.

„Gestatten Sie mir einen Augenblick," sagte er, die Schlösser untersuchend. „Ah! frisches Pulver muß auf die Pfanne! Es ist, wie Sie sehen, die neueste Erfindung. So —" er schüttete aus einem kleinen Horne Pulver auf, stülpte sich den Hut auf den Kopf und sagte:

„Ich gehe."

„Sie wollten — —"

„Sehen, woher die Stimmen kommen."

„Warten Sie, Herr Desgrais. Ich gehe mit Ihnen," rief René, den eine unerklärliche Begier ergriff dem Gefreiten zu folgen.

„Das ist recht — gut so —" sagte Desgrais. „Aber eilen Sie."

Im Nu hatte René sich mit Mantel, Hut und Degen versehen, und Beide verließen die Wohnung.

„Es muß hier hinten sein," flüsterte Desgrais, in den finsteren Hofraum des Hauses tretend. „Wo aber gelangen wir zu dem eigentlichen Orte?"

Der tiefe Schatten des Vorbaues, welcher die Hofthüre überragte, barg die Lauschenden vollständig, und als Desgrais seine Untersuchungen beginnen wollte, bemerkte er

plötzlich ein röthliches Licht, dessen Schein aus einem der halbbogenförmigen Kellerfenster zu kommen schien.

„Halt,“ flüsterte er, René beim Arme fassend. Das Licht war schon näher, es brannte in einer Laterne, diese Laterne hielt ein Mann, der sich eilig aus dem Kellerfenster in den Hof schwang und mit großen Schritten, dicht bei den Spähenden vorüber, in das Haus eilte.

„Es war Herr de Hesme, mein Hauswirth,“ flüsterte René.

„Desto besser,“ sagte Desgrais, „so wissen wir, an wen wir uns zu halten haben. Jetzt glaube ich den Weg zu kennen. Kommen Sie,“ und ohne sich länger zu besinnen, kroch der Gefreite in das Kellerfenster, ließ sich hinab, fühlte bald den feuchten Boden unter sich und half René durch den engen Eingang.

„Nun wollen wir suchen. Aber hören wir erst.“

Sie standen still und lauschten.

„Aha — dort rechts muß es sein. Vorwärts! richtig hier ist die Treppe. Einen Augenblick Geduld, ich muß erst meine Pistolen in Bereitschaft setzen.“

Er nahm in jede Hand eine Waffe.

„Bleiben Sie hinter mir,“ flüsterte er, „ich schieße nur im äußersten Nothfalle. Vorwärts.“

Desgrais stieg die Treppe hinan. Beklommen folgte René, der keinen Zweifel mehr dagegen hegte, daß in dem Hause der Straße Serpente Absonderliches vorgehe. Je höher Beide stiegen, desto deutlicher wurden die Stimmen und den Lauschenden ward es klar, daß dicht in ihrer Nähe irgend eine Gewaltthat verübt werde, denn sie vernahmen deutlich den Lärmen eines Kampfes. Sie waren an das Ende der Treppe gelangt, wo eine schwere Thür ihr Weiterschreiten verhinderte.

Wir kehren jetzt zu der bewegten Scene zurück, welche

im Dunkel der Mauern des Laboratoriums sich abspielte. Exili und Saint-Croix waren also fast durch die Menge erdrückt, der Lieutenant blutete und der alte Huet rief, keine Gefahr der Entdeckung mehr scheuend, laut um Hülfe. Die Jünger des Collegium Rosianum schienen jedoch ebenso viele blutdürstige Tiger zu sein. Sie hatten Kräfte und Vertheidigung der Angegriffenen fast erschöpft, und nur Exili vermochte Einigen zu widerstehen; eben sollte der letzte Sturm gegen die Bedrohten unternommen werden, als durch den Lärmen und die Verwirrung hindurch ein heftiges Krachen gehört wurde. Fast zu gleicher Zeit stürzte der Wächter aus dem Vorsaale in das Laboratorium und rief:

„Rettet Euch, Ihr Genossen des Bundes! rettet Euch. Die Feinde Jakob's sind da.“

Augenblicklich stob Alles auseinander.

„Finsterniß! Finsterniß!“ schrie der Meister.

„Die Klappen öffnen!“ befahl eine zweite Stimme.

Die Ueberraschten durchliefen den Saal gleich einer Heerde bedrohter Schaafe, die Bedrängten, Exili und Saint-Croix, konnten nicht fassen, woher ihnen Rettung kam, denn schneller, als diese ganze Wandlung zu erzählen ist, erschienen auf der Schwelle des Saales zwei Männer. Saint-Croix und Exili sahen deutlich in den Händen des Einen Pistolen blitzen, der Mann rief mit donnernder Stimme:

„Gebt Euch! Im Namen des Königs nieder mit Euch!“

Dann hörten sie, wie eine andere Stimme rief:

„Zu Boden mit den Häschern!“

Ein Schuß krachte, der Mann mit den Pistolen gab ebenfalls Feuer — aber unmittelbar nach dem Aufblitzen verlöschten mit einem Schlage die spärlichen Lampen des Laboratoriums, undurchdringliche Finsterniß umgab die aufgeregten Gruppen, ein dumpfes, dem Rauschen von Wasser

ähnliches Getöse ließ sich vernehmen, dann begann eine wilde zügellose Jagd. Gleich einer Lawine drängten die Gesellen der nächtlichen Werke auf die Thüre zu; unfähig, diesem Anpralle zu widerstehen, stürzten René und Desgrais zu Boden, über sie hinweg tobte der Schwarm, drängend, stoßend und schiebend. Trotz seiner Riesenkraft vermochte der Gefreite nicht, einen der gespenstischen Flüchtlinge zu ergreifen. Sein Körper ward unter den Fußtritten fast zerstampft, und es gehörten die herkulischen Arme Desgrais' dazu, um den am Boden liegenden René vor sicherem Untergange zu bewahren.

„Eilt — mit mir,“ flüsterte eine Stimme Exili und Saint-Croix zu.

„Huet,“ sagte der Lieutenant.

„Schnell vorwärts.“

Der Alte zog die Erschöpften mit sich fort, sie stürzten in das Dunkel hinein, ihre Füße berührten einen Körper, ein furchtbarer Griff riß dem Italiener fast das Fleisch von den Beinen, nur mit gewaltiger Anstrengung befreite er sich von der stahlharten Faust und eilte Saint-Croix nach, dessen Wammes er festhielt, und der wieder von Huet gezogen wurde. So liefen sie durch den Saal, unterdrücktes Rufen schallte rechts und links neben ihnen, ihre Köpfe stießen gegen die Wände, aber glücklich gelangten sie zur Treppe, mit den Genossen zusammen in den Keller, an das Gitter.

„Jetzt links — jetzt links,“ rief Huet, „wir kommen zum Altare Pluto's.“

Die Geretteten strengten ihre letzten Kräfte an, um in die schutzverheißenden Gänge zu kommen.

„Da sehe ich Licht,“ rief Huet. „Nein — nun verschwindet es. Es war eine Täuschung.“

Sie eilten weiter.

„Halt," schrie plötzlich Saint=Croix, „ich bleibe hier. Ich gehe nicht weiter. Und wenn halb Paris über mich herfällt — es sei drum. Keinen Schritt thue ich."

Er sank am Fuße eines der ungeheuren Pfeiler nieder, welche die Stützen der unterirdischen Gewölbe bildeten, deren Seiten mit zackigem Gesteine, feuchtem Moder und Schwämmen bedeckt waren.

„Ich muß ebenfalls Luft schöpfen," sagte Exili. „Wir sind, wie es scheint, der Gefahr entronnen. Jener Ueberfall der Polizei des Herrn de la Reynie hat uns gerettet."

„Wir haben augenblicklich Nichts zu fürchten," sagte Huet seufzend. „Das Schlimmere wird kommen."

„Aber wer kann die Häscher in das Collegium geführt haben?" fragte Exili.

„Sie müssen durch de Hesme aufmerksam gemacht worden sein, der aus Furcht vor blutigem Ausgange die Brüder verließ."

„Warten wir hier," sagte Exili.

„Sie finden nicht aus diesen Gewölben an das Tageslicht," belehrte Huet. „Warten Sie. Ich kenne den Ort genau. Hier, dicht in der Nähe, ist ein Gebilde, welches man den Altar Pluto's nennt. Von dort aus komme ich leicht durch die Gänge auf den Hauptweg, der zu meiner Wohnung führt. Ich hole schnell Licht und geleite Sie dann heim."

„Recht so," sagte Exili. „Wir werden warten. Eilen Sie!"

Der Laborant huschte in das Gewirre der Steinbrüche. Saint=Croix und Exili blieben am Fuße des Pfeilers allein.

„Wir treffen stets in seltsamer Weise zusammen," begann der Italiener nach einer Pause.

„Ihr habt Recht. Es ist ein Verhängniß, welches mich in Eure Hände führt."

„Ihr meint demnach, ich sei Euer Dämon? Ihr wolltet oder möchtet mir gern entrinnen? Nein, Gaudin, Ihr werdet es nicht mehr. Zu viel wißt Ihr von meinen Geheimnissen, ich entlasse meine Schüler nicht ohne großes Lösegeld, und so frage ich Dich, Gaudin von Saint-Croix: Wo ist die Erfüllung Deines Versprechens geblieben? Hast Du mir nicht im Thurmzimmer der Bastille gelobt: Die Waffen, welche ich Dir verliehen, zuerst gegen den Mann zu führen, der mir in dieser Stadt, in diesem Leben am gefährlichsten werden kann? Wo ist der todte Saint-Laurent?"

Gaudin richtete sich in der Dunkelheit auf und tastete nach dem Italiener.

„Ich versprach es," sagte er, „aber andere, mächtige Gewalten hinderten mich daran. Ich wollte sicher gehen, bevor ich den hochgestellten Mann antastete."

„Ich weiß Alles," sagte Exili. „Du hast Deine Zeit mit Spielereien, mit Experimenten an einigen halbverendeten Kranken des Hôtel-Dieu vergeudet, Du strebst danach, jenes gewaltige Mittel zu finden, dessen der Meister bedarf, um sich allmächtig zu machen. Noch ist mir aber allein die Gewalt verliehen, und ich will sie nützen. Meine Fäden reichen weit, ich bin es, der sie an die Hohen knüpft, und wie ich frei aus den Grüften der Bastille hervorging, werde ich von keiner Hand mehr angetastet. Du bist in meinen Banden; was hindert mich daran, zu beweisen: daß jene Opfer durch Gift aus dem Wege geräumt wurden? Glaubst Du, man werde mich vor das Châtelet schleppen, mich, den berühmten Arzt, der ein ungeheures Verbrechen enthüllt? Wer gab den Kranken jene Droguen und Tropfen? Du und ein gefährliches Weib, deren Vater auf unerklärliche Weise starb. Die Grüfte der Kirche St. Roche, in denen die Gebeine Aubray's modern, schließen sich nicht fest genug, um meine Künste aufzuhalten. Aus dem Körper

Aubray's, aus dem Gerippe — ziehe ich die Gifte heraus und beweise den Mord, denn ich habe Dir weislich nicht jenes feinste Mittel anvertraut, welches ohne Spuren zu hinterlassen, sein Opfer zu Boden wirft. Habe ich Dich gelehrt, Gifte machen? Wer beweist das? Glaubst Du, es brauche vieler Thatsachen, um Dich und die Marquise zu vernichten?"

Saint-Croix zitterte vor Scham, sich gefangen zu sehen. „Ja — ja —" rief er mit heiserer Stimme, „Du bist der Teufel, Exili, und die Warnung des alten Corporals im Lager von Sanct Gotthardt ist eingetroffen. Alles erfüllt sich — Alles."

„Gewiß," entgegnete Exili mit festem Tone, „Alles erfüllt sich. Sträube Dich daher nicht länger gegen die Gewalt höherer Mächte; vollende die Arbeit, welche ich Dir auftrug. Du mußt Saint-Laurent vernichten, Du kannst leichter an ihn kommen als ich — ein Mittagessen bei Penautier, der auf seinen Tod lauert, ein Tropfen in die Suppe — hui! Gute Nacht, Herr von Saint-Laurent. Ist er hinüber, sind wir alle frei, und zum Lohne dafür lehre ich Dich das letzte, große Geheimniß kennen. Wann willst Du das Werk vollbringen?"

„Morgen — übermorgen, wann Du befiehlst," keuchte Saint-Croix, „es sei denn, daß der Ueberfall von heute nicht Alles vereitelt."

„Laß das meine Sorge sein. Du wirst also Saint-Laurent tödten?"

„Ja."

In diesem Augenblicke erhellte der scharfe Glanz einer Blendlaterne plötzlich die Umgegend des Pfeilers, bei welchem die beiden Verbündeten sich niedergelassen hatten, die Gestalten zweier Männer wurden sichtbar.

„Teufel, man hat uns belauscht," brüllte Exili und

wollte sich schleunigst in das Dunkel des nächsten Ganges werfen.

„Halten Sie ein, Giftdoctor," rief eine dumpfe Stimme, „oder ich zerschmettere Ihnen die langen Spinnenbeine."

Exili blieb stehen.

„Gefangen!" sagte die Stimme. „Gefangen im eigenen Netze. Ich und mein Freund, wir haben Alles gehört."

Die Männer kamen näher, das Licht spielte auf den Gesichtern der Ueberraschten, und bei seinem Glanze erkannte Saint=Croix staunend Morel.

„Ihr seid es?" rief der Lieutenant.

„Ja. Ich habe mir einen Freund mit gebracht," sagte Morel grinsend.

„Welch' eine Sippschaft treibt sich hier umher?" rief Exili. „Was wollen diese Bursche?" Sind es Häscher?"

„Nein, mein Herr," erwiderte der Träger der Blend=laterne, „es sind Banditen, wie Sie."

Exili fuhr wüthend auf.

„Ruhe," sagte der Fremde, „ich will Ihnen zeigen, wer ich bin: Morel beleuchte mich."

Er gab Morel die Laterne, dieser ließ einen Strahl auf das Gesicht seines Kameraden fallen.

„Kennen Sie mich nicht, Herr von Saint=Croix?" fragte der Mann.

Gaudin trat einen Schritt näher.

„Ja — es ist mir so, als — richtig," rief er, „Sie sind es, der mir schon ein Mal gegenüber stand. Brachten Sie mir nicht an jenem Tage die aufgekauften Schuld=briefe? wollten Sie mich nicht aus Paris entfernen und als Preis meiner Entfernung meine Schuldzahlungen über=nehmen?"

„Ich war es, mein Herr. Es wäre besser gewesen, Sie hätten meinen Vorschlag angenommen."

„Und wie kommen Sie in Morel's Gesellschaft? Hat der Schurke mich verrathen?"

„Wir wollten den Weg kennen lernen, den die Jünger des Collegium Rosianum einschlagen, wenn sie an ihre geheimnißvollen Arbeiten gehen und sind Ihnen gefolgt. Ich bedaure nicht mehr das schlimme Ende, welches jene Versammlung genommen zu haben scheint, denn es hat uns die Bekanntschaft erneuern lassen, welche ich schon lange vermißte."

„Wie mir scheint," sagte Exili jetzt, „sind Sie, mein Herr, weder ein Häscher, noch ein Adept — —"

„Ich bin ein Bandit," lachte der Mann wild. „Ich heiße Lachaussée — wollen Sie mich anzeigen?"

„Ich werde mir's überlegen."

„Nicht zu lange, Herr Doctor, denn der Sieur von Saint-Laurent möchte Ihnen das Handwerk legen."

Exili's Augen blitzten Strahlen des Hasses und der Wuth.

„Sie sind — ein Werkzeug des Herrn von Saint-Laurent?"

„Nein. Ich bin sein Todfeind."

„Ah!"

„Herr Doctor," sagte Lachaussée näher tretend, „Sie müssen mir gehorchen — St! — zucken Sie nicht wüthend auf — Sie *müssen*. Ich könnte Sie sonst verderben, daher sage ich Ihnen Eines: Der Sieur von Saint-Laurent, dessen Tod Sie soeben mit Ihrem Schüler besprachen, wird, muß fallen, aber nicht durch Gaudin von Saint-Croix, ich verbiete es."

„Ha! ha!" lachte Exili. „Und wer will ihn, wer soll ihn in die Ewigkeit spediren."

„Ich muß ihn tödten."

Gaudin und der Doctor fuhren zurück.

„Sie?" riefen Beide. „Und welche Gründe haben Sie — —"

„Gleichgültig. Ich schwöre Ihnen," sagte Lachaussée, „daß mein Haß gerechter ist, als der Ihrige, daß ich gewichtigere Gründe habe, den Mann zu vernichten, als Sie, mein Herr. Sie müssen ihn mir überlassen."

„Auf diese Weise sind wir zu neuen Bundesgenossen gelangt," sagte Exili.

„So ist es," entgegnete Lachaussée. „Morel, Exili, Saint-Croix, Lachaussée und die Marquise von Brinvilliers, ein seltsames Gemisch von Leuten."

„Die Hydra — die Hydra," rief der Italiener mit dämonischem Gelächter. „Ha — ha — Sie glaubten einen Kopf abgeschlagen zu haben, aber das Ungeheuer ergänzt seine zerhauenen Schädel. Wir nehmen Sie als Bundesgenossen an, Herr Lachaussée."

„Topp!" rief der Bandit, „und Sie werden mir Ihre Tropfen anvertrauen?"

„Nein," rief Saint-Croix, „gebt Sie ihm nicht. Wir spielen um Kopf und Freiheit. Wer ist dieser Mann? Morel — Schurke, beichte sogleich. Wie können wir dem Fremdlinge trauen —? Ich dulde es nicht. Ich will mein Wort lösen, ich will Saint-Laurent auf mich nehmen. Hin zu ihm, die Fluth geht schon hoch genug, mag sie mich tragen oder verschlingen."

Einige Secunden lang herrschte in dem dunklen Gewölbe tiefe Stille, dann ging Lachaussée auf den Lieutenant zu und faßte dessen Rechte. Das Gesicht des Banditen hatte seinen Ausdruck vollständig verändert, er blickte mild, fast wehmüthig.

„Herr von Saint-Croix," sagte er, „Sie sind den dunklen Gewalten verfallen, ringen Sie, so viel Sie wollen, aus diesen Strudeln arbeitet sich kein Schwimmer wieder

empor. Sie haben mich schon ein Mal gesehen — haben Sie nie darüber nachgedacht, weshalb ich Ihnen näher trat?"

„Ja — Sie haben Recht. Welch' Interesse können Sie an mir nehmen? Wären Sie es, den Morel meinte? der meine Mutter kennen soll?"

„Forschen Sie nicht weiter. Es soll Ihnen einst klar werden und so fügen Sie sich, wenn ich Ihnen zurufe: Den Sieur von Saint-Laurent kann Jeder tödten, nur nicht Gaudin von Saint-Croix. Sie müssen von dem Manne lassen, Sie sind, wie ich sagte: den dunklen Gewalten verfallen — aber Ihre Dämonen mögen Sie nach Saint-Laurent die befleckte Hand ausstrecken heißen — gut! ich stoße sie zurück. Jener Mann gehört mir, und Sie dürfen nie daran denken, ihm die tödtlichen Tropfen zu reichen; wenn Sie es wagen, Herr von Saint-Croix, liefere ich Sie Alle auf das Schaffot, und ich werde der fünfte sein, dessen Haupt unter dem Beile des Henkers fällt."

Der Ton, in welchem Lachaussée diese Rede sprach, war so eindringlich und bestimmt, daß Exili und sein Genosse keine Entgegnung wagten.

„Genug," rief der Italiener, „wenn wir nur frei werden durch Lachaussée. Dieser Saint-Laurent ist ein angeschossenes Wild, ringsum sind seine Jäger, er kann nicht mehr entrinnen."

„Morgen werde ich Sie aufsuchen, Herr Doctor," sagte Lachaussée, seine Laterne bergend. „Wir müssen uns trennen, denn ich sehe dort unten ein Licht heran kommen. Es wird Huet sein."

Er schlug leise auf Saint-Croix's Schulter.

„Gute Nacht," sagte er.

„Bei Glaser werden Sie mich erfragen," rief Exili.

„Ich weiß es bereits," antwortete Lachaussée aus dem Dunkel.

Man hörte, wie er sich mit Morel entfernte.

„Wir hätten den Kerl erdrosseln sollen," flüsterte Exili, „denn es ist ein Wagestück, sich mit dem Fremden einzulassen."

„Wir können nicht mehr heraus aus dem Netze," erwiderte Saint-Croix mit dumpfer Stimme. „Immer mehr Verderben, immer mehr Blut. Oh — es ist mir schon an der Wiege gesungen worden."

„Baut auf mich," sagte Exili. „Ich sprenge sie Alle in die Luft. Laßt ihm den Saint-Laurent; er scheint bei dem Banditen hoch an der Kreide zu stehen. Wenn Einer gemordet ist, tödte ich den Ueberlebenden — Allen gebieten wir: Leben und Tod ist in unsern Händen, Gaudin, wir sind die Meister."

Saint-Croix lehnte sich an den Pfeiler und seufzte: „Maria."

Das Licht kam näher. Lachaussée hatte sich nicht getäuscht. Es war Huet, der hastig und doch sehr vorsichtig durch die Windungen der Gänge schlüpfte.

„Da sind Sie ja," keuchte er, „wir müssen oben hinauf. Ich fürchte, die Gegend hier herum wird durchsucht, und wir sind nicht sicher vor den Leuten der Marechaussée. Sie bezahlen gewöhnlich einige Strolche, welche hier in den Brüchen Bescheid wissen. Folgen Sie mir."

Die drei Männer stiegen einige der Felsstufen hinab und waren bald in den Gewölben der Steinbrüche; sie sprachen nicht, ihre Bewegungen waren weder sichtbar, noch würde ein Verfolger sie gehört haben; die Gestalten barg das Dunkel und jeden Laut übertönte das Rieseln des Wassers, das hier besonders stark von den Gewölben niedertropfte, denn neben diesem Theile der Steinbrüche floß die Seine hin. Nur das Licht der Laterne tanzte wie ein Irrwisch vor ihnen her.

Das Verhängniß des Herrn Saint-Laurent.

Im Cabinete des Königs war es still geworden. Noch vor wenig Augenblicken hatte hier eine laute, fast stürmische Unterhaltung stattgefunden. Diese Unterhaltung war geführt worden von Männern, deren Namen die Geschichte mit großen Zügen in ihr Buch verzeichnet hat: Colbert, Louvois, Turenne, Vauban und Condé, der kleineren Minister und Räthe nicht zu gedenken, hatten hier ihre Gedanken ausgetauscht und dem Könige den Plan zu dem Feldzuge gegen Flandern entworfen. Eigentlich war dieser Feldzug nur eine persönliche Belustigung, welche Louvois dem Könige verschaffen wollte. Ludwig hatte große Kriege bis dahin noch nicht unternommen. Seinem aufsteigenden Ruhme fehlte die Palme des Siegers in dem Kranze, der sich bereits um das Haupt des Halbgottes legte. Nach einigem Hin- und Herdenken — denn ein vernünftiger Grund zu dem Kriege gegen Flandern konnte nicht recht gefunden werden — hatte Louvois ausfindig gemacht, daß Maria Theresia, die Gattin Ludwigs, eine Tochter Philipps IV. aus erster Ehe, ein Erbschaftsrecht auf Flandern habe, weil Carl II., als Kind der späteren Heirath, von jener Erbfolge ausgeschlossen werden konnte. Allerdings gründete sich dies Recht der Königin nur auf einen Brauch der Niederländer, nach welchem, gleichviel ob Mann oder Weib, dem Kinde erster Ehe der Vorzug gegeben und ihm der Thron eingeräumt wurde. Spaniens Staatsgesetze, denen Flandern noch unterworfen war, wußten nun freilich von dergleichen Bedingungen Nichts, aber Ludwig hatte, um ganz sicher zu gehen, nicht nur eine Versammlung von Juristen, sondern auch von Theologen berufen, diesen den Fall zur Entscheidung vorgelegt und v den theologischen

Theile der Versammlung den Bescheid erhalten: daß des Königs von Frankreich Recht an den Besitz der flandrischen Provinzen so klar und lauter, so unläugbar sei, wie das Licht der Sonne, welchen Ausspruch die Theologen in Madrid so übel aufnahmen, daß sie vom Papste die Excommunication ihrer französischen Amtsbrüder verlangten. Dessenungeachtet begann Ludwig die Vorbereitungen zum Kriege. Einer war in dem Rathe des Königs, der sich heftig gegen dieses Unternehmen sträubte. Dieser Eine war Colbert. Allein die ruhmsüchtigen Minister und Generale überstimmten den Finanzmann des Königreiches, und nach heftigem Kampfe mußte der Schüler Mazarin's nachgeben. — Der König blieb aber einigermaßen verstimmt, als jener Conseil vorüber war, denn hatte er auch seinen Willen durchgesetzt, so war es ihm doch nur nach Bewältigung verschiedener Hindernisse gelungen, und er liebte keine Hemmungen. — Außerdem kam noch Etwas hinzu, was den König besonders mißmuthig machte. Ludwig XIV. hatte kein Geld. —

Das erscheint vielleicht recht wunderbar, aber es war wirklich der Fall. Der König konnte über Milliarden gebieten, um den Krieg zu führen, allein in seiner Privatchatoulle sah es sehr kläglich aus; die Summen für Versailles und die glänzenden Feste hatten die Geduld Colbert's sehr erschöpft, und damals gab der König noch Etwas auf die Ansichten seines großen Finanz-Ministers. Colbert war ihm schon unbequem, aber schließlich mußte er doch Geld schaffen, und da dieses Geld bereits überall seine Verwendung hatte, da sich die Geldquellen nur für genau bestimmte Ausgaben öffneten, durfte Ludwig keinen anderweitigen Gebrauch davon machen. Nun hatte aber, wie gesagt, der König Taschengeld recht dringend nöthig, denn er besaß wenig Goldstücke, weil der Kauf oder vielmehr die Ablösung des großen Krongutes Vaujour ihm neuerdings beträcht-

liche Summen gekostet hatte. Dieses Gut war der La Vallière als Zeichen der Liebe vom Könige übergeben worden, damit die betrogene Geliebte den Auftritt in Versailles, den Ludwig ihr als Vision ausmalte, vergessen sollte. Ein so großes, königliches Geschenk erregte das Staunen Aller, und die La Vallière feierte einige Tage lang wieder Triumphe; was eigentlich hinter diesem kläglichen Schauspiel zu suchen war, das wußte die Montespan am Besten. Für den König entstand aber zunächst die Geldverlegenheit daraus, und da er vor wenig Stunden mit Mühe, unter Beistand aller Kriegslustigen den Widerstand des Finanz-Ministers gegen eine Invasion Flanderns besiegt hatte, schämte er sich, auf's Neue mit einer Bitte um Geld vor Colbert zu erscheinen. Was war zu thun? Der König wollte sich nicht Lauzun anvertrauen, diese Vertraulichkeiten kosteten ihm später mehr, als er Zinsen zahlen mußte. Er sah die ganze Liste seiner Freunde durch, er wollte viel Geld haben, der König von Frankreich war ein sicherer Mann, und Colbert mußte schließlich gehorchen; wenn Ludwig also einen Darleiher fand, so konnte er bald seine Privatkassen füllen, denn bei dem Ausbruche des Krieges brauchte er Geld. Der König ärgerte sich daher an jenem Tage recht sehr, daß er ein Sclave des Herrn Colbert war und nahm sich vor, diesen Mann der Finanz-Ministerstelle zu entheben, sobald die Geldangelegenheit des Staates genügend geordnet sein würde, wozu freilich Herr Colbert höchst nöthig war.

Endlich blieben die Augen des Königs auf einem Namen haften, der in der Liste seiner Vertrauten noch obenein dick unterstrichen war.

„Ja, ja," flüsterte Ludwig, „der kann es leicht machen. Ich muß mir diesen alten Freund des Hauses kommen lassen."

Darauf war Bontems ausgesendet worden, und nach

Verlauf einiger Stunden erschien er wieder und meldete den Sieur von Saint-Laurent. Der König ging seinem Helfer entgegen.

„Ich grüße Sie herzlichst, mein lieber Saint-Laurent," sagte er. „Ich fürchtete, Sie würden Paris schon verlassen haben."

„Ohne von Ew. Majestät Abschied zu nehmen?" entgegnete Saint-Laurent, „nein, das wäre ich nicht im Stande."

Wenn man Herrn von Saint-Laurent betrachtete, so mußte Jedem, der ihn früher gekannt, die gewaltige Veränderung auffallen, die sich an der Person des Herrn bemerklich machte. Abgemagert, zitternden Hauptes, mit tiefliegenden Augen stand der einst so elegant, so stolz sich bewegende Mann vor dem Monarchen.

„Ich komme," sagte Ludwig, „als Bittender zu Ihnen, liebster Pierre."

„Sire, Sie beschämen mich."

„Nein, nein. Ich sage die Wahrheit. Ihnen stehen große Geldmittel zu Gebote. Sie verwalten die ungeheuren Einkünfte der Geistlichen der Champagne und leihen mächtige Summen gegen genügende Bürgschaft aus. Kurz denn also. Ich brauche Geld erstens, zweitens kann ich von Colbert Nichts mehr erbitten, drittens will ich mich an keinen Andern wenden, als an Sie, den alten Freund meiner Mutter. Ich frage Sie nun: Ist Ihnen der König von Frankreich sicher für drei Millionen?"

Saint-Laurent's Antlitz zeigte den Ausdruck der Verlegenheit.

„Sire," begann er nach einem kurzen Schweigen, „welche Frage? Ein Wort von Ihnen genügt, jedes Schreiben, jeder Schuldbrief wäre überflüssig, auch vermöchte ich das Geld schnell genug zu schaffen, nur ist — —"

Er hielt inne.

„Nun?" fragte der König unruhig.

„Sire! ich stehe bereits im Begriff, die Stelle des General-Controlleurs der Geistlichkeit von Champagne niederzulegen; ich will, ich muß sie verkaufen."

„Nicht möglich!"

Saint-Laurent athmete tief auf. „Ich will Ew. Majestät eine Beichte ablegen. Wollen Sie mir dieselbe abhören?"

Der König blickte erstaunt den General-Controlleur an. Auf dem Antlitze desselben malten sich Angst und Sorge in so deutlichen Zügen, daß der König besorgt die Rechte des Sieur ergriff und und mit weicher Stimme sagte:

„Nehmen Sie Platz, ich bemerke jetzt erst, daß Sie stehen."

Saint-Laurent ließ sich nieder. „Ich muß Ihnen Alles mittheilen, Sire," begann er. „Die Sorge drängt mich, und Sie werden einsehen, daß ich die Stelle nicht länger behalten kann, in welcher ich Ihnen den Dienst freilich hätte leisten können, den Sie von mir verlangen."

Der Sieur neigte sein gramdurchfurchtes Antlitz zu dem Könige und begann die Schilderung seines Lebens. Was er beichtete, weiß der Leser. Er sprach von der Verirrung, von der Verführung der tugendhaften Susanne Tardier, von jener dunkeln Begebenheit in Rom, die ihn mit Exili zusammengebracht, und kam zuletzt auf die Verfolgung seiner Person durch den gefährlichen Lachaussée.

„Urtheilen Sie, Sire," schloß er, „ob ich noch länger die Stelle eines Vertreters der Geistlichkeit behalten darf. Wenn heute jener dämonische Sträfling der Galeere mich an den Pranger stellt, wenn die scandalsüchtige Menge erfährt, daß der Sohn der Herzogin Damarre und Saint-Laurent's jener berüchtigte Wüstling, der Geliebte eines gefährlichen Weibes ist, welch' ein Stoß für die Leute unserer

Farbe, für den Theil der höchsten Gesellschaft, der sich der Aufführung von Molière's Tartüffe entgegenstemmte. Ich will daher die Stelle niederlegen; als Privatmann kann ich die Angriffe ruhiger ertragen, nicht aber als Beamter. Oh — es zieht eine dunkle Wetterwolke gegen mich herauf, ein Strudel gräulichen Scandals wirbelt vor mir. Seit Jahr und Tag verfolgt mich der Rächer, der Bandit, wo ich war, war auch er. Mitten im Taumel eines Festes, in der Stille eines Landsitzes an den Seen Italiens tauchte er auf. Kaum in Paris angelangt, erblicke ich ihn vor mir."

Der König schritt einige Male auf und nieder. „Sie scheinen dieses Wesen mehr in Ihrer Phantasie vor sich zu haben, als in der Wirklichkeit, Sieur," sagte er.

„Nein, Sire, ich habe die Wahrheit gesagt. Wer weiß, ob er nicht in diesem Augenblick zwischen Ihnen und mir sich befindet."

Erschreckt und zornig sah der Monarch unwillkürlich hinter sich.

„Sie träumen! Und deshalb wollen Sie die Stelle niederlegen?"

„Ich verkaufe sie mit Bewilligung der geistlichen Herren."

„An wen?"

„An Herrn von Penautier. Ich stehe mit ihm in Unterhandlung."

Ludwig zuckte ärgerlich seine Lippen. „Das ist Derselbe, welcher mit Lauzun in Verbindung steht?"

„Derselbe, Sire."

„Ich wünsche nicht, Pierre, daß Sie die Stelle niederlegen. Was Sie mir da erzählt, ist allerdings verwickelt: es gleicht den spanischen Romanen, von denen die Königin so schwärmt — allein — lieber Freund, es ist noch lange nicht das Schlimmste."

Der König richtete seinen Blick wie zufällig auf das Portrait seines Bruders, des Herzogs von Orleans.

„Wir müssen Rath schaffen, Pierre," sagte er. „Sie behalten die Stelle vorläufig."

„Aber Herr von Penautier?"

„Machen Sie den Handel rückgängig."

„Und der geheimnißvolle Peiniger?"

Der König pfiff auf seiner silbernen Pfeife. Ein Page erschien.

„Sagen Sie dem dienstthuenden Kammerherrn, daß sofort der Polizeidirector Herr von La Reynie zu mir beschieden werde."

Saint-Laurent schöpfte Athem.

„Wir wollen doch sehen, ob der Herr Lechasseur oder Lachaussée mächtiger ist, als die Polizei des Königs von Frankreich," sagte Ludwig lächelnd. „Jetzt gehen Sie und schaffen Sie mir mein Darlehn. Machen Sie gleich das Geschäft mit Penautier rückgängig."

„Ich kann es leicht bewerkstelligen, Sire. Morgen habe ich den General-Controlleur zu mir geladen."

„Um so besser. Adieu, Saint-Laurent. Keine Visionen; in Paris ist man flinker bei der Hand, als in Rom, und wenn jener freigelassene Italiener noch ein Mal den Versuch machen sollte, sich als ein Genosse des Bösen zu präsentiren, dann wird auch mit ihm La Reynie fertig werden."

„Es giebt höhere Kräfte als die unsern, Sire. Denken Sie an die räthselhaften Todten des Hôtel-Dieu."

Ludwig fuhr zusammen. „Ja," sagte er, „ich habe das noch nicht erlebt, nie gedacht. Aber es ist aufgeklärt, meine ich. Ein fremder Arzt hat die Behauptung aufgestellt, daß die Speisen eine verderbliche Substanz in sich selbst erzeugt haben. Wir vertrauen Alles dem Herrn von La Reynie an. Glauben Sie nur, eine gute Polizei ist die

beste Stütze. Wir werden Ihren Peiniger bald fangen. Kein Wort kommt über seine Lippen. In wenig Stunden haben ihn die Mauern der Bastille umschlossen. Adieu, Saint=Laurent."

Nachdem im Königspalaste diese Unterredung stattgefunden hatte, hielten in dem Halbdunkel des Giftlaboratoriums der Straße Bernadins fünf Personen einen Rath. Es sind die bösen Geister der Stadt Paris und der Menschheit: Exili, Saint=Croix, Morel, Lachaussée und die Marquise von Brinvilliers. Wie Heere und Feldherren vor Beginn einer großen Schlacht standen jene Fünf bereit, den Kampf gegen die Gesellschaft aufzunehmen. Der Preis war kein geringer. Die Vernichtung drohender Feinde, Sättigung der Rache und — ein Regen Goldes: das waren die Errungenschaften, welche sich den mystischen Arbeitern in der Ferne zeigten. Maria von Brinvilliers hatte nun bald das große Vermögen ihres gemordeten Vaters in Händen, die Kassen Penautiers öffneten sich für Saint=Croix, Exili durfte seine Künste unangefochten treiben und Lachaussée erwartete mit dem Blutdurste eines Tigers den Augenblick, wo der Vernichter seines Glückes, der Mann, dessen Ansehen ihn einst unter die Verbrecher des Bagno gebracht, den letzten Seufzer aushauchen sollte. Weit lieber hätte der muthige Bandit mit den Waffen in der Hand seinen Feind angegriffen, allein Saint=Laurent versah sich stets mit der stärksten und sichersten Wache — es blieb also nur ein Mittel, das Gift des Italieners. Dieses Gift war das Geheimniß des Meisters und vergeblich hatte bis jetzt Saint=Croix die Erzeugung der Tropfen versucht. Exili versprach aber seinen Genossen stets die nöthigen Quantitäten zu liefern. Nur eine geringe Dosis und die Opfer waren vernichtet. Bevor dieser höllische Bund gestiftet wurde, hatte Lachaussée eine Regung tiefen, schmerzlichen Gefühles in sich verspürt. Er

sah Saint=Croix, den er einst auf seinen Armen getragen, den er gerettet aus der Schmach, den er behütet, um ihm ein glänzendes Loos zu bereiten, in die Schlünde des Verderbens stürzen. Er wollte den Unglücklichen retten, das Kind Susanna's aus dem schrecklichen Kreise ziehen, der sich um Alle schloß. Wie sollte er es beginnen? Die Umstände der Geburt dem Lieutenant entdecken? Das wäre gefährlicher als die Blosstellung Saint=Laurents für Susanne Damarre gewesen. Ohne Zweifel wagte Saint=Croix dann das Aeußerste; noch schwieriger aber war es, den Verblendeten von der Marquise loszureißen. Immer drohender gestaltete sich die Zukunft. Saint=Croix glänzte in allen Kreisen und schon verbreitete sich das Gerücht: der ehemalige Anbeter der Marquise von Brinvilliers werde sich eine Hofcharge für den ungeheuren Preis von dreimalhunderttausend Francs kaufen. Woher Gaudin das Geld erhalten sollte, war für Lachaussée kein Geheimniß mehr: es war sicherlich ein Blutpreis, den Penautier auf das Gelingen seines schrecklichen Planes gesetzt und der Mann, dessen Verderben die glänzende Zukunft Gaudin's sichern, Penautier zu dem Posten des Gemordeten verhelfen sollte, war durch das Spiel der finsteren Mächte zugleich der tödtlich gehaßte Feind Lachaussée's und — Exili's. Aber der Bandit Lachaussée wollte den Vatermord verhindern und erbot sich: der Mörder des Sieur von Saint=Laurent zu werden. Zu diesem Ende hatte Lachaussée den Lieutenant beredet, ihn als seinen Diener anzunehmen. Die glänzenden Verbindungen Saint=Croix's schützten, so glaubte der ehemalige Sträfling, vor einer Verfolgung, und da er nicht mehr öffentlich aufzutreten beschlossen hatte, sondern seine Pläne und deren Ausführung mit Nacht umhüllte, meinte er, Nichts befürchten zu müssen.

Unbegreiflich war es den Verbündeten, daß auf jene

Vorfälle in dem Laboratorium des Collegium Rosianum keine weiteren Nachforschungen angestellt wurden. Weshalb dies nicht geschah, wird der Leser später erfahren, wir müssen jetzt zu den im Hause Glasers, in der Straße Bernadins Versammelten zurückkehren. Die Aufregung der kleinen Gesellschaft war eine ziemlich bedeutende. Saint-Croix schritt mit Hast durch das Gemach und gestikulirte heftig.

„Ich habe die Nachricht erhalten, sie ist sicher," rief er. „Penautier fordert die Erfüllung meines Versprechens, denn der Sieur von Saint-Laurent hat ihm heute angezeigt, daß er ihn bei sich zu Tische erwarte, um den Handel rückgängig zu machen. Er will die Stelle des General-Controlleurs wieder behalten. Penautier mahnt mich an mein Versprechen."

„Und ich ebenfalls," rief Exili.

„Ich aber führe es aus," rief Lachaussée.

„Eilt, meine Freunde," sagte die Marquise, zwischen die Mörder tretend, „denn nach jenem Saint-Laurent müssen die Aubray's fallen. Ich habe die Gewißheit, daß sie den Schritt thun wollen, der mich und den Marquis von Brinvilliers unter die Aufsicht des Gerichtshofes stellt; wenn er geschehen ist — dann sind alle meine Plane dahin, ich bin eine ohnmächtige Genossin für Euch. Tödtet die Aubray's, bevor sie die Fesseln des Gerichts um meine Hände legen."

„Sie werden nicht vergessen," sagte der Italiener, „dieser Herr von Saint-Laurent aber muß der Nächste sein. Welchen Plan habt Ihr, Lachaussée."

„Ich muß den Herrn von Penautier sprechen, Saint-Croix, führt mich zu ihm," sagte der Bandit.

„Es sei. Aber überlegt Alles wohl, Ihr müßt heute noch den Schlag führen. Ist Saint-Laurent ein Mal von

Penautier getrennt, dann kehrt die Gelegenheit schwerlich wieder."

„Meine Gifte kennen kein Hinderniß," kreischte Exili. „Tödtet den Sieur von Saint-Laurent. Hier habt Ihr Waffen."

Er zog ein winziges Fläschchen aus dem Busen. Hastig griffen Saint-Croix und die Marquise danach.

„Gemach," sagte der Italiener, „wer die That vollführt, erhält die Geschosse." Er blickte um sich und nahm dann von dem Repositorium eine Phiole.

„Wendet Euch ab," rief er. Dann sagte er zu Saint-Croix „Deine Maske."

Der Lieutenant holte aus dem alten Schranke eine Maske hervor, welche ganz aus feinem Glase gefertigt war. Sie hatte statt der Mundöffnung ein langes Rohr, das gleich einem gebogenen Horne aufwärts steigend, über den Kopf hinwegragte, die Oeffnung zum Einathmen befand sich also außerhalb des Bereiches der schädlichen Dünste, welche die Gifte erzeugten. Exili schnallte sich die mit einem Riemen versehene Maske um, dann öffnete er das kleine Fläschchen, ließ drei Tropfen aus demselben in die Phiole laufen, schloß sie fest und nahm die Maske ab.

„Meister Lachaussée," sagte er, „hier ist Euer Schwert, Euer Pistol für Saint-Laurent."

Lachaussée nahm die Phiole.

„Ihr müßt Folgendes merken: Sobald die Gelegenheit günstig ist, öffnet die Phiole, wendet Euch ein wenig ab. Ihr bedürft keiner Schutzmittel weiter, denn die Quantität ist zu klein, um durch Einathmung zu tödten. Laßt die Tropfen in das Getränk laufen und erwäget, daß sie in einer halben Stunde vernichten. Ich kann jede Zeit bestimmen nach der Stärke oder Schwäche meiner Mittel," sagte der Italiener, einen triumphirenden Blick um sich

werfend. „Aber es ist gut, wenn Saint-Laurent nicht plötzlich verendet. Der Zustand beginnt mit einem Gefühl von Lähmung, ein Schweiß, kalt wie die Tropfen der Eiszacken folgt, dann Lähmung der Lungen — die Sache ist abgethan."

Ein gurgelnder, angstvoller Ton wand sich aus Saint-Croix's Brust.

„Keine Feigheiten, mein Schüler," grinste Exili. „Du wirst noch vertraut mit solchen Dingen werden. Uebrigens nimmt man Dir das Meisterstück ab. Bei dem nächsten Schlage mußt Du die Waffen führen. Ich habe Dich eingeführt in das dunkle Reich und ich will geübte Nachfolger erziehen."

„Und doch seid Ihr es, Exili," rief die Marquise, „der ihm das köstlichste Geheimniß: jener schnell und spurlos tödtenden Tropfen vorenthält. Wenn Euch der Schüler so werth ist, weshalb wollt Ihr ihm nicht Alles vertrauen?"

„Es muß einen höchsten Preis geben, Madame."

„Ihr seid ein Undankbarer. Wißt Ihr nicht, daß ich ein Recht habe, die Entdeckung des Geheimnisses zu fordern? ich war es, durch deren Hand das Buch aus dem engen Kasten des alten Mortemart hervorgezogen wurde, ich habe ausgespürt, daß in jenen Blättern die Recepte zu den gewaltigen Mitteln enthalten sind, und ich kann wohl mit Recht fordern, daß meinem Gaudin jenes Buch ausgeliefert werde."

„Stehlen Sie es zum zweiten Male, Frau Marquise," sagte Exili mit eiserner Ruhe.

„Unverschämter," rief die Marquise. „Ich rathe Euch, seid auf Eurer Hut. Ihr sündigt viel in der Gewißheit Eurer überlegenen Kraft; „aber ich kann Euch vielleicht den Stein in den Weg schleudern."

„Jetzt nicht mehr, Frau Marquise," sagte der Italiener,

einen Schritt näher tretend und sich an den Ofen lehnend. „Jetzt nicht mehr. Wir Alle, die wir hier in diesem Zimmer versammelt sind, sind durch ein furchtbares unauflösliches Band verknüpft. Eines Jeden Thaten, deren Gelingen oder Mißlingen, sind die Thaten Aller. Wer sich an dem Einzelnen vergreift, wer ihn ausliefern, verrathen wollte, der zieht das Henkerschwert auf den eigenen Nacken herab. Wir sind verbunden durch die gewaltigen Werke und theilen Sieg oder Tod; ich bedaure, Frau Marquise, wenn Sie das nicht schon früher begriffen: Sie sind die Sklavin Aller hier Versammelten, die wieder Ihre Vasallen sind, wenn Sie der Hülfe bedürfen. Wir haben keinen Eid geleistet, uns bindet die Mitschuld stärker, als der Schwur auf die Hostie."

Maria senkte das Haupt, nicht vor Scham, sondern vor Zorn.

„Gaudin," flüsterte sie, den Geliebten feurig umschlingend. „Die Liebe zu Dir heißt mich schweigen. Ja," rief sie, „er hat Recht, der Schreckliche: Verbunden auf Sieg oder Tod — verbunden mit Gaudin von Saint-Croix, mit ihm in den dunklen Abgrund oder zur sonnenbeglänzten Höhe. Ja — heraus mit Deinen Giften, italischer Teufel, Gaudin will ich mit Reichthum überschütten, es sollen Alle die sterben, welche meiner Liebe und seinem Glücke widerstreben."

Sie warf sich mit Leidenschaft an Saint-Croix's Brust.

„Gaudin ist nicht mehr zu retten," murmelte Lachaussée. „Nur die Mutter könnte noch — nein — nein, auch das ist zu spät. Er darf jetzt nicht mehr daran denken. Dieses Weib dort ist allmächtig — hu — welche Augen sie macht. Die Prophezeiung ist eingetroffen."

„Suche von Lachaussée die Tropfen zu erhalten," flüsterte Maria, „Du kannst sie dann chemisch untersuchen."

„Es ist zu spät," antwortete Saint=Croix.

„An's Werk," rief Exili. „Die Stunden drängen zur Ausführung. Gehet hinaus in die Welt, ihr vernichtenden Atome."

— — — — — — — — — — — —

Herr von Saint=Laurent wohnte im Gasthause zum Prinzen Condé. Dieses Haus stand auf dem Platze Ste. Genevière. Er wählte diesen Ort, weil dicht in dessen Nähe sich ein Kloster und eine Wache der Marechaussée befanden, zwei Orte, deren der geängstigte Sieur dringend bedurfte. Als Saint=Laurent an Penautier schrieb, hatte er schon eine Unterredung mit dem Polizeibeamten gehabt, den Herr von La Reynie auf Befehl des Königs ihm zugesendet hatte. Dieser Beamte nannte sich Franz Desgrais und der Leser hat seine Bekanntschaft bereits gemacht. Er ließ sich genau das Signalement des Peinigers beschreiben, richtete einige Fragen über das frühere Leben desselben an den Sieur und empfahl sich mit der Versicherung, daß er bald einen Fang gemacht haben würde. Herr von Saint=Laurent war daher in sehr guter Stimmung. Er wußte, wie schnell und sicher die Leute auf ein Lettre de Cachet hin, in die unterirdischen Kerker der Bastille versanken und sein Herz fühlte sich doppelt leicht, da er nun auch die Gewißheit hatte, daß Susanne nicht in einen Scandal verwickelt werden würde, dessen Folgen ohne Zweifel schrecklich für die Familie Damarre sein mußten. Er pfiff also seinem Diener, dem Einzigen, den er von Rheims nach Paris mitgebracht und bei sich behalten hatte.

„Ist alles bereit zu dem Diner?" fragte er.

„Ja, Herr. Soeben hat aber der Pförtner dieses Schreiben für Euer Gnaden erhalten."

Saint=Laurent nahm den Brief, öffnete ihn und las. Er runzelte ein wenig die Stirne, dann sagte er:

„Lege noch ein Couvert auf. Herr von Penautier bringt mir einen Gast mit."

Der Diener ging.

„Es ist mir eigentlich lieb," sagte Saint-Laurent für sich, in den Brief schauend, „daß er einen Gast mit herschleppt. Hoffentlich kommen wir dann über das Thema des Geschäfts schnell hinweg oder lassen es ganz bei Seite."

Das Schreiben Penautiers lautete:

„Werther Sieur! Ihre Sinnesänderung betrübt mich ungemein. Ich dachte bereits in Rheims als General-Controlleur meinen Sitz aufzuschlagen. Indessen ich füge mich gern. Ein Mann von Ihrem Talente wird auch nicht so leicht ersetzt. Daß Sie mich an Ihre Tafel ziehen, ist ein Beweis für die freundschaftliche Gesinnung, welche Sie mir entgegentragen und bewahren wollen. Ich strafe Sie aber doppelt: Einmal dadurch, daß ich Ihre Einladung annehme, dann aber: daß ich einen Fremden mit zu Tische bringe. Dieser Fremde ist nach Paris gekommen, um einen Gutskauf mit mir abzuschließen. Es ist ein Edelmann Namens Bertrand de Rolâtre aus der Franche Comté und ich kann ihn ebenso wenig heut los werden, als ich Ihre Einladung ablehnen möchte. Er freut sich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen und bat mich dringend, ihn bei dem berühmten General-Controlleur einzuführen, als er hörte, ich sei heute Ihr Gast. Tausend Entschuldigungen. Der Ihrige. Penautier."

Saint-Laurent rieb sich die Hände. Er hatte seit langer Zeit nicht diese Bewegung gemacht. Flüchtig betrachtete er sei blasses Antlitz in dem Spiegel und ergriff dann ein Buch um die Zeit bis zum Diner ertödten zu können. Zuweilen blickte er auf den Platz. Gerade dem Gasthause gegenüber bemerkte er die Wache der Marechaussée und es schien ihm, als wenn aus dem Portale derselben sich einige

Gestalten dem „Prinzen Condé“ näherten, sie umkreisten die Thüre gleich Raubvögeln. Obwohl diese Gestalten die Tracht ehrsamer Bürger zur Schau trugen, meinte Saint-Laurent dennoch in ihnen Agenten der Polizei zu erkennen. Diese Ahnung machte ihn noch fröhlicher. Herr von Saint-Laurent summte ein Lied, zum größten Erstaunen des Dieners, der seit undenklicher Zeit keine ähnliche frohe Laune an dem schweigsamen Gebieter bemerkt hatte. Endlich klingelte es kurz und stark.

„Penautier,“ sagte Saint-Laurent, „und der Fremde hoffentlich auch. Wir werden nicht zu lange warten müssen. Ah — ich freue mich heut ordentlich, Menschen zu begrüßen. Mit welcher Aengstlichkeit sah ich sonst der Stunde entgegen, wo ich fremde Gesichter erblicken sollte. Immer fürchtete ich ihn zu sehen.“

Herr von Saint-Laurent ging in ein Nebenzimmer, um mittelst einer Bürste seine Haare schnell zu ordnen. Während dessen ließ der Diener die Gäste eintreten.

Sie durften nicht lange warten, denn der Sieur kehrte bald wieder zurück. Penautier stand mitten im Zimmer; sein Geschäftsfreund betrachtete, dem Eintretenden den Rücken zuwendend, einen Kupferstich.

„Tausend Dank, für Ihre Ladung,“ rief Penautier. „Erlauben Sie mir nun, Ihnen meinen Gast, Bertrand de Rolâtre, vorzustellen.“

Bei diesen Worten drehte der Fremde sich um.

Das Mark erschütterte sich in den Gebeinen Saint-Laurents, seine Augen wollten ihm den Dienst versagen, so heftig schoß das Blut in sein Gehirn, denn der Herr von Rolâtre, war Niemand Anders als: Lachaussée.

Der Galeerensträfling verneigte sich artig aber plump. Er lächelte und blickte dennoch wieder mit einem Ausdrucke

schrecklichen Hasses auf Saint-Laurent, der einige Worte der Begrüßung stammelte.

Penautier beobachtete verstohlen den Eindruck, welchen Lachaussée's Erscheinen auf den Sieur hervorbrachte.

„Dieser Mensch hat ihn in Händen," sagte er für sich. „Es wird durch ihn geschehen. Was kümmert's mich. Mir ahnte es, daß Saint-Laurent viel auf der Seele trägt."

„Verzeihen Sie, Herr von Saint-Laurent," begann der falsche Edelmann, „den Ueberfall, den ich auf Ihre bekannte Güte hin wage. Ich trug Verlangen, Ihre Bekanntschaft zu machen und bin gern zu jeder Revanche bereit."

Saint-Laurent warf einen Blick durch das Fenster, er sah das Dach des Wachtgebäudes aus der Ferne emporragen — er wurde ruhiger.

„Mein Herr," entgegnete er mit einem Tone, der nicht frei von Ironie war. „Hoffentlich wird es Ihnen bei mir behagen. Ich bin natürlich nicht so versehen, zum Empfange der Gäste, wie in Rheims, in meinem Hause. Vielleicht kommen Sie mit Penautier ein Mal dahin, wenn Sie nicht, durch Verhältnisse gezwungen, in Paris bleiben müssen."

„Ich hoffe das nicht," sagte Rolâtre der Falsche. „Ich bin sehr gern auf einige Tage in Paris, aber nicht länger."

„Setzen wir uns, aber zuvor noch einige Befehle an meine Diener.

Er verließ das Zimmer.

„Vorsicht," flüsterte Lachaussée schnell. „Er hat Böses im Sinne, glauben Sie mir."

„Sie denken?"

„Ohne Zweifel."

„Er sollte es wagen?"

„Gewiß. Seine Miene ward zu schnell ruhig, er faßte sich beinahe augenblicklich, wir müssen eilen."

„Ah — ich zittre."

„Sie haben Nichts zu thun. Ich mache Alles."

„Gewiß. Ich habe von Allem keine Ahnung gehabt, wenn es übel abläuft."

„Ohne Sorge."

Saint-Laurent hatte seinem Diener Folgendes gesagt: „Eile in das Wachtlokal der Marechaussée. Frage nach dem Gefreiten Herrn Desgrais und sage ihm, ich lasse ihn bitten, sogleich einen Löffel Suppe bei mir zu essen, ein Freund sei da. Den Bescheid bringe mir leise — flüstere ihn in mein Ohr."

Er ging wieder zu den Beiden.

„Nun, hier hinein," sagte er.

Im anstoßenden Zimmer war der Tisch servirt. Die Diener aus der Küche des „Prinzen Condé" warteten auf. Das Mahl begann. Penautier brachte das Gespräch auf Tagesneuigkeiten, Rolâtre erzählte von dem Landleben so unbefangen, daß Saint-Laurent, der auf glühenden Kohlen saß, vollständig irre ward. Er fragte sich, ob er träume? Zuweilen glaubte er: Lachaussée sitze ihm nicht gegenüber und starre ihn mit seinen gräulichen Augen an. Erst während der Tafel legte er sich im Geiste die Fragen vor: wie Penautier zu der Bekanntschaft des Banditen gekommen sei? und: ob Lachaussée auch den schlauen Geldmann getäuscht habe? Saint-Laurent mußte das Letztere annehmen, denn wie sollte Penautier mit dem Banditen sonst verkehren? Von den Beziehungen Lachaussée's zu Saint-Croix hatte Niemand eine Ahnung.

Plötzlich begann der Bandit:

„Sie waren in früherer Zeit in Amiens, Herr von Saint-Laurent?"

Der Gefragte erblaßte leicht.

„Ja. Es ist schon lange her, mein Herr," entgegnete er.

„Ich kenne Amiens genau," fuhr der Peiniger fort. „Ich wohnte dort einst in der Straße St. Sauveur nicht weit von dem Hause eines Schöffen, der zugleich Zeugschmied war. Er hieß Tardier und hatte eine sehr schöne Tochter."

Saint-Laurent ließ die Serviette hinabgleiten und bückte sich nach derselben, um die Angst zu verbergen, welche ihn ergriff; hatte der Strolch eine Ahnung der getroffenen Maßregeln? wollte er zuvorkommen?

„Ich kannte den Mann nicht," sagte der Gepeinigte. „Ich höre seinen Namen zum ersten Male."

„Sehr glaublich. Wie kämen Sie auch mit solchen Leuten in Berührung," lachte der falsche Edelmann.

„Oh — Desgrais, Desgrais komme bald," seufzte Saint-Laurent.

Der abgesendete Diener trat ein.

„Herr Desgrais kann nicht erscheinen," flüsterte er dem General-Controlleur in's Ohr. „Er befindet sich in Geschäften auf dem Bureau des Herrn de la Reynie."

Saint-Laurents Antlitz verfinsterte sich. Lachaussée verfolgte jede seiner Bewegungen.

„Entschuldigen Sie, meine Freunde," sagte der General-Controlleur, sich erhebend. „Ich muß einige Zeilen schreiben, ich erhalte soeben eine wichtige Nachricht. Ich bin sogleich wieder bei Ihnen." Er verließ das Speisezimmer.

Die beiden Gäste waren allein.

„Jetzt ist der Augenblick da," flüsterte Lachaussée. „Lauschen Sie an der Thüre, ob Jemand kommt."

Penautier eilte an das Schlüsselloch.

Mit schneller Bewegung hatte Lachaussée die Phiole aus der Brusttasche seines Rockes gezogen und sie geöffnet. Vor dem Platze Saint-Laurents stand das noch ganz ge-

füllte, kelchförmige, mit eingeschliffenen Zierrathen bedeckte Weinglas. Der Mörder leerte die Phiole, in den Trank die verderblichen Tropfen gießend.

„Jetzt schnell zurück, an ihren Platz.“

Penautier's Antlitz zeigte eine geisterhafte Blässe, er versuchte zum Scheine von der Pastete zu essen, welche vor ihm auf dem Teller lag, aber die Bissen wollten nicht durch die Zähne, und die silberne Gabel klirrte gegen das Fayencegeschirr, als Saint-Laurent wieder in das Zimmer trat.

Der Geängstigte hatte in Wahrheit keinen Brief geschrieben. Er wollte nur andere Luft schöpfen. Der Bandit stand im Begriffe, die Vorgänge in Amiens zu enthüllen, das war offenbar, vor Penautier sollte es geschehen, der auf die Stellung Saint-Laurents lauerte, welche dieser nicht aufgeben durfte, wenn er dem Könige einen wesentlichen Dienst leisten wollte; Desgrais blieb aus, der Peiniger konnte also, bevor ihm noch die Riegel der Bastille den Mund schlossen, die scandaleusesten Dinge verbreiten. Wer hätte aber geahnt, daß heute Lachaussée, mit Penautier vereint, wieder auftauchen würde?

„Muth! Muth!“ sagte Saint-Laurent zu sich. „Ich darf keine Verlegenheit zeigen. Kecke Stirn! es wird Alles sich ändern.“

Er nahm Platz und brachte ein Gespräch in Gang, welches fast absichtlich von ihm selbst wieder auf Amiens gelenkt wurde.

„Er scheint sich gewaffnet zu haben,“ dachte Lachaussée.

„Ja,“ fuhr Saint-Laurent fort. „Es haften an gewissen Städten allerlei Erinnerungen. Trübe — heitere, und oft genug gehe ich in Gedanken die bewegten Tage meiner Jugend durch, da ziehen die Straßen, Plätze, Häuser vieler Städte an meinem innern Gesicht vorüber.“

„Es ist ein Glück,“ bemerkte Lachaussée. „Wenn man

bei jeder Erinnerung mit ruhigem, guten Gewissen weilen kann. Mancher hat sich Vorwürfe zu machen."

„Wohl Jeder, mein Herr," sagte Saint-Laurent mit fester Stimme. „Aber man wirft sich der Religion — oder einem Freunde in die Arme, wenn der innere Mahner uns in stillen Nächten weckt. Ich bin nicht frei von Fehlern — Sünden, Gebrechen."

Er lehnte seine Arme auf den Tisch und sah Lachaussée mit durchdringendem Blicke an.

„Aber ich habe einen trefflichen Beichtvater gefunden, dem ich, glauben Sie mir, mein Herr — Alles gestanden, Nichts verhehlt habe, dieser Beichtvater hat mich absolvirt und jede Anwandlung übertriebener Schwäche dadurch bei mir verscheucht. Dieser Beichtvater ist Seine Majestät Ludwig XIV."

Die Gäste blickten unwillkürlich einander an.

„Sie sprechen so feierlich," lachte Penautier. „Als habe Ihnen Jemand ernstlich böse Dinge vorgeworfen..

„Man hat seine Feinde, bester Penautier und ich war in meiner Stellung mancherlei Angriffen ausgesetzt. Deshalb meine Absicht sie niederzulegen, sie Ihnen zu übertragen. Leider aber muß ich höheren Wünschen die meinigen unterordnen: Seine Majestät der König haben den Wunsch ausgesprochen, daß die Stelle des General-Controlleurs in meinen Händen verbleibe. Sie müssen mir also das Versprechen zurückgeben, Penautier. Ich bin hoch in der Gunst des Königs und muß seinem Befehle gehorchen."

„Sie haben Recht," sagte Penautier. „Nur noch eine kleine Bemerkung wegen der Gelder. Lassen Sie die Diener einen Augenblick hinausgehen."

Saint-Laurent gab einen Wink, die Diener entfernten sich.

„Ich habe nun," begann Penautier, „bereits einige

Geschäfte von der Hand gewiesen, da ich auf Ihre Zusage fest baute.“

„Es ist meine Sache, das auszugleichen, mein lieber Penautier.“

„Sie werden mir erlauben, das Zimmer zu verlassen,“ sagte Lachaussée, „die Herren haben Geschäfte.“

„Ja,“ sagte Penautier, „einige Minuten würden wir Sie bitten —“

Der falsche Rolâtre erhob sich mit einer Verbeugung und ging in das Nebengemach; als er die Thüre schloß, warf er Penautier einen bedeutsamen Blick zu. Draußen hatte er nichts Eiligeres zu thun als die Diener in eine Unterhaltung über den Gasthof, das Geschäft und dergleichen Dinge zu verwickeln.

„Kennen Sie den Herrn von Rolâtre schon lange?“ fragte Saint-Laurent Penautier.“

„Nein. Ich schrieb Ihnen ja, daß er eigens nach Paris gekommen sei, um mit mir einen Handel abzuschließen.“

„Der Mann sieht gewöhnlich aus.“

„Ein Landbewohner, mein Bester.“

„Ich muß ihn irgendwo gesehen haben.“

„Schon möglich.“

„Aber nun, Penautier, wollen wir über unsre Angelegenheit sprechen. Mit wenig Worten denn. Ich kann nicht von der Stelle zurücktreten, wie ich Anfangs wollte, weil der König es einfach nicht wünscht. Die Gnade, welche die verstorbene Königin mir erwies, will der Sohn auf mich übertragen und dazu bedarf ich eines Amtes. Der Monarch wünscht, daß ich die Geschäfte der Geistlichen fortführe und am Hofe eine Stellung repräsentire.“

„Sie mögen nicht anders handeln können, Saint-Laurent,“ erwiderte Penautier. „Wir bleiben deswegen die

Alten. Morgen bringen wir die kleine Gelddifferenz in Ordnung. Ich sende meinen Secretair."

„Abgemacht."

Saint-Laurent's Hand legte sich um den Fuß des Weinglases; Penautier mußte sich setzen, die Kniee zitterten ihm.

„Und sein Sie überzeugt, daß ich jedes für Sie vortheilhafte Geschäft Ihnen zukommen lasse," rief Saint-Laurent, die Hand zurückziehend und sie auf Penautier's Arm legend.

Der General-Controlleur athmete wieder leicht. Noch ein Mal war das Opfer von dem Abgrunde des Todes zurückgetreten.

„Kein Wort weiter."

Saint-Laurent hatte sich vollständig gefaßt, denn er öffnete die Thüre und rief:

„Herr von Rolâtre, treten Sie ein, wir sind zu Ende."

Lachaussée richtete seine Augen auf das Weinglas. Er hatte sich die Masse des Inhaltes genau gemerkt — noch war sie dieselbe. Saint-Laurent hatte noch nicht getrunken. Die Pendule schlug die siebente Abendstunde. Lachaussée schleuderte dem General-Controlleur einen zornigen Blick in das bleiche Gesicht.

„Wir können in der eigenen Grube sticken," sagte er leise zu sich.

„Abräumen," rief Saint-Laurent den Dienern zu.

Lachaussée faßte die Lehne des Stuhles.

„Aber," sagte der Sieur, „was ist das? Wir haben, sehe ich eben, noch Wein in den Gläsern. Stehen wir von der Tafel auf ohne die Becher geleert zu haben?"

Er nahm das Glas und hob es hoch empor.

„Sehen Sie, meine Herren, wie der Burgunder funkelt. Freund Penautier, auf Ihr Wohl und das Bestehen

unserer Freundschaft; für Sie, mein Herr," sagte er, Lachaussée mit Ruhe anblickend, „hab' ich den Wunsch, daß Ihre Geschäfte mit meinem Freunde sich zu Ihrer Zufriedenheit vollenden mögen, damit Sie das Ihnen nicht so angenehme Paris bald verlassen können. Eine innere Stimme sagt mir: Entfernung aus diesem modernen Babel wäre für Sie das Beste. Sie scheinen ein Philosoph — für solche Leute ist hier kein Boden. Die täglichen, stets wachsenden Scandale berühren unangenehm."

„Fürchten Sie dergleichen, Herr von Saint-Laurent?"

„Ich?"

Der Gefragte schlug ein höhnisches Gelächter auf.

„Nein — was hätte ich zu fürchten? Die Neider und Feinde würden bald durch ein Machtwort verstummen. Mein Leben ist untadelhaft, und ich erwarte ruhig jeden Angriff."

„Er würde Susanna geopfert haben," knirschte Lachaussée. „Es ist Zeit, daß er stirbt."

„Also — noch ein Mal: Ihr Wohl, meine Herren!"

Die Gläser der Drei klangen an einander, es war ein gellender, feiner Ton. Aus Penautier's Glase spritzten einige Tropfen auf das Tischtuch, er versuchte sich umzuwenden, als er sah, wie Saint-Laurent mit hastigen Zügen den vergifteten Wein ausschlürfte, aber Penautier vermochte es nicht. Eine eiserne Faust schien sein Genick umklammert zu haben und sein Haupt nach dem Trinkenden hin zu drücken.

Lachaussée trank ruhig das Glas aus, setzte es auf den Tisch, blickte Saint-Laurent fest an, wendete sich alsdann um und sagte, auf die Pendule blickend: „Es ist halb acht Uhr."

„Ich muß mich empfehlen," stotterte Penautier, „ich erwarte heute Besuch."

„Ohne Zwang,“ sagte Saint-Laurent.

„Darf Ihr Diener mich begleiten?“

Saint-Laurent stutzte. „Gehen Sie nicht in Gesellschaft des Herrn de Rolâtre?“ sagte er.

„Ich weiß nicht — —.“

„Wenn Sie es mir gestatten, Herr von Saint-Laurent,“ fiel der falsche Edelmann schnell ein, „dann leiste ich Ihnen noch eine halbe Stunde Gesellschaft.“

Der Sieur erbebte leise, aber da er keine Angst zeigen durfte, sein Muth auch durch die Gewißheit der Hülfe gewachsen war, sagte er ruhig: „Nehmen Sie meinen Diener als Begleitung, Penautier, und Sie, mein Herr, leisten Sie mir Gesellschaft.“

Er geleitete Penautier aus dem Zimmer.

Sobald Lachaussée allein war, zog er schnell eine Drathscheere aus der Tasche, rückte einen Stuhl gegen die Wand, stieg mit außerordentlicher Geschicklichkeit auf die Lehne desselben und durchschnitt mit kräftigem Drucke den Klingeldrath der Zimmerglocke dicht unter dem Zuge, der in der Ecke hing. Er war mit dieser Procedur kaum fertig, als Saint-Laurent wieder erschien. Beide Männer maßen sich eine Zeit lang mit finsteren Blicken.

„Ihr seid wieder zu meiner Qual erschienen,“ begann Saint-Laurent.

„Es ist meine Lebensaufgabe.“

„Hütet Euch. Ihr zwingt mich, Gewalt zu brauchen. Denkt daran, daß ich den Beistand des Mächtigsten habe, denkt an Susanne, die durch ein Wort verloren, vernichtet ist.“

„Ich denke daran, Herr von Saint-Laurent, und Ihre Macht ist kein Schreckniß für mich. Indessen, ich bin des Umherziehens müde. Ich bin zu Ihnen gekommen, um einen Vergleich mit Ihnen zu schließen.“

Saint-Laurent's Brust erleichterte sich. „Ich bot Ihnen

denselben schon lange an, mein Herr. Sie hätten in Ruhe auf stillem, heitrem Landgute sitzen können."

„Dies ist mein Wunsch. Hören Sie. Ich habe mich Penautier als einen Edelmann vorgestellt, der ein Gut durch ihn kaufen wolle."

„Es wundert mich, daß Penautier kein Adelsregister nachschlug, worin die Rolâtres schwerlich figuriren."

„Penautier hat das Geld lieb. Nun, dieses Gut werden Sie, Herr von Saint-Laurent, mir kaufen."

„Ich gehe die Bedingung ein."

„Ferner — aber wir sind doch allein?"

„Warten Sie." Saint-Laurent ging in das Vorzimmer, sein Schritt war leicht, und der Gedanke: Alles werde sich nach seinem Wunsche fügen, ließ ihn heiter erscheinen. „Niemand ist in der Nähe," sagte er, „die Diener haben sich entfernt."

„Desto besser. Alles geht gut," murmelte Lachaussée, der mit verächtlichem Lächeln den Griff eines Dolches, den Saint-Laurent zu sich gesteckt hatte, zwischen dessen Spitzenfalten bemerkte.

„Was wollen Sie noch, Herr Lachaussée?" fragte der Sieur.

„Ich verlange eine Verschreibung zu Gunsten Ihres Sohnes der — —"

„Mein Herr," rief der Sieur, „ich habe mit Ihnen mich abzufinden, aber nicht mit dem Sohne der Tardier. Ich will, ich kann mich nicht als den Vater eines berüchtigten Wüstlings bekennen — ich habe es der Mutter selbst erklärt. Wies er nicht das Geld von sich? Er bedarf meiner nicht, seine Höllenkünste geben ihm, wie man sagt, Gold in Massen. Er unterstützt das schlimmste Weib von Paris."

„Die Frau Marquise ist eine Heilige."

„Haltet Sie dafür, ich thu' es nicht."

Saint-Laurent war heftig im Zimmer auf und nieder gegangen, plötzlich blieb er stehen, seine Hand fuhr an die Stirn, sein Körper machte eine schwankende Bewegung nach vorwärts. „Seht Ihr, mein Blut tritt mir in's Hirn, wenn ich von dem Burschen rede — nichts mehr."

„Denken Sie an Ihr Kind," rief Lachaussée.

„Hinaus!" schrie der Sieur, dessen Zorn erwachte. „Wenn Du Bandit mich durchaus pressen willst, so wisse, daß ich Dich züchtigen kann. „Wenn Du es wagst — —"

„Herr von Saint-Laurent," sagte Lachaussée mit sanfter Stimme, „denken Sie an Ihr Kind: wir sind sterbliche Wesen — wenn Sie nun vor Ihrem Ende ständen?"

„Ha! ha! ha!" lachte der Sieur, „die Banditen werden fromm. Ihr seht, guter Freund, daß Gewalt nichts mehr ausrichtet; jetzt kommt die Milde, die Unterwürfigkeit. — Nein — mein Gott, was ist das? es wird plötzlich so dunkel — bricht die Nacht herein?"

„Es ist vielleicht die Todesstunde," sagte Lachaussée dumpf.

„Gericht Gottes!" kreischte Saint-Laurent, „ich bin ein Sünder — Hülfe! Bandit — rette!" Er raffte seine Kräfte zusammen und eilte an den Glockenzug. Die Glocke tönte nicht. „Eine furchtbare Mattigkeit überfällt mich," sagte er mit gebrochener Stimme, in einen Sessel sinkend.

Lachaussée trat zu ihm. „Sieur von Saint-Laurent," sagte er, „ich habe Dir verkündet, als wir uns zum letzten Male trennten, ich werde Dich nur noch ein Mal wiedersehen. Ich halte mein Wort, wir sehen uns nicht wieder in diesem Leben, denn Du stirbst in wenig Minuten."

Saint-Laurent machte eine convulsivische Bewegung, aber die schreckliche Gewalt des Giftes warf ihn matt in den Sessel zurück.

„Du hast mich elend gemacht, das Weib meines Herzens verführt, Du hast mich an den Schandpfahl gebracht, Du bist im Begriffe mich wieder zu verderben — nun denn: fahre hinab! rufe ich Dir zu. Sieur von Saint-Laurent: Du bist vergiftet durch mich, durch die Tropfen vergiftet, die Gaudin von Saint-Croix, Dein eigenes Kind, in der Mordküche mit dem Propheten Deines Schicksals, mit Exili gebraut hat. Gaudin ist Dein Verderben geworden, Du fällst durch die schwarzen Künste Deines Sohnes. Sieur von Saint-Laurent, meine Rache ist gesättigt."

Der Sterbende versuchte sich zu erheben, aber schon versagte jedes Glied den Dienst, eine centnerschwere Last senkte sich auf seine Brust. „Oh," keuchte er, „ich Elender — und Du Scheusal — ah — ohne Dich in Ketten zu sehen. Lachaussée," rief er wimmernd, „Erbarmen — gräßlich, mein Sohn — hol' die Susanne — den Beichtiger, ich will Dich nicht verrathen."

„Krame Deine letzten Sünden vor mir aus, Sieur von Saint-Laurent," rief der Bandit. „Ah, da schlägt es drei Viertel auf Acht. Nun hast Du noch fünfzehn Minuten auf dieser Welt. Jetzt — ja, jetzt kommen die schweren, dicken Tropfen — hui! wie er sich bäumt. Ich will barmherzig sein, Sieur von Saint-Laurent." Er legte seinen Arm um die Hüften des röchelnden Opfers, das Haupt des Todfeindes ruhte an seiner Brust.

Wüthende Blitze schossen die Augen des Sterbenden, und ein heißer Dampf drang aus der Kehle in das Antlitz des Mörders, aber die Arme hingen schlaff, kraftlos hernieder, die Kinnladen klapperten leise gegen einander, eine gelbliche Farbe überzog das Gesicht, dann wich sie einem tiefen Roth, dann verzog sich auch dieses und eine fahle Blässe zeigte sich. Der Gemarterte wollte sprechen, aber

kein Ton drang aus der zugeschnürten Kehle hervor, nur seine Lippen zuckten.

Lachaussée blickte wieder auf die Uhr. „Noch fünf Minuten, Sieur von Saint-Laurent," rief er dem Sterbenden in's Ohr, „und Sie stehen vor Gott."

Der Sieur röchelte stärker als bisher, immer kürzer wurden die Töne.

„Wenn es nur bald vorbei ist — Exili wird doch richtig gerechnet haben?" murmelte der Bandit.

Die Augen des Sterbenden öffneten sich noch ein Mal matt, dann stieß er ein langgezogenes, fast freudiges: „Ah" aus, einen Ton, der gleichsam die Lust wiedergab, welche die Erlösung von langer Qual verursacht — und das Haupt sank auf die Brust. In demselben Augenblicke schlugen die Pendulen die achte Stunde.

„Fahre wohl, Sieur von Saint-Laurent, am jüngsten Gerichte finden wir uns wieder," sagte Lachaussée, die Leiche aus seinem Arme gleiten lassend. „Exili ist ein gewaltiger Meister. Eine halbe Stunde nach dem Genusse des Giftes ist er verschieden, der schreckliche Doctor hat sich nicht um eine Minute verrechnet." Er horchte an der Thür, kein Laut ließ sich vernehmen. „Dein Verhängniß hat Dich ereilt," sagte er, zu der Leiche tretend. „Ich fürchte Dein blasses Antlitz nicht — Susanne kann ruhig schlafen. Morel habe ich die Papiere entrissen. Ich nehme das Geheimniß mit in's Grab." — Er rollte den auf dem Sessel sitzenden Leichnam in die Nähe des Fensters, rückte einen anderen Stuhl ihm gegenüber und warf ein geöffnetes Buch neben den Todten auf die Erde.

„So," flüsterte er, „nun noch Eins."

Er stieg wieder auf die hohe Lehne eines Sessels und befestigte den Klingeldraht, dann betrachtete er noch einige Secunden den Leichnam und ging leise aus dem Zimmer.

Im Vorgemache angelangt, rief er mit lauter Stimme durch die halbgeöffnete Thüre zurück: „Auf Wiedersehen, mein werther Sieur!"

Er fand die Diener auf der Treppe beschäftigt. Jedem ein Trinkgeld in die Hand drückend sagte er:

„Euer Diner war trefflich."

Die Beschenkten sprachen ihren Dank aus und geleiteten den Herrn von Rolâtre die Treppe hinab. Der Bandit entfernte sich langsamen Schrittes.

Das Unheil schreitet weiter.

Wir haben bei der Schilderung der Zusammenkunft in dem Laboratorium des Herrn von Saint=Croix, einer Person gar nicht erwähnt, und dennoch sollte gerade diese eine schreckliche Bedeutung erlangen. Morel hatte sich bescheiden in den Hintergrund gezogen, als die vier Hauptfiguren des finsteren Drama's ihre Vorbereitungen zu dem Kampfe trafen.

„Ich scheine unnütz zu sein," sagte der Famulus Huet's, „ich will ihnen beweisen, daß ich mich ohne diese Herrschaften in guten Ruf bringen kann."

Morel war der Genosse Huet's seit Jahr und Tag. Er hatte eine ziemlich gute und genaue Kenntniß chemischer Arbeiten erlangt und verstand die Mischung durch eine zwar rohe aber doch sichere Praxis. Ihm war es bereits kein Geheimniß, daß Saint=Croix, den er ohne Wissen Huet's bei seinen mystischen Arbeiten unterstützte, eine Verbindung der schrecklichen Stoffe suchte, durch welche jenes verderbliche Gift hergestellt werden konnte, dessen sich der

Italiener mit so sicherem Erfolge bediente. Morel hatte auch oft genug eines Buches erwähnen hören, dessen Blätter die Giftrecepte enthalten sollten. Wenn er es nur ein Mal in Händen hätte! Für die Lösung der unverständlichen Sprachzeichen und Buchstaben war ihm nicht bange, er meinte schon Leute zu finden, welche ihm die Zeichen erklärten. Bis er zu jenem seltenen Schatze gelangte, verstrich indessen eine geraume Zeit, Morel handelte nach dem alten Spruche, daß Zeit Geld sei, und er beschloß daher, dieses kostbare Gut nicht zu verschwenden. Exili, Saint-Croix, Lachaussée und die Marquise waren durch eine wundersame Fügung dergestalt an einander gekettet, durch das Verbrechen so eng mit einander verbunden worden, daß sie nicht mehr aus dem Strome schwarzer Thaten, der bereits wild um die vier Schwimmer brauste, an das Land sich retten konnten. Um ein Verbrechen zu decken, mußte das zweite, dritte, vierte begangen werden. Die persönliche Sicherheit erheischte den Tod, das Verderben ihrer Gegner und Morel sah die Kette von Mordthaten noch ehe die Vorgänge im Hôtel-Dieu Paris in Schrecken setzten. Er sah aber auch, daß die vier Hauptverbrecher für nichts Anderes Sinn hatten, als für die Verfolgung ihrer Zwecke. Vernichtung unter ihre Feinde zu schleudern, die Früchte des grausigen Kampfes endlich mit Ruhe, in Sicherheit genießen zu können, das Gold, welches ihnen durch den Tod der Brüder Aubray, durch die Mitschuld Penautiers zufließen sollte, in üppigen Festen verprassen, das waren die Ziele Gaudin's und der Marquise. Morel sah im Geiste den Augenblick herannahen, wo der Gatte Maria's, der elende Brinvilliers ein Opfer der schwarzen Künste werden mußte. Exili verfolgte einen ganz anderen Weg. Ihm war der Giftmord eine wissenschaftliche Studie, eine Forschung auf dem Nachtgebiete der Natur gewesen, nur zuweilen benutzte er seine schreck-

lichen Künste um einen Feind in den Tod zu jagen — Saint-Laurent stand am Rande des Todes. Lachaussée allein war der böse, rächende Dämon. Ihm war es eine Wollust, als er erfuhr: „es giebt ein Mittel, das da unfehlbar tödtet und es soll gegen den Feind Saint-Laurent angewendet werden, dem nicht mit der blanken Waffe beizukommen ist.“ Bei der Verfolgung dieser Ziele arbeiteten die Viere mit seltenem Fleiße. Saint-Croix, dem der Italiener noch immer nicht das Geheimniß entschleiert hatte, saß tagelang vor den Retorten und mischte, destillirte — grübelte. Nur die Abendstunden machten ihn frei und in den glänzendsten Kreisen der Gesellschaft verkehrte der Giftmischer, während die Marquise andächtig in ihren Zimmern bei den Gebrüdern Aubray die Stunden hinbrachte, welche sie nicht dem Studium der Gifte oder den Umarmungen Gaudin's widmete.

Exili hatte seine medizinische Praxis wieder eröffnet. Er besaß eine Wohnung in der Straße La Harpe. Wer ihn eigentlich schützte, vermochte Niemand zu sagen.

Da weckte die Kunde von dem jähen Tode Saint-Laurent's plötzlich die Höflinge aus ihrem Taumel. Man hatte den Sieur in seinem Zimmer entseelt gefunden, noch kurz zuvor hatte er mit zweien Freunden ein heitres Mahl zu sich genommen, zwischen Leben und Tod lagen nur wenig Minuten, denn ein Schlagfluß hatte dem Leben ein Ende gemacht. Merkwürdig war es, daß Herr von Penautier, der sogleich nach der Kunde von dem Ableben des General-Controlleurs die Stelle desselben erhielt, einer der Gäste gewesen, welche Saint-Laurent an seinem Tische gesehen, sonderbar, daß jener Edelmann, Rolâtre, der Einzige, welcher über die letzten Augenblicke vor dem Ende Saint-Laurent's Nachricht geben konnte, Paris verlassen hatte und nicht aufzufinden war, am auffallendsten aber das mit Blitzes-

Schnelligkeit sich verbreitende Gerücht: der König habe Herrn von Penautier in einer Privat-Audienz empfangen. Er sei gegen den Mann, der nunmehr unermeßlichen Summen als Verwalter vorstand, äußerst gnädig gewesen. Man wollte an demselben Abende Herrn Penautier in Gesellschaft des Grafen Lauzun und eines hohen, mageren Cavaliers gesehen haben. Viele wollten in dem Hageren den Doctor Exili erkannt haben.

Den allgemeinen Schrecken, die Arbeit und Aufmerksamkeit der vier Verbündeten benutzte Morel also für sich. Der Famulus stand in dem Laboratorium Saint-Croix's. Er hatte verschiedene Töpfe, Phiolen und Schachteln zusammengestellt, prüfte den Inhalt aller dieser Gefäße und ging dann aus dem Gewölbe, welches er sorgfältig verschloß und den Schlüssel unter einem Steine verbarg. Er ging durch die Küche, passirte Glasers Laboratorium, dann den kleinen Apothekerladen und gelangte auf die Straße. Der Famulus hatte die Dämmerstunde gewählt, um in der belebten Gegend, welche er betreten mußte, nicht durch Bekannte aufgehalten zu werden. Diese Gegend war der Pont-Neuf. Als sich Morel glücklich durch das Gewimmel der Spaziergänger und Gewerbtreibenden gearbeitet hatte, ging er eilig, ohne sich umzusehen über die Place Dauphine und trat durch die Hinterthür in das Haus des Baders La Vienne. Er traf auf dem einsamen Hof einen Arbeiter, welcher kupferne Retorten scheuerte.

„Heda, guter Freund," sagte Morel, „ich will Herrn La Vienne sprechen. Sagt ihm, ich bringe die Schminken vom alten Huet."

Er wies auf ein Paquet, welches er unter dem Arme trug. Der Mann ging in das Haus und kam mit der Meldung zurück, Morel möge sich nur in das Zimmer hinter dem Laden begeben.

Der Famulus kannte des Hauses Gelegenheit. Er stand bald dem Eigenthümer des Geschäftes gegenüber. La Vienne hatte eine weite, seidne Jacke über seine kostbaren Spitzen-Aermel gezogen. Er duftete wie ein Lavendelbouquet und sein Gesicht schimmerte in den herrlichsten roth und weißen Farben, denn der Besitzer des Ladens am Pont-Neuf trug stets die Proben seiner Schminken auf seinen vergilbten Wangen. Sobald La Vienne den Famulus erkannt hatte, schloß er die Thüre des Gemaches sehr genau.

„Nun?“ fragte er halblaut.

„Ich bringe es,“ sagte Morel.

Die grünlichen Augen La Vienne's funkelten wie die schönsten Chrysoprase. Er schob einen Sessel näher zu Morel und setzte sich.

„Ihr glaubt also, mein Freund,“ sagte er, „daß die Mittel ohne Gefahr der Entdeckung angewendet werden können?“

„Sicherlich. Wie Sie, Herr La Vienne, sich bei dem Vertriebe schützen wollen und werden — ja das ist Ihre Sache. Sie wissen, ich bin der Famulus des alten Huet. Meine Kenntnisse sind nicht gering, und die Aerzte von Paris könnten von mir lernen. Ich, mein bester Herr La Vienne — ich könnte Aufschlüsse geben — puh! ganz Paris, alle Facultäten, die Sorbonne und ein paarhundert Doctoren geben sich Mühe zu enträthseln, welche Miasmen oder Nahrungsmittel oder innerliche Zerstörungen jene Kranken des Hôtel-Dieu hinweggerafft haben, ha! ha! ha! ich will es den gelehrten Herren sagen. Hier ist die Natter eingeschlossen, welche die armen Teufel biß.“

Der Famulus hob bei diesen Worten ein Fläschchen aus dem während seiner Rede geöffneten Paquet. La Vienne rollte erschreckt mit dem Sessel zurück.

„St!“ flüsterte er, „Um des Himmels willen — —“

„Pah! brauchen Sie das Wort nicht: dahinein kommen wir Beide doch nicht mehr. Ich habe Ihnen gesagt, welchen Handel wir mit einander machen können. Während Exili und Saint-Croix, und noch einige Andere, die ich vorläufig nicht nennen will, dem Steine der Weisen nachsuchen, bringe ich Ihnen die kleinen harmloseren Mittel. Sie verstehen mich?"

„Oh — ja."

„Die Leute brauchen Befreiung von Diesem oder Jenem — bei Ihnen verkehren sie von allen Arten und Stellungen. Gebt dem Einen Etwas für die bösen Oheime oder Tanten, der Zweite muß eine reiche Heirath schließen, die erste Frau ist im Wege — zwei Tropfen von Diesem hier: Ihr habt eine glückliche Ehe gestiftet. Der Dritte will in eine Stellung hinein — glaubt Ihr, eine Pistolenkugel sei das Sicherste? sie findet sich zwischen den Rippen wieder, aber meine Tropfen, die kleinen, flüssigen Perlen aus Exili's Fabrik, die findet kein Gelehrter, kein Laborant wieder auf, die fassen ihren Mann mit tausend unsichtbaren Aermchen gleich den Fasern der kleinen Bursche, die auf den stinkenden Gewässern im Sonnenscheine spielen, und saugen sich hinein in die Adern, in die Nerven, in die Gedärme, bis sie Nichts mehr zu saugen finden, und der Herr oder die Dame das Aussehen haben, wie jene vierzehn stummgewordenen Bewohner in der Leichenhalle des Hôtel-Dieu."

La Vienne zitterte, ob diese Bewegung durch Angst oder Habgier erzeugt wurde, konnte der lauernde Famulus nicht entdecken.

„Ich sehe ein," stotterte der Bader, „daß Vielen mit den Droguen und Tropfen gedient sein wird, aber — —"

„Aber? Sie wollen meine Mittel nicht? gut, ich bitte um Verschwiegenheit und damit basta."

Morel begann, seine Erzeugnisse wieder einzupacken.

„Halt,“ flüsterte La Vienne. „Wenn ich nun auch davon Gebrauch machen — sie in den Handel bringen wollte — ich müßte doch genau wissen, wie die Anwendung stattfindet.“

„Alles bedacht, mein Herr,“ entgegnete Morel, eine Flasche und ein Schächtelchen hervorziehend, „hier, sehen Sie? hier, an jedem Präparat befindet sich ein Zettel. Auf diesem Zettel sind: Namen, Wirkung nach Quantität, Zeitmaaß, Symptome, kurz Alles verzeichnet, was nöthig ist, um den Gebrauch der Mittel, ihre Anwendung dem Unerfahrensten leicht zu machen — nur die Anfertigung ist mein Geheimniß,“ sagte der Famulus grinsend.

„Ich nehme diese erste Lieferung,“ sagte La Vienne, auf das Paquet deutend, „aber wir sind Verbrecher.“

„Ha — Ihr habt, mein sehr geehrter Herr La Vienne, schon Mehr ins Jenseits befördert, als Ihr ahnt. Wie viele sind wohl durch Euer Poudre de Pôleville zu Grunde gegangen? und meint Ihr, die Mittel, wodurch Ihr es möglich macht, die Einwohnerzahl Frankreichs zu verringern, hätten nur Kinder getödtet? Ich möchte nicht alle die Mütter zu versorgen haben, die sich durch Eure Droguen den Tod hineinlöffelten.“

La Vienne drückte seine Hand auf den Mund des brutalen Schwätzers.

„Schweigt! Ihr sollt ein Geschäft mit mir abschließen. Es bleibt dabei. Wie viel wollt Ihr für die erste Lieferung haben?“

„Fünftausend Francs.“

„Hei! Ihr seid theuer.“

„Ja. Aber ich steigere meine Preise nicht.“

„Abgemacht! Und die Spuren sind nicht aufzufinden?“

„Nicht mehr, als an den Kranken und Todten im Hôtel-Dieu.“

„Werden Exili und Saint-Croix Euch nicht auf die Spur kommen?"

„Nichts da. Sie sind mit ganz anderen Dingen beschäftigt."

Einige Minuten später hatte der teuflische Helfer des alten Huet mehre Goldrollen in die Taschen seiner weiten Beinkleider geschoben und wanderte, in seinem Aermel ein breites Stilet gegen etwaigen Ueberfall bereit haltend, aus dem Hause des Verderbens.

Als der Famulus Huet's die Wohnung des Baders verlassen hatte, stieg dieser eilig mit den Schachteln und Flaschen in das Laboratorium seines Hauses. Hier saß hinter den Kolben und Retorten eine fast komische Figur. Sie gehörte dem Chemiker Le Sage an, den der Bader nach dem Verschwinden des unglücklichen Théria für sein Geschäft gewonnen hatte. Le Sage war ganz der Mann für das geheimnißvolle Treiben im Hause La Vienne's. Er sprach mit keinem Menschen, blieb stets hinter seinen Retorten und verließ selten die Wohnung. Dabei stand er in dem Rufe eines sehr unterrichteten Menschen; er stammte aus der Gascogne. La Vienne trat mit den Schachteln Morel's zu ihm.

„Hier sind die Proben," flüsterte er, „welche mir Morel geliefert."

„Gebt sie," sagte Le Sage.

Er nahm die Phiolen und betrachtete sie genau.

„Hm! es sollte mich wundern," kicherte der Laborant. „Indessen — nun wir wollen sehen, ob diese Geheimnisse so unergründlich sind. Geht hinunter, vor Mitternacht komme ich zu Euch."

Als schon ringsum die Schläfer im Hause des Baders schnarchten, kam Le Sage aus dem Laboratorium hinunter.

„Ich sagte es ja," lachte er, „wir können auch mehr

als Brod essen. Ich habe die Zusammensetzung gefunden. Sie ist schwierig — ja. Aber ich mache sie eben so gut nach als Jeder von den Geheimnißkrämern. Morgen sollt Ihr die Proben sehen. Ihr braucht Morel nichts mehr zu zahlen. Wir können selbst die Gifte präpariren.

— — — — — — — — — — — — — —

Die herbstlichen Blätter wirbelten durch den halb entlaubten Park eines kleinen, reizenden Hauses, welches in der Straße Saint=Dominique, nicht weit von der Barrière gelegen war. Es hatte eine Terrasse nach dem Près de Saint=Germain hinaus, war mit Auffahrten und einem Gitter versehen — bot also den Anblick eines eleganten, im Besitze einer edlen Familie befindlichen Gebäudes. Dieser schöne, kleine Bau war das Eigenthum des Civillieutenants Herrn Henry d'Aubray. Die Diener gingen in dem Speisesaale geschäftig hin und her, denn der hohe Beamte hatte heute eine kleine, auserwählte Gesellschaft geladen. Sie bestand freilich nur aus den Mitgliedern der Familie Aubray, aber diese Angehörigen nahmen das Interesse eines Jeden bedeutend in Anspruch, denn sie gehörten den ehrenwerthesten und bevorzugtesten Ständen an; sie hatten meist Alle im Châtelet oder gar im Rathe der Krone ihren Sitz, sie waren vertraut mit den Geschicken des Landes, mit den seltsamsten Verkettungen, welche die Gesellschaft der großen Hauptstadt durchzogen. Ihre Hände hatten die Schicksale von vielen Hunderten entschieden, indem sie die Urtheile auf das Papier warfen, und die Namen der Aubray's glänzten in den Annalen der Rechtsgeschichte. Die Gesellschaft war Anfangs sehr ceremoniell gewesen. Diese Steifheit hatte ihren guten Grund. Der Herr Henry d'Aubray hatte heute, nach geraumer Zeit, wieder seine Schwester, die angefeindete, verrufene Marquise von Brinvilliers in den Kreis seiner Verwandten gezogen. Die Mitglieder der

Familie hatten Anfangs die „schöne Sünderin", wie man allgemein Maria nannte, mit scheuen Blicken betrachtet. Die Frauen der ernsten Männer sahen die Marquise nur verstohlen an, als fürchteten sie die Blitze ihrer schönen Augen.

Maria mußte sich diese Neugierde, dieses ängstliche Interesse gefallen lassen. Ihre Rolle einer Demüthigen mußte gespielt werden, denn die Familie zu täuschen war ihre Hauptaufgabe. Sie war in die Hände ihrer Brüder gegeben, so lange dieselben lebten — Verzögerung des Planes, den die beiden Aubray's entworfen hatten, davon hing Alles ab. Hatte einmal das Châtelet die Gewalt als dritter Vormund über die Marquise, dann war das Ringen umsonst. — Sie mußte eilen, denn schon drängten die Gläubiger auf's Neue, Gaudin hatte die Geldsumme, welche Penautier ihm gegeben, zum Theil wieder verspielt; der Marquis von Brinvilliers machte seine Ansprüche auf Maria mit großer Brutalität geltend. Ihn fern zu halten, mußte Maria bedeutende Summen zahlen, welche der Marquis mit seinen Genossen verthat. Er fing wieder an, sich in besserer, das heißt vornehm liederlicher Gesellschaft zu bewegen. Schon zwei Mal hatte ihn die Schaarwache aufgegriffen, als er mit Saint-Croix, dem Herzoge von Longueville, der eben erst an den Hof gekommen war, mit Noailles, Beuvron, dem ausschweifenden de la Ferté, mit den Gebrüdern Olange und dem halbversunkenen Greffant die friedlichen Bürger auf den Straßen von Paris insultirte. Brinvilliers hatte die Ehre gehabt, mit diesen Herren eine Nacht auf der Polizeiwache zuzubringen und am folgenden Tage unter den Cavalieren genannt zu werden, welche „ritterlichen Belustigungen" nachgingen.

Die Aubray's schäumten vor Wuth.

Maria hielt sich von ihrem Gatten fern, die Ausschweifungen des Marquis kamen ihren Plänen zu Statten. Sie hatte vor den Augen der Welt die Larve der Reuigen angenommen, man bedauerte sie wieder, wie schon früher; man entlastete sie ihrer einstigen Vergehungen, die sie durch Wohlthun sühnte, und nach der Qual der Verstellung entschädigte sie sich, doppelt glücklich, in den Armen Gaudin's.

Aber um sie den immer frecher auftretenden Scandalen des Marquis zu entziehen, beschleunigten die Brüder ihre Pläne; sie wollten durch das Ansehn des Gerichtshofes die Schwester sicherstellen, sie drangen auf Trennung von dem Gatten — von Paris.

Die Verschworenen der Straße des Bernadins gruben die Contremine. Exili öffnete sein Zeughaus von Giften. Er war der Meister über Alle, er gab den Blitz, der Saint-Laurent traf, er hatte auf die Vorstellungen Maria's die tödtliche Dosis für die Aubray's geliefert, schon war sie in den Händen der Marquise und die Anwendung mußte schnell geschehen — oder alles Streben, alles Ringen war nutzlos, die Leichen des Vaters, der Kranken des Hôtel-Dieu, Saint-Laurent's — sie moderten umsonst.

Maria von Brinvilliers konnte nicht mehr zurück, das Verbrechen hielt sie mit eiserner Faust umklammert.

Die Gesellschaft im Hause Henry d'Aubray's hatte sich ganz in ihren Gesinnungen gegen Maria verändert. Sie entzückte, sobald man sie näher kannte. Ihre schönen Augen wallten über von Thränen, als sie die Verirrungen ihres Gatten schilderte. Die Frauen der Richter schworen auf ihre Herzensgüte, sie riefen sich leise zu: „Welch ein Weib! wie unglücklich ist sie! wie glücklich könnte dieser Brinvilliers sein!"

Mit welch rührendem Interesse lauschte die Marquise den Stimmen der kleinen Mädchen, der Kinder ihres Vetters,

des Sieur de Nivelle, Rath des Châtelet, als die Kinder während der Tafel einfache Liedchen sangen. Sie drückte einen Kuß auf die Stirnen der Kleinen und segnete sie. „Seid glücklich! glücklich!“ rief sie schluchzend.

„Rettet dieses edle, verkannte Weib,“ flüsterten die Frauen den Männern zu.

„Gewiß,“ sagte Henry, „meine Schwester soll dem Verderben entzogen werden.“

„Ich darf nicht zögern,“ sagte die Marquise zu sich, „er muß heut noch fallen.“

Und die Brüder erhoben sich. Sie tranken auf das Angedenken ihres verstorbenen Vaters, der ihnen die Schwester als ein Vermächtniß hinterlassen, welches sie zu hüten versprochen, sie priesen den Tag, der die Marquise wieder in den Schooß der Ihrigen zurückgeführt hatte.

Da konnte Maria ihre Empfindung nicht mehr verbergen; die Thränen erstickten die Stimme, laut schluchzend erhob sie sich, sie drückte das Tuch vor ihre Augen, sie eilte aus dem Saale, das Glas, welches sie erhoben, um mit dem Bruder anzustoßen, behielt sie in ihrer zitternden Hand — das Gedächtniß des Vaters hatte die Reuige überwältigt.

„Wohin eilt sie?“ rief Frau von Nivelle, „sie wird ohnmächtig werden. Ihr habt sie gemartert mit Euren Erinnerungen.“ Sie wollte der Marquise folgen.

„Laßt sie einige Augenblicke allein,“ rief Michel d'Aubray, „die Erregung muß sich legen. Solche Augenblicke bringen vollständige Heilung. Wir haben unsere Schwester wieder.“

Welch Auge kann das erblicken, was Maria von Brinvilliers jetzt beginnt? Das Auge der Allmacht, deren Wege unerforschlich, deren Bestimmungen unerklärlich sind.

Die Marquise ist im Nebenzimmer allein, sie ver-

nimmt das freudige, bewegte Rufen der Familienglieder, die ihre Rührung bewundern, sie hat nur wenige Augenblicke für sich übrig, sie muß die kurze Frist nützen. Eilig zieht sie aus der Tasche ihres Gewandes ein Pulver hervor, dann kauert sie sich in der Stellung einer hingesunkenen Weinenden auf den nächsten Sessel, zwei Blitze aus ihren Augen durchschießen das Zimmer, ob Niemand sie belauscht, und dann schluckt sie das Pulver hinunter. Vorsichtig, schnell läßt sie die Hülle, welche es umschloß, in ihren Busen gleiten, und ohne zu zögern, öffnet die Hand der schrecklichen Frau ein Flacon, welches an goldener Kette neben Münzen, Schaustücken und kleinen Heiligenbildern von ihrem Halse herabhängt. In das noch in ihrer Hand befindliche Weinglas tropft sie aus jenem Flacon die vernichtende Flüssigkeit in den Wein. Dann erhebt sie sich halb aus dem Sessel, sie fühlt wie ein leichter Schweiß auf ihrer Stirn perlt — „Es ist die Wirkung des Pulvers." Der schwarze Meister hat es ihr vorausgesagt. „Jetzt — jetzt — wird es sich entscheiden — der Tod ruht in meiner Hand; im Zimmer neben mir ist eine Leiche."

„He da! Maria! wo bleibst Du? Komm, komm — erhole Dich!" ruft Michel, der jüngere Bruder. Er ist in das Zimmer getreten, er führt die Schwester wieder in den Kreis der Ihrigen.

An seinem Arme betritt Maria noch furchtbar erregt den Speisesaal, sie hält ihr Trinkglas in der Hand.

„Fort mit der Trauer!" ruft Henry d'Aubray ihr entgegen. „Du hast Uns, wir werden Dich schützen; stoß an mit mir. Auf das Andenken unseres Vaters, der es gut mit Dir gemeint!"

„Es sei," sagte die Marquise mit zitternder Stimme, „Henry — ich trinke." Sie trank von dem Weine ihres Glases. „Und nun," rief sie heiter, „nun thu mir Be-

scheid aus meinem Glase, gieb mir das Deine: Es leben die Aubray's!"

„Sie leben hoch!" riefen Alle.

Henry ergriff das Glas der Schwester und leerte es auf einen Zug; Maria führte das Glas des Bruders an ihre Lippen, sie blinzelte mit den Augen der Schlange über den Rand hinweg, als Henry den Tod hinunterschlürfte. Beide Geschwister setzten zu gleicher Zeit die Gläser nieder. Die Aubray's und ihre Angehörigen klatschten Beifall.

„Ich habe mich gewaltig aufgeregt," sagte Henry. „Mein Kopf ist schwer, meine Brust beklommen. Man sollte sich vornehmen: bei freudigen Festen niemals der Vergangenheit zu gedenken. Die Nerven sind gereizt, ich zittere."

„Oheim! Oheim!" riefen die Kinder, zu ihm springend, „jetzt kommt das Beste! Oheim Michel hat uns große Freude bereitet."

„Laßt mich, Kinder," sagte Henry, sich setzend.

„Was ist Dir, Henry?" rief Frau von Aubray, zu dem Gatten tretend.

Maria war anscheinend in tiefem Gespräche mit der Tochter Michel's, sie hielt die Hände ihrer Nichte umklammert, aber sie hörte dreifach jedes Wort.

„Ich bin wie vom Blitzstrahl getroffen, Therese," sagte Henry, den Arm seiner Gattin umfassend. „Ich habe mich zu heftig erregt. Freude, Unwillen über das Geschehene — der Wein, Alles strömt zusammen. Führe mich hinweg."

„Oheim, jetzt kommt es!" riefen die Kinder.

„Was habt Ihr?" fragte Henry, sich mit Mühe zusammenraffend.

„Sieh nur."

Die Thür des Saales öffnete sich und zwei elegant gekleidete Knaben traten herein. Sie trugen eine Platte,

auf welcher in bunter Auswahl die niedlichsten Packete in allen Farben lagen. Diese Gaben dufteten herrlich; künstliche Blumen verdeckten den Inhalt, reichverzierte Umhüllungen bargen geschliffene Fläschchen. Es war eine kleine, galante Ueberraschung, welche Michel d'Aubray den Frauen bereitet hatte.

„Ah! — prächtig," riefen Alle.

„Unglaublich! der Oheim-Rath! er wird ein galanter Cavalier! Michel Du?" sagte lachend Nivelle. „Der Himmel stürzt ein — Du bist ein Lieferant von Parfüms — von Amulets de Danse.*)

Michel lachte. „Nun ja," sagte er, „unsere Schwester, ehedem eine der elegantesten Damen der großen Welt, soll nicht denken, daß sie unter Wilden, unter Philistern sich befindet. Diese Kleinigkeiten reichen unsere Cavaliere ihren Damen — ich will den Galanten spielen und habe für Jede von Euch ein Päckchen aus dem Laden La Vienne's bestimmt."

Maria fuhr auf. Sie ließ ihre Blicke von der Platte auf Henry hinüber schweifen. Er lehnte todtenbleich in den Armen seiner Gattin. Die Frauen und Männer, die Kinder — Alle nichts bemerkend, drängten sich um die Platte, welche die Knaben hielten.

„Ich hasse den Herrn La Vienne," sagte plötzlich Frau von Nivelle. „Seine Waare ist verrufen."

„Sie sind thöricht, Cousine," lachte Michel, „er ist ein Narr, ein komischer Kauz der La Vienne, aber er hat gute Waare. Uebrigens beruhigen Sie sich. Diese Parfüms sind nicht einmal aus La Vienne's Fabrik, er hat sie nur verziert. Sie stammen aus dem Laboratorium des

*) Benennung für kleine, während des Tanzes gereichte Gaben. Etwa nach Art der heutigen Cotillon-Orden.

Apothekers Huet — und da — richtig," fuhr er fort, durch die Thür sehend, „da ist ja auch die schöne Tochter des Alten, Fräulein Amande. Treten Sie näher, Mademoiselle."

Amande Huet trat mit reizender Unbefangenheit in den Saal.

Die Damen richteten ihre Blicke auf das schöne Mädchen.

„Sie haben sich herbemüht, mein Fräulein?" sagte Michel.

„Mein Vater hatte Sorge, die Flaschen möchten zerbrechen, die Etiquetten verdorben werden. Herr La Vienne hat die Sachen uns zugesendet, und so bin ich den beiden Knaben als Behüterin mitgegeben worden, bis sie die Waare richtig abgeliefert."

„Wir danken Ihnen. Aber ein so weiter Weg?"

„Ich habe Begleitung," sagte Amande leicht erröthend.

„Sicherlich ist der junge Damarre vor dem Hause," flüsterte Michel.

Dieses Wort vernahm die Marquise. Ihr Gesicht glühte, sie richtete ihre funkelnden Augen auf Amande, es war ihr, als trete eine Gestalt an ihre Seite und umklammere sie; schon stockte der Athem, sie wollte schreien, — als sie plötzlich dem lähmenden Eindruck durch den Schreckensruf entrissen wurde: „Henry d'Aubray wird ohnmächtig! Zu Hülfe!"

Alle wendeten sich um. Henry lag mehr, als er saß in dem Stuhle.

Seine Gattin hielt den Bewußtlosen. „Helft ihn in sein Zimmer bringen," rief sie.

Die Bestürzung war allgemein. Maria von Brinvilliers war die Erste, welche dem Bruder ihre Unterstützung zu leihen eilte.

„Mein Gott! was wird mit ihm! schnell den Arzt!"

riefen Michel und die Frauen. Der Civillieutenant vermochte schon nicht mehr zu gehen. Zwei Diener trugen ihn in sein Schlafgemach.

„Haltet die Kinder zusammen!" befahl Frau von Nivelle. „Es geht hoffentlich vorüber."

Maria folgte den Geängstigten.

Als der Civillieutenant sein Zimmer erblickte, that er einen lauten Schrei. „O — ich — habe Etwas gesehen — ich sehe es noch," murmelte er.

„Um Gottes willen, Henry," rief Michel, „Du mußt Dich nicht so erregen — eine Congestion — nichts weiter."

Man legte den Kranken auf einen Divan.

„Jetzt ist es fort," sagte er, in die Ecke des Zimmers starrend. „Ich sah meinen Vater vor mir, er trug ein weißes, schimmerndes Kleid und hielt einen hellfunkelnden Gegenstand in seinen Händen. Es schien mir ein Glas — eine Schaale."

Er ward stiller und das Zimmer leerte sich.

Maria, die Gattin des Kranken und Michel blieben mit Henry allein.

„Maria," sagte der Civillieutenant, „wie ist Dir?"

„Ich bin erschöpft, matt — unglücklich bei Deinem Leiden, ich wollte, Du hättest Dich nicht so erregt. Mein Unglück geht Dir zu Herzen, sorge nicht, es wird besser werden und ich werde Dir danken können."

„Im Jenseits," murmelte Henry, mit matter Bewegung seinen Arm hebend.

„Ich will beichten," rief er, „verlaßt mich Alle."

Nur Therese Aubray blieb bei dem Gatten. Vor dem Zimmer des Bruders brach die Marquise zusammen. Sie vermochte es nicht, sich aufrecht zu erhalten.

„Führt sie heim," rief Frau von Nivelle, „sie kann

nicht länger hier weilen, die Aermste unterliegt dem Mißgeschick unserer Familie."

Während ein Diener zum Priester, ein zweiter zum Arzte eilte, brachten Michel und Nivelle die wankende Marquise in den Wagen, der auf Befehl des Ersteren schleunig in Bereitschaft gesetzt wurde.

Sie dankte durch matten Händedruck.

Die Kutsche verließ das kleine Haus Henry d'Aubray's.

Die Marquise richtete sich im Dunkel des Wagens hoch auf. Ihre Fibern klopften heftig. Als sie bei der Kirche Nôtre-Dame vorüberfuhr, summten die Glocken die eilfte Nachtstunde.

„Henry d'Aubray ist eine Leiche," sagte die Marquise mit tonloser Stimme, sich in die Ecke lehnend. „Noch Zwei müssen ihm folgen, dann sind wir frei."

Sie hatte das Rechte getroffen. Als der Wagen mit ihr über die Brücke Nôtre-Dame fuhr, hauchte Henry d'Aubray seine arme Seele aus.

In dem schrecklichen Gewirre vergaßen die Mitglieder der Familie d'Aubray Alles um sich her.

Amande Huet entließ die Diener, nachdem sie eiligst die Geschenke auf die Tafel gelegt. Die Kinder weinten, sie a h n t e n nur das Unglück, welches dieses Haus betroffen.

„Oh!" rief Frau von Nivelle, „heut gerade, wo die Geschwister so innig beisammen waren, wo die Wiedergefundene aus einem Becher mit dem geliebten Bruder trank — diese Schickung, dieses Unglück."

Amande horchte auf. Sie wollte fragen, eine unerklärliche Angst bemächtigte sich ihrer, aber den Schmerz der Familie ehrte sie durch Schweigen. Sie eilte aus dem Saale, im Nebenzimmer brannten die Lampen düster, auf den Polstern lagen halbschlafend die kleinen Sängerinnen; man hatte sie vergessen in dem großen Wirrwarr.

Der Arzt erschien, er ward in Aubray's Zimmer geführt.

Die Tochter Huet's war durch diese Scenen des Unglücks so bewegt, daß sie einige Augenblicke Athem schöpfen mußte; sie lehnte sich an einen Sessel, der nicht weit von den schlafenden Kindern stand, ihre Augen irrten angstvoll durch das Zimmer, sie trafen von ungefähr auf ein kleines, am Boden liegendes Papier, welches fast die Form eines geöffneten Briefes hatte. Mit dem Blicke der Kennerin sah die Apothekerstochter, daß die kleine Hülse aus einem taffetartigen Stoffe bestand, wie solcher verwendet wurde, um besonders feine oder gefährliche Mittel darin einzuschließen. Sie bückte sich und hob das Blättchen auf. Ein eigenthümlicher, scharfer Geruch strömte ihr entgegen. Amande begann zu zittern, ihren Händen entglitt der leichte Gegenstand beinahe, als sie zu einer der auf den marmornen Gueridons brennenden Lampen eilte. Sie drückte die Hülse fest zwischen ihre Finger und hielt sie unter das Licht. In den Kniffen des Blattes bemerkte sie eine weißliche Substanz, der untere Theil desselben war feucht und einige Stellen zeigten Weinflecke. Amande fuhren die Worte der Frau von Nivelle durch den Sinn: „Sie hat mit ihrem Bruder aus einem Glase getrunken." Sie gedachte der Erzählung René's von Schloß Offemont, der mystischen Arbeiten Saint-Croix's und der sonderbaren Todesfälle. Es litt sie nicht länger unter diesem Dache, sie eilte hinaus über den Hof in die Straße Dominique. Nur wenig Schritte lief sie, als ein Mann ihr entgegentrat.

„René! lieber René, Gott sei Dank!" rief das Mädchen.

„Du zitterst, Du taumelst?" rief René. „Was ist geschehen? im Hause dort herrscht Unruhe."

„Komm schnell, hinweg von hier," flüsterte Amande. „Dort drinnen stirbt der Herr von Aubray."

„Wieder ein Aubray? Der Todesengel stand bei ihm,

die Marquise von Brinvilliers fuhr soeben aus dem Hause, ich sah sie einsteigen, der Rath Michel half ihr in den Wagen."

„Sie — ja sie — oh — ich weiß nicht, was soll ich thun?" jammerte das Mädchen. „Rede, erkläre mir."

Amande lehnte sich halbohnmächtig an René, sie umschlang seine Schulter. „Gott möge es mir verzeihen, aber — woher es nur kommt — ich weiß es nicht, aber es ist mir, als rufe Jemand in meine Ohren: Die Marquise ist eine große Sünderin."

René schreckte zusammen. „Meine Ahnung! meine Ahnung!"

„Der Herr von Aubray," sagte Amande sich erholend, „ward von schrecklichem Leiden befallen, als er mit seiner Schwester aus einem Glase getrunken."

„Nun? und die Marquise? sie befindet sich wohl?"

„Ich muß es glauben; sie verweilte lange nach dem Unfalle bei ihm."

„So ist es nur ein Hirngespinnst, Amande, das Dich ängstigt; denn enthielt das Glas gefährliche Mischung, so müßte die Marquise ebenfalls der Wirkung unterliegen."

„Ha — das ist es," flüsterte Amande, „ich irrte durch die Zimmer, ich fand am Boden des einen Gemaches — hier — halt, rühre es nicht an. Es ist eine Kapsel, worin ein Pulver war, es scheint, daß sie durch die Lippen gezogen wurde, Weintropfen sind daran bemerkbar; diese Kapsel, aus Goldschlägerhaut gefertigt, wie sie stets zum Einhüllen gefährlicher Stoffe verwendet wird, enthält Ueberbleibsel einer Substanz, die ich" — ihre Stimme sank zum Lispeln herab — „für ein Gegengift ansehe."

„Amande!"

„S—t. Ich kann mich irren; aber Du weißt, ich lernte im Hause meines Vaters manches Geheimniß. In

den Falten der Hülle findet sich Orvietan. Welche Mischungen noch dabei sind, kann ich nicht gleich sagen — wer weiß auch, ob die Marquise sich dessen bediente, aber ein Gegengift ist da im Zimmer genommen worden."

René schwieg einen Augenblick. „Halte das Blättchen fest," sagte er dann, „wir wollen es untersuchen. Ich muß Desgrais sprechen."

„René," rief Amande, „denke an meinen Vater. Die Marquise — Saint=Croix — er ist mit meinem Vater verbunden. Wenn er — Gott! Gott! eine Reihe furchtbarer Bilder steigt vor mir auf. René, wir müssen schweigen um meines Vaters willen."

„Du hast Recht," sagte der junge Mann finster blickend. „Huet steckt mit den Bösen zusammen. Ich habe ihn wohl erkannt in jener Nacht. Wir müssen schweigen — aber Deinen Vater retten. Die Andern treffe Gott mit seinen strafenden Blitzen."

Schreckliche Unterredungen.

Die Kirche Saint Germain l'Auxerrois war hell erleuchtet. Durch das Gewölbe brauste der Klang der Orgel, die Stimmen vieler Sänger setzten kräftig ein und ließen das dumpfe Klagelied ertönen, welches die Feier für das Gedächtniß eines Verstorbenen begleitet. Requiescat in pace! — An diesem Abende fand die Seelenmesse für den so plötzlich dahingeschiedenen Sieur von Saint=Laurent statt, und die Hinterbliebenen seiner Familie, seines Wappens, ließen dem Entschlafenen in das stille Grab die feier=

lichen Klänge des ernsten Chores nachdringen. Die Kirche war ziemlich gefüllt. Das jähe Ende des von vielen gekannten Mannes hatte die ganze Bevölkerung der Hauptstadt in eine gewisse Aufregung versetzt. Diese Erregung steigerte sich noch durch den, fast unmittelbar auf Saint-Laurent's Hinscheiden erfolgten Tod des Civillieutenants Herrn von Aubray. Man fand es auffallend, daß Letzterer fast auf gleiche Weise wie Saint-Laurent und wie sein Vater verendet war. Schon wieder begann sich die Angst zu regen, denn in noch allzufrischem Andenken standen die Todesfälle des Hôtel Dieu.

In einer der kleinen Seitenkapellen, welche sich rechts und links vom Hauptschiffe befinden, kniete vor dem Betpulte eine tief verschleierte Dame. Sie hatte sich diesen Ort ausgesucht, um ihre Andacht recht ungestört verrichten zu können, denn die im Schiff der Kirche Versammelten waren weniger um der Feierlichkeit willen, als des herrlichen Gesanges wegen zu der Messe geeilt. Seit längerer Zeit waren diese Andachten für Verstorbene eine Art von Luxus geworden, den die Hinterbliebenen durch Kerzenlicht, trefflichen Gesang und Decorirung des Altares, so wie eines Sarkophags in sehr prahlerischer Weise trieben. Jene verschleierte Dame schien für die Aeußerlichkeiten der Feier keinen Sinn zu haben. Das schwache Licht der Seitenkapelle, welche in fast vollständigem Dunkel begraben lag, sicherte vor den Blicken der Neugieriegen, und die Dame konnte sich ungestört ihrem Schmerze, ihrer Andacht hingeben, die beide gleich groß zu sein schienen, denn als Sänger und Orgel in markerschütternden Tönen jenen Vers an die Ohren der Hörer trugen, der das Erbarmen Gottes für den heimgegangenen Sünder anrief — da schluchzte die Dame laut und sank von dem Betstuhle herab, mit ihren Knieen die Steinfliesen der Kapelle berührend, das

Haupt in die Hände drückend. Sie glaubte sich allein — von Niemandem belauscht — sie irrte. Schon als die Sänger ihre düsteren Weisen begannen, hatte sich ein Mann, aus der Menge hervorschlüpfend, in die Seitenkapelle begeben. Er blickte vorsichtig hinter und neben die Pfeiler, deren Schatten die Dunkelheit noch vermehrten. Diese schwarzen Streifen benutzend, gelangte er in die Seitenkapelle. Er drückte sich in den finstersten Winkel und verließ die verhüllte Beterin mit keinem Blicke; als sie laut weinte, zuckte der Mann heftig mit den Armen, er stampfte sogar leise mit dem Fuße; als sie niedersank, trat er aus dem Dunkel hervor und näherte sich mit großen Schritten der Gebeugten. Er legte die Hand auf ihre Schulter und sagte vernehmlich: „Susanna.“

Die Beterin fuhr empor, sie faßte den Arm des neben ihr Stehenden, hob sich an demselben von der Erde auf und starrte die dunkle Gestalt mit verstörtem Blicke an.

„Böser Dämon,“ flüsterte die Herzogin, „was thust Du an dem heiligen Orte?“

„Die Teufel unterhalten sich auch zuweilen mit Gott. Ich bin nicht der schwärzeste. Was that ich Dir, Susanne, daß Du mich stets als einen Auswurf bezeichnest? habe ich nicht Dein Geheimniß bewahrt? war ich nicht bemüht, Dein Kind zu retten?“

Die Herzogin Damarre schöpfte Athem.

„Ich vermuthete Dich hier nicht,“ sagte sie. „Eine Abwesenheit meines Gatten benutzend, habe ich mich schnell hinweggestohlen. Ich mußte mein Herz vor Gott ausschütten — ich mußte den Heimgegangenen, der sich schwer an mir versündigt, seiner Gnade empfehlen durch ein Gebet — dieser Schritt hat dem Allmächtigen nicht gefallen, denn er sendet Dich mir in den Weg.“

„Verblendete,“ sagte Lachaussée, „Du ahnst nicht, was

ich für Dich gethan, Du weißt nicht, welches Opfer ich Dir gebracht. Schon seit vielen Tagen umkreise ich Dein Haus, um Dir zu sagen: „Susanna! athme auf, er ist todt, der Einzige, der gegen Dich zeugen konnte — zeugen würde.“

„Er? Saint-Laurent, würde unser Verhältniß enthüllt haben?“

„Ich weiß es gewiß. Ich habe ihn nicht verlassen; er sollte seines Kindes Retter werden, er verweigerte es. In dem Augenblicke, wo ich ihn entlarvt, hätte er sicher Deiner nicht geschont. Er hatte sich seinen Rücken gedeckt — Deine Schmach war ihm gleichgültig. Was that ich, Dein Dämom? komm näher Susanne, neige Dein Ohr. Ich sagte mir: Susanne darf nicht elend, ihr Frieden nicht gestört werden und da der Sieur von Saint-Laurent einst — über kurz oder lang — das Geheimniß verrathen würde, so muß er sterben. Ich hielt meinen Vorsatz fest und, merk' auf Susanne, um Dich frei von ihm zu machen, um mich zu rächen an dem Mörder meines Glückes, hab' ich ihn getödtet.“

Bei diesen Worten setzten Orgel und Sänger kräftig ein, sonst würde die Menge den Laut vernommen haben, den Susanne Damarre ausstieß. Als dieser Ton ihrer Brust sich entrungen hatte, war sie still, fest. Sie glich einer Statue der Kapelle.

„Weiche von mir, Satan,“ sagte sie, das Kreuz schlagend; „ich will Alles bekennen.“

Sie machte eine Bewegung, um zu entfliehen, aber Lachaussée hielt sie zurück.

„Keinen Schritt,“ flüsterte er. „Ich bin Dir hiehergefolgt, um Alles zu entdecken — aber: keinen Schritt oder das Verderben über Dich und Alle, die Dir werth sind.“

„Ich bebe nicht zurück,“ sagte Susanna. „Laß mich. Ich will meinen Gatten, meine Söhne will ich; hinweg von Dir, Verfluchter.“

„Deine Söhne?“ lachte leise und höhnisch der Bandit. „Wohlan, rede zu ihnen. Weißt Du, zu wem Du Dich wendest, wenn Du mit dem Bastard Saint=Croix sprichst? Susanna Damarre, Alles ist eingetroffen. Der Mensch, über dessen Grabstein die Lieder jener Sänger ertönen, er sollte nach dunkler Vorhersagung durch das Geschick betroffen werden, welches der Sohn, Gaudin, über ihn heraufbeschwören, der Sohn selbst sollte in das Verderben gelockt, zum Sünder gemacht werden durch das erste Weib, welches sich ihm liebend nahen würde. Alles ist erfüllt. Im Parke von Mortemart lernte Gaudin die schreckliche Marquise kennen, ihre Schlangenarme umfingen ihn, sie drückte den ersten Kuß auf seine Lippen — von da an ist das Unheil über ihn gekommen; fest gekettet an dieses Weib, in den Taumel der Sünde hineingerissen, ist Gaudin ein Verruchter geworden. Er brachte über seinen Vater den Tod, denn mit den Giften, welche Deines Sohnes schwarzer Genosse, Exili, der Italiener, in der Mordwerkstatt bereitet, habe ich den Sieur von Saint=Laurent getödtet. Danke mir, Susanne Damarre, ich habe Dich befreit von ihm, Niemand kennt Dein Geheimniß, denn meine eigne Wohlfahrt erheischt mein Schweigen — aber ich habe noch mehr gethan, Susanne: Dein Sohn Gaudin sollte den Sieur Saint=Laurent, seinen eignen Vater, ermorden, ich habe die That auf mich genommen. Gaudin's Hand ist vom Vatermorde rein geblieben, ich aber habe den ersten Mord begangen und Dein Kind vor dem Furchtbarsten bewahrt. Nenne mich noch ein Scheusal, Susanna.“

Die Herzogin hatte keine Antwort mehr auf die gräßliche Enthüllung. Athem, Luft, Licht und Leben vergingen ihr, es war der gepeinigten Frau, als öffne sich unter ihren Füßen der Boden der Kirche, als sänken Leute, Kerzen, Altäre hinab in die weite Kluft, die Klänge der Orgel

wurden zum Donner, die Stimmen der Sänger zum Wehgeheul und mit einem halberstickten Rufe sank sie zu Boden.

Lachaussée hielt es für gerathen, nicht länger in ihrer Nähe zu bleiben. Er zog seinen Mantel dichter um sich und eilte hinweg. Kaum war er hinter dem Pfeiler verschwunden, als drei Männer sichtbar wurden, welche auf der andern Seite desselben sich versteckt hatten.

„Er war es wirklich,“ sagte der Eine.

„Sie haben ihn genau beobachtet? wiedererkannt?“ fragte der Zweite.

„Gewiß. Vorhin, als wir ihm durch die Kirche folgten, verlor ich ihn eine Zeit lang aus den Augen, aber jetzt habe ich ihn deutlich, so genau gesehn, als ich Sie sehe.“

„Hm! ich habe mir den Burschen gemerkt. Wenn wir ihm zum zweiten Male begegnen, entwischt er mir nicht. Aber — dort. Was ist das? sehen Sie doch, Lamy, eine Dame liegt am Boden, sie scheint ohnmächtig. Helfen wir.“

Die drei Männer eilten zu der auf den Steinfliesen bewußtlos liegenden Herzogin, hoben sie empor und setzten sie auf eine Bank.

Die unglückliche Frau erholte sich. Sie schlug die Augen auf und fuhr Anfangs entsetzt zurück, als sie das Gesicht eines Mannes dicht neben sich erblickte; bald jedoch wurden ihre Züge ruhiger.

„Er ist fort. Gott sei Dank,“ murmelte sie.

„Frau Herzogin Damarre,“ sagte der Eine der Männer, seinen Hut artig lüftend, „ich bedaure ihren Unfall. Wir werden, wenn Sie es wünschen, eine Platzkutsche holen lassen, befehlen Sie Begleitung?“

„Nein, mein Herr, ich danke; nur den Wagen.“

Die Männer geleiteten die Herzogin bis zu den Wagen, welche dicht vor dem Eingange der Kirche hielten.

„Gehen Sie nun, Herr Jerome," sagte der, welcher die Herzogin angeredet hatte, „und sagen Sie dem Neffen des verstorbenen Herrn von Saint-Laurent, die Sache werde nicht mehr lange im Dunkel bleiben. Theilen Sie ihm mit, daß der Mensch, den wir verfolgen, derselbe ist, der unter dem Namen Rolâtre an dem Tische Ihres Herrn mit Penautier speiste. Sprechen Sie aber zu Niemandem. Gott befohlen."

Der Diener ging.

„Lamy," sagte der Mann zu seinem Begleiter, „da spinnen sich, däucht mir, seltsame Dinge zusammen. Ich will darauf schwören: Penautier und jener Strolch, den wir verfolgen, wissen Beide, wie und weshalb Saint-Laurent so schnell hinüberging. Wir können, glaube ich, einen prächtigen Fang machen."

„Sie mögen Recht haben, Herr Desgrais," sagte der Andere. „Schade, daß Sie in das Hotel zum Prinzen Condé eine halbe Stunde zu spät kamen."

„Ein Opfer muß immer fallen," sagte Desgrais, achselzuckend. „Jener Rolâtre scheint sich gut zu verbergen. Ich werde das Versäumte aber nachholen."

Er ging mit seinem Begleiter langsam über den Platz vor der Kirche.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Und Sie wollen es läugnen, Papa Huet? vor mir, vor Ihrem Freunde, vor dem, den Sie an Kindesstatt aufgenommen haben, vor dem Manne, den Ihre Tochter liebt? Sie werden es nicht. Sie sind ein Genosse jener nächtlichen Arbeiter. Ich weiß Alles, ich habe genaue Nachrichten."

„Oh — ich weiß, Herr René, daß Sie mit Polizeispionen verkehren — Sie —"

„Was da. Hören Sie das Wort des Freundes. Sie

wissen, ich habe mir nie ein Wort erlaubt, ich habe das mystische Treiben in diesem Hause mit Stillschweigen gesehen und beobachtet, bester Huet, wie können Sie glauben, daß die Männer, welche hier verkehren, jener Saint=Croix, der Italiener Exili, daß diese Menschen lauter und rein dastehen?"

„Ihr beurtheilt die Leute nach Eurer Weise. Saint=Croix ist ein gelehrter Kauz, ein Mensch, der zweierlei Leben führt. Mit den Früchten seiner Wissenschaft macht er sich das Dasein zu Nutze."

„Er täuscht Sie! Ich weiß, daß er durch Ihre Vermittlung in jene geheime Gesellschaft eingeführt wurde, daß er dort mit dem Italiener zusammentraf, daß ein Kampf stattfand. Huet, achten Sie auf des Freundes Stimme — reißen Sie sich los von den Banden, die ein furchtbares Geheimniß, welches vielleicht schwieriger zu entwirren ist, als alle Ihre Spielereien, um Sie schlingt."

„Sie scheinen gut unterrichtet zu sein durch Ihre Freunde von der Polizei, durch die Spürhunde des Herrn de la Reynie."

„Ich bin nicht durch die Agenten La Reynie's unterrichtet, wenn Sie es denn wissen wollen, Huet: ich selbst war Zeuge jener Versammlung."

Der Laborant fuhr erschrocken zurück, seine Augen starrten den jungen Rechtsgelehrten mit seltsamen Blicken an:

„Ihr selbst wäret Zeuge gewesen? unmöglich."

„Ich wohne in dem Hause der Straße Serpent, das wissen Sie, nun lassen Sie sich erzählen."

René theilte dem Alten mit, auf welche Weise er hinter das Geheimniß gekommen, welches die Mauern des Collegiums umschlossen; je weiter er sprach, um so niedergeschlagener wurde Huet, endlich sprang er auf und eilte händeringend durch das Zimmer.

„Ich bin verloren — verloren —“ rief er. „René, Herzensjunge, wie soll ich mich retten?“

„Noch schwebt Alles in der Luft,“ sagte der junge Herzog. „Ich weiß, daß die Häscher la Reynie's nicht ihre Maßregeln getroffen haben; es läßt sich gar Nichts feststellen, da Sie und die Bundesbrüder gute Vorsicht gebrauchten.“

Huet blickte wieder ein wenig heitrer.

„Es ist nämlich, ohne großes Aufsehen schwer, hinter die Geheimnisse der Gesellschaft zu kommen. Als Desgrais und ich, nach jenem fürchterlichen Sturze, in Folge dessen Sie mit all Ihren Genossen über uns hinwegrasten, mühsam aufstanden, befanden wir uns in dichter Finsterniß. Der Gefreite, der noch ein geladenes Pistol bei sich hatte, versuchte in das Dunkel zu dringen, welches uns umgab. Wir tasteten umher und vermochten Nichts als kahle Wände zu fühlen. Während wir noch immer, Arm in Arm durch die Nacht tappten, regte sich bei uns der fürchterliche Gedanke, daß wir möglicherweise lebendig begraben sein konnten. Wir wußten nicht, an welchem Orte der Katakomben, mit denen Ihre Arbeitslokale offenbar in Verbindung stehen, wir uns befanden, und sehr leicht konnte uns ewige Nacht umschließen — kein menschliches Auge hätte die Leichen zweier Menschen wieder erblickt, die in irgend einer finsteren, unerforschlichen Höhle vor Hunger und Ermattung gestorben, später in einem jener großen chemischen Oefen zu Pulver verbrannt worden wären, um die Entdeckung unmöglich zu machen.“

„Fast wurde diese Annahme zur schrecklichen Gewißheit, denn Stunde auf Stunde verrann; es mußte längst heller Morgen sein, aber wir erblickten nicht den kleinsten, unbedeutendsten Lichtstrahl, kein Geräusch, kein Ton irgend einer Stimme drang zu uns und die Finsterniß schien im Gegen-

theil immer dichter zu werden. Unglücklicherweise hatte Desgrais kein Feuerzeug, um Licht schlagen zu können, bei sich, und die Pistole wollte er nicht abfeuern, weil wir immer noch obenein überfallen zu werden fürchteten."

„Wir riefen, die Wölbung hallte unsre Rufe matt zurück. An den Wänden entlang gehend, kamen wir bis zu dem Ende des großen, breiten Raumes — wohin wir auch tappten, so viel wir auch stießen, klopften, suchten — nirgends eine Spalte, eine Höhlung oder ein Zeichen, daß irgend ein Ausgang vorhanden sei. Immer unruhiger werdend, durchstöberten wir so den ganzen Raum, klopften gegen die mit ungeheuren Bohlen belegten Dielen und gelangten endlich zu der Ueberzeugung, daß wir uns in einem, auf allen Seiten festverschlossenen Gewölbe befanden, aus dem ein Entkommen unmöglich war. Die schwüle, mit narkotischem Geruche geschwängerte Luft wirkte betäubend auf unsre Sinne, und sogar Desgrai's Riesenkraft schien bereits zu erlahmen. Auf den Boden uns niederkauernd, erwarteten wir mit einer Art von Resignation das Ende des fürchterlichen Schauspiels, in welchem wir unglücklicher Weise Mitspieler geworden — wir meinten ersticken zu müssen, so schwer lastete der Dunst auf Brust und Hirn. Ich weiß nur, daß ich nach geraumer Zeit aus einer Art von Schlaf, durch einen Stoß Desgrais, erwachte. Der Gefreite flüsterte mir zu:

„Sehen Sie dort unten?"

Ich blickte auf das Gerathewohl in die Finsterniß hinein und glaubte den Schimmer eines Lichtes zu bemerken — ja, es kam langsam näher und wir bemerkten den Schatten einer menschlichen Figur. Sogleich kehrten Besinnung und Lust, das Abentheuer weiter zu verfolgen, bei Desgrais zurück. Er nahm seine Pistole zur Hand und rief:

„Wer da? laßt die Thüren öffnen, oder ich gebe Feuer."

„Der Träger des Lichtes sagte ruhig:

„Sie können immer schießen. Wenn ich nicht will, kommen Sie doch nicht hinaus und schießen Sie mich todt, dann fragt Niemand nach Euch. Wer seid Ihr denn?“

Ich erkannte, in dem abscheulich aussehenden Alten, meinen Hauswirth de Hesme.

„Aha,“ rief Desgrais, „Ihr seid es? wir haben Euch schon einmal heut oder gestern Abend gesehn. Ihr seid einer von der Bande, die hier ihr Wesen treibt, Ihr seid der Hauswirth der Teufelsspelunke. Alle diese Spinden mit chemischem Krimskrams, die Tische mit Symbolen und Lampen gehören wohl Euch? Die Polizei wird ein Wörtchen mit den Herren Goldköchen und Chemikern reden, die auch noch obendrein sich unter einander todt stechen.“

„Der Alte hob sein Licht empor, und ließ den Strahl auf unsere Gesichter fallen. Er schlug leise mit der Hand an seine Stirn und schüttelte den Kopf, dann sagte er in höhnischem, schnarrendem Tone:

„Symbole? Krimskrams? Teufelsspelunke? was faselt Ihr da, guter Freund? Ihr seid wahrscheinlich mit meinem Herrn Miether dort in lustiger Gesellschaft gewesen, habt die Flasche zu sehr umarmt und seid dann, wie es schon einigen Weinbrüdern ging, die Seitentreppen hinunter gepurzelt, als ihr über den Hof zurück wolltet. Hier ist von keiner Bande die Rede — Niemand treibt hier sein Wesen und die Schränke, oder was Ihr sonst gesehen habt, müssen in Eurem weinseligen Gehirne zu finden sein, hier — Ihr seht wohl, ist Nichts.“

Er leuchtete an den Wänden herum und entlang. Schon bei dem Tasten in der Dunkelheit war es mir aufgefallen, daß ich nirgends auf Schränke oder Sessel, Tische oder irgend einen der vielen Gegenstände gestoßen war, die ich doch bei unserm Eintritte in den Raum deutlich bemerkte.

Der Alte hatte vollkommen wahr gesprochen — Alles öde — leer, nur graue, kahle Wände dehnten sich vor uns, der Fußboden schien aus Steinplatten zusammengesetzt. Desgrais blickte mich verdutzt an. Der Alte grinste höhnisch hinter dem Schirme seiner Lampe hervor.

„Aber wir sind doch in einem Gewölbe," sagte Desgrais, zornig auf den Boden stampfend. „Wie kamen wir hinein?"

„Wie alle Trunkenbolde in dergleichen Räume kommen.

„Wir haben keinen Wein bis zur Trunkenheit zu uns genommen," sagte ich.

„Dann seid Ihr Nachtwandler — Ihr habt Visiones," rief der Alte. „Ihr seht doch, hier ist Nichts. Diese Räume sind meine Hintergebäude, ich habe da nach vorne hin, wo Euer Zimmer sich befindet, Herr Doctor, Waarenlager. Eben wollte ich in dieselben gehen, da finde ich Euch Beide zu meinem Staunen hier. Wäret Ihr es nicht, Herr Doctor, ich hielt Euch für Diebe."

„Aber zum Teufel, Herr, wir müssen doch auf irgend eine Weise hier hineingekommen sein? wie gelangen Trunkenbolde in ein geschlossenes Lokal?"

„Ah — richtig. Gestern war hier große Abladung, Träger, Leute von den Quai's arbeiteten in dem Lager — Ihr seid mitten in den Trubel hineingerathen und sie haben sich einen schlechten Spaß mit Euch gemacht."

War es nun, was ich wohl glaube, die schwüle, betäubende Luft, welche uns Hirn und Herz zusammenpreßte? war es die Ermattung? genug — wir wurden vollständig irre. Keine Spur von Schränken, kein Löchlein oder eine Ritze, kein Anzeichen, daß da oder dort die Menge Tische gestanden. Wohin war die große umgestürzte Steintafel gekommen, die ich doch deutlich zu sehen glaubte? Wir

hatten uns wirklich getäuscht? — eine Vision gehabt? Desgrais war verstimmt. Sein Genius hatte ihn verlassen.

„Bringen Sie uns hinaus, alter Herr," sagte er mürrisch.

„Das soll geschehen," erwiderte der Alte, schritt mit uns bis zum Ende des Saales, hob eine Klappe aus dem Boden und stieg eine enge Treppe hinab, die zu einer Art von Kellerhals führte. Der helle Sonnenschein blendete uns eine Zeit lang; als wir wieder klar zu sehn vermochten, standen wir mit de Hesme auf dem Hofe.

„Sie haben Allerlei gesehen," kircherte der Alte. „Hier aus diesem Keller kam ich, als Sie über den Hof wankten, und da vermeinten Sie, ich sei zum Fenster hinausgestiegen Dort ist die Nebentreppe, die Thür zu den Waarenlagern stand offen und Sie sind hineingerathen. Sehen Sie? dort ist die Thüre, soll ich Sie Ihnen öffnen?"

Wir dankten.

„Gott befohlen, meine Herren," sagte de Hesme. „Ich muß meine Waaren inspiciren."

Er ging wieder in den Keller zurück.

„Was meinen Sie dazu?" sagte Desgrais.

„Ich bin mir nicht klar über die ganze Angelegenheit."

„Aber ich," sagte der Gefreite. „Wir sind doch nicht Blödsinnige. Alles ist gewesen wie wir es gestern sahen. Die Bande hat sich aus dem Staube gemacht und durch irgend eine treffliche Maschinerie können sie ihren ganzen Kram versenken. Hörten Sie nicht, wie bei dem Verlöschen der Lichter ein Geräusch, als werde Wasser aus einer Schleuse gelassen, ertönte? Das waren die unterirdischen Maschinen."

Ich mußte ihm beipflichten.

„Lassen Sie uns schweigen," sagte er. „Wir müssen die Gesellschaft sicher machen."

Damit trennten wir uns. Ich aber weiß, daß Alles seine Richtigkeit hatte, Huet, daß Alles wirklich da war und beschwöre Euch: seid auf der Hut."

Der alte Laborant legte seine Hand auf René's Schulter.

„Ich danke, mein Sohn," sagte er. „Ihr sollt mit mir zufrieden sein. Hütet das Geheimniß und danket dem Himmel, daß Ihr so entronnen seid. Wäre der Meister über Euch gekommen, Ihr hättet schwerlich des Tages Licht wieder gesehen."

Plötzlich wurde die Thür geöffnet und Amande eilte in das Zimmer. Sie trug einen ganz kleinen Recipienten in der Hand, in welchem sich eine kaum bemerkbare Substanz zeigte.

„O — jetzt ist Alles klar," rief sie. „Im Laboratorium habe ich es mit Morel untersucht. Es ist, wie ich vermuthete, ein Gegengift. Sie hat es eingenommen, um sicher zu sein, wenn sie die Probe machen müsse. Sie ist ein schreckliches Weib."

„Wer? was ist denn?" stammelte Huet.

„Fassen Sie sich, Vater," sagte René feierlich. „Wir müssen Sie warnen. Noch können wir nicht ganz klar sehen, wir müssen schweigen, um Ihretwillen, denn Sie sind eng verbunden mit Exili, jenem Saint-Croix, und sicherlich ist die gefährliche Marquise von Brinvilliers den Beiden nicht fern. Schwarze Thaten sind geschehen, wenn nicht Alles trügt — jene Todesfälle — der alte Aubray — Henry — Saint-Laurent vielleicht ebenfalls, dessen Stelle der Freund Saint-Croix's erwarb — sie sind gemordet."

„Barmherziger Himmel!"

„Das ist der Stein der Weisen, den Herr von Saint-Croix sucht. Er und die Marquise sind mit schweren Sünden belastet."

Huet bebte zurück und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Schweigt," flüsterte er. „Um Gottes Barmherzigkeit Willen, schweigt Kinder. Ich habe dem Lieutenant alle seine Droguen geliefert. Aus meinen Büchsen hat er die Giftstoffe entnommen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

In dem Laboratorium der Straße Bernadins sah es eigenthümlich aus. Die Retorten und Oefen waren nicht wie sonst, mit Gluth versehen. Die Kräuterbündel, die schweren Pergamentbände, die Gewichte, waren bei Seite geschoben und statt des Wirrwars von allerlei wunderlichen Dingen, stand der alte Tisch dicht an dem Ofen. Aber er war mit köstlicher Decke geziert, auf derselben prangte ein auserlesenes Mahl, Flaschen mit funkelndem Weine, herrliche Früchte und Näschereien. Um diesen Tisch saßen Saint-Croix, Exili und Maria von Brinvilliers. Die Marquise hielt das hohe Kelchglas in ihrer zarten Hand und indem sie es an Saint-Croix reichte, rief sie:

„Unser Glück — unser gutes Glück. Lebe mein Gaudin — lebe für mich."

„Trotz Allem," rief Gaudin. Ich bebe nicht mehr zurück. Ja — Du dort, schwarzer Meister, Du hast mich gefesselt vom ersten Augenblicke an. Gedenkst Du noch der Nacht vor dem Treffen?"

„Gaudin," sagte Exili; „Ihr werdet zu viel trinken, setzt ab. Wenn man solche Geheimnisse hütet, wie Ihr, dann muß man mäßig sein. Ein Wort, nnd die Lauscher haben Verdacht."

„Pah," lallte die Marquise, der die Geister des Weins in den Kopf stiegen, „ich dringe auf dem gefährlichen Wege immer weiter vorwärts. Noch Zwei müssen — werden fallen, dann sind wir die Unzertrennlichen. Einen Kuß, Gaudin: auf das Verderben der Feinde, auf die Zertrümmerung der Hindernisse."

Sie schlang ihren Arm um Gaudin's Nacken. Exili betrachtete stumm die Gruppe. Da regte sich plötzlich der Thürklopfer.

„Still,“ sagte Gaudin, „fort — tritt hinter den Ofen.“

Die Marquise gehorchte.

„Wer ist da?“

„Oeffnet. Ich bin es, Morel.“

Gaudin öffnete die Thür und mit verstörter Miene eilte der Famulus in das Laboratorium.

„Schnell,“ stammelte er. „Es muß gehandelt werden.“

Die Drei sprangen auf.

„Was ist geschehen?“ rief Saint-Croix.

„Viel. Haben Sie ein Gegengift genommen, einen Orvietan, Frau Marquise?“

Mechanisch fuhr Maria mit der Hand an ihren Busen.

„Ihr sprecht sonderbar, Mann;“

„Keine unnütze Scham,“ rief Exili. „Ja, ich war es, der der Marquise ein solches Mittel gab, als der Schlag gegen Henry d'Aubray geschehen sollte.“

„Ihr habt es im Hause Aubray's genommen?“

„Ja,“ sagte die Marquise.

„Ihr habt die Haut, in welcher es bewahrt worden, zu Euch gesteckt?

„Ich meine — ja — doch nein —“

„Ihr habt sie verloren. In der Hülse war noch Substanz enthalten, die Tochter Huet's hat jenes Papier gefunden, ihre Kenntniß der Medicamente und Droguen hat sie Argwohn schöpfen lassen, heut, in meiner Gegenwart, mit meiner Hülfe untersuchte sie die Ueberbleibsel, und fand, daß es Gift sei — Gegengift. Ich hörte, wie sie laut im Zimmer dem Alten und René zurief: Sie hat es eingenommen! ich habe mich nicht getäuscht — sie ist ein schreckliches Weib! Ich weiß, daß an jenem Abende Amande

Huet zufällig in des Civillieutenants Haus kam, ich reimte mir Alles leicht zusammen und da bin ich. Die Apothekerstochter hat die Spur."

„Verdammt," rief Exili, auf den Tisch schlagend.

„Dieses Mädchen muß sterben," sagte die Marquise mit furchtbarer Stimme. Alle müssen sterben, die uns entgegenstehen. Ich will hoch steigen, hoch mit Gaudin — ich werde es. Kein Mittel darf gescheut werden, um das Höchste zu erreichen. Hinunter mit den Feinden! Ha! meint Ihr, ich solle der Montespan nachstehen? sie hat mich gedemüthigt — ich muß wie sie glänzen, strahlen. Gebt Eure Satanstropfen, schwarzer Doctor, bis Morgen muß Amande Huet fallen."

„Der Wein spricht aus Euch, Frau Marquise," entgegnete Exili ruhig. „Liebe und Wein regen Euch auf. Ich gebe die Mittel nicht gegen Amande Huet."

„Wie? Ihr weigert Euch? Ihr habt den Gewinnst getheilt, und es ist wider die Abrede, Euch zu weigern," rief Saint-Croix.

„Sei's drum. Jenes Mädchen werde ich nicht opfern, denn ich habe sie für andere Dinge aufgespart. Auch dürfen wir nicht mit den Schlägen eilen. Macht eine Pause. Wir müssen Vorsicht gebrauchen."

„Ihr meint wirklich?" sagte die Marquise, hastig näher tretend, denn schon wichen die Geister des Weines der Unruhe.

„Sie ziehen sich aus der großen Welt zurück, Marquise, sonst würden Sie erfahren haben, was mir schon seit mehren Tagen kein Geheimniß ist. Wir haben offenbar einen Nebenbuhler, einen Bewerber, einen bis jetzt tief verborgenen Kenner und Mitarbeiter in unsrer geheimen Kunst."

Gaudin und Maria blickten sich erstaunt an, während Morel sich in den Schatten des Ofens zurückzog.

„Seit Wochen mehren sich die Todesfälle auffallend und zwar — ich habe es selbst gesehen — zeigen alle Leichen dieselben Symptone, welche jene Vierzehn des Hôtel Dieu zur Schau trugen — vertrocknet — lederartig. Kein Arzt vermag sie zu seciren.“

Gaudin's Erregung wich einer plötzlichen Schlaffheit.

„Wie? es wäre möglich, Exili, daß — —“

„Ein Forscher, gleich uns, die seltnen Mittel entdeckte. Schon läuft neues Wehgeheul durch Paris, Niemand ist sicher und das Unheil schreitet mit feurigen Sohlen durch diese Gefilde, überall seine Tapfen einbrennend.“

„Wer kann es sein?“

„Ich vermag es nicht zu enträthseln, aber es scheint, die Spuren verlieren sich in der Nähe des Baders La Vienne. Wir müssen deshalb vorsichtig sein. Regt Eure Kräfte nicht — wartet ab.“

„Aber Aubray? Michel?“ rief die Marquise. „Für ihn gebt mir die Tropfen.“

„Nein. Wenn Gaudin es wagen will — wage er es mit seinem Mittel — ich weigere Euch den Dienst. Henry d'Aubray war der Letzte.“

„Gauner — italischer Geizhals,“ rief die Marquise.

„Weib,“ donnerte Exili, „Du wirst Dich beugen oder ich zeige Dir andere Gewalten. Du hast schon ein Mal es gewagt, Dich aufzulehnen, wage es nicht wieder, oder ich sage mich los von Dir. Glaubt Ihr die Weihe, welche Jener dort durch mich empfing, in dem dunklen Thurmzimmer der Bastille, sei umsonst geschehen? Ihr seid mein, bis das Werk vollständig vollbracht ist und wehe, wenn ich meine Kräfte wieder Euch kehre! Ich hindre Dich nicht Gaudin, brauche die Waffen, welche Du führen kannst, aber das größte Geheimniß meiner Kunst, jene gewaltigen Tropfen sind nur zum Dienste des Meisters — wann, wie ich sie

brauchen will, steht bei mir. Hütet Euch! Deine Mittel, Gaudin, sind nicht spurlos wirkend, unternimm Nichts mehr, ohne Deinen Meister, schon schleicht der Verdacht umher — jenes Mädchen, der junge Doctor — sie ahnen sicher Unheil. Hütet Euch."

Er schritt aus dem Gemache und bestürzt blieben die Drei zurück.

„Wir müssen die Tropfen haben," sagte Maria.

„Ich werde sie zusammensetzen, ihm zum Trotze," rief Saint-Croix. „Jetzt — gerade jetzt soll er sehen, daß ich ein gelehriger Schüler bin."

„Könnte man nicht das Buch in die Hände bekommen?" fragte plötzlich Morel.

„Oh — wenn das wäre," sagte Saint-Croix. „In wenig Stunden wäre Alles gethan."

„Wir gerathen in das Zögern," zischte die Marquise. „Ueber Deine Experimente vergißt Du das Nächste: Michel Aubray. Nur wenn er beseitigt ist, können wir triumphiren. Eilen wir. Der Tod Henry's hat allein die Verzögerung herbeigeführt, sonst wäre ich längst das Mündel des Châtelet, Aubray und die Tochter des Apothekers, das sind die nächsten Opfer. Ich wollte nur noch Zwei vernichten, aber die Zahl vergrößert sich. Eile! wir brauchen Geld — Geld wenn wir mit dem alten Glanze wieder unter den Großen erscheinen wollen, und wenn der letzte Aubray hinüber ist, darf ich frei schalten mit den Millionen meines Vaters."

Morel näherte sich Saint-Croix, er zog den starr vor sich Hinblickenden bei Seite.

„Wenn ich das Buch bringe, welchen Preis zahlen Sie?" fragte er.

„Fordre!" rief Saint-Croix.

„Gut. Sie sollen mir einige Fläschchen voll von dem

Elixire geben, welches Sie gewinnen. Ich will damit schalten können: das ist der Preis, den ich setze. Wollen Sie?"

„Das ist viel gefordert. Ich gebe das größte Geheimniß aus der Hand."

„Ich lege noch Etwas hinzu, wenn Sie mit mir die Frucht der Arbeit theilen. Sie allein kennen die Zeichen, welche Exili gelehrt hat und vermögen die Recepte zu lesen, deshalb muß ich mich an Sie wenden — wenn Sie mir also einen Theil des Elixirs überlassen, so will ich Ihnen die Papiere bringen, aus denen Sie Ihre Geburt, Ihren Vater — Ihre Mutter kennen lernen sollen."

„Mensch!" fuhr Saint-Croix auf, „das wolltest — das könntest Du? Ich sollte durch Dich meine Mutter, mein Recht an das Leben kennen lernen? Wenn Du das vermagst, sollst Du die Tropfen haben, Du sollst strafen, vernichten können wie ich und der Meister."

„Ich halte Sie beim Worte, Herr von Saint-Croix," sagte Morel.

„Wir werden das Ziel erreichen," frohlockte die Marquise.

„Wir werden endlich ausruhen können von der schrecklichen Arbeit," flüsterte Saint-Croix.

Als Morel in die Gasse trat, lachte er laut und rieb seine Hände. „Ich werde Ihnen schon den Rang ablaufen, Herr La Vienne," kicherte er, „Sie haben mir meine Proben nachgemacht und treiben den Handel zu meinem Nachtheile; aber ich werde bessere Waare auf den Markt bringen als Sie."

Der Gerichts-Rath und Chef des Innern Herr de Palluau befand sich in seine Amtstracht gekleidet im Vorgemache des Cabinets Seiner Majestät Ludwig's XIV. Der Rath hatte ein ziemlich starkes Convolut von Schriften unter dem Arme und schien mit sehr ernsten Geschäften

betraut zu sein, denn er seufzte verschiedene Male und fuhr ängstlich auf, wenn sich ein Geräusch an der Thür vernehmen ließ, welche in das Cabinet des Monarchen führte.

Endlich aber mußte Herr von Palluau doch sich mit Muth waffnen, denn ein prächtig gekleideter, sehr stattlicher Mann, dessen breiter Kopf nur ein wenig zwischen den Schultern steckte, öffnete die Thür und rief: „Mein Herr Rath, der König wünscht Sie zu hören."

Dieser stattliche Mann war der Minister Louvois. Er hatte soeben dem Monarchen die Berichte von den Erfolgen der französischen Waffen, welche in der Nacht vorher ein Courier überbracht, vorgelegt. Der König war in Person bei der Eröffnung des Feldzuges zugegen gewesen. Er hatte die Belagerung von Lille geleitet, im Feuer gestanden — aber die Liebe rief ihn zurück. Als er wieder in der Nähe seiner schönen Frauen war, vergaß er die Waffen. Er hatte sich Ruhm genug erworben — er ließ seine Generäle und seine prachtvollen Truppen die Sache ihres Königs weiter führen.

Trotz aller Siegesnachrichten war aber Ludwig XIV. sehr ernst. Die Berichte vermochten ihn nicht zu erheitern, und mit ängstlicher Miene trat er dem Gerichts-Rathe entgegen.

„Sie bringen mir neue Rapporte von Bedeutung?" fragte er.

„Leider, Sire."

„Also ist es wahr? Sie zweifeln nicht länger daran?"

„Wir können nicht mehr daran zweifeln, Sire. Seit mehreren Wochen beobachtet man in allen Stadttheilen von Paris auf das Genaueste, und die Resultate gleichen sich vollkommen."

„Also eine vollständige Organisation?"

„Sicherlich, Sire. Die Berichte sind grauenhaft. Ich

wage an jene räthselhaften Sterbefälle zu erinnern, welche vor längerer Zeit im Hôtel Dieu stattfanden und die Besorgniß der ganzen Einwohnerschaft erregten. Diese unerklärlichen Erscheinungen sind offenbar die Vorläufer gewesen, denn die jetzt eintretenden Ereignisse stehen genau mit ihnen im Zusammenhange, was die Symptome betrifft, und es unterliegt nach Aussage der Aerzte keinem Zweifel mehr, daß die Todten Opfer einer gegen das Leben Ihrer Unterthanen, Sire, gerichteten Verschwörung sind."

Der König entsetzte sich. Sein Blick wurde trübe und ängstlich. „Was sagen Sie, Palluau?"

„Wenn ich mich des Ausdrucks Verschwörung bediene, so bitte ich denselben auf die Todesart beziehen zu wollen. Ja, Sire: Alle Die, welche an jener schrecklichen Abmagerung, an der leiblichen Verdorrung dahinsiechen in Paris: sie sind vergiftet. Ein furchtbares, von keinem Arzte zu entdeckendes Gift hat seinen Weg zu der Menschheit gefunden; wer streut es aus? wo sind die geheimen Werkstätten der mystischen Verbrecher? Nicht die niederen Kreise sind es, welche von der entsetzlichen Plage heimgesucht werden, in den hohen und höchsten Sphären schreitet das Verbrechen einher. Diese Gifte werden offenbar durch ein besonderes Comtoir, durch Agenten verbreitet, welche ohne Zweifel große Bezahlungen dafür erhalten. Schon ist die Angst in die Familien eingezogen, der Sohn beginnt dem Vater, der Vater dem Sohne zu mißtrauen. Ein reicher Erblasser, der gestern gesund und frischen Aussehens durch die Straßen schritt — er liegt heut stumm — kalt — eine starre, mumienhafte Leiche, und in seine Reichthümer theilen sich die lachenden Erben; Niemand glaubt an den natürlichen Tod — aber wer beweist die schwarze That? Die Gifte trotzen der ärztlichen Kunst. Ein Nebenbuhler befreit sich leicht durch zwei oder drei Tropfen oder durch eine

Dosis des geheimen Mittels von dem lästigen Hinderniß, ein Stellenjäger wird nun nicht mehr lange zu harren brauchen, denn ein Arcanum aus der unbekannten Giftküche schleudert den Besitzer des Amtes aus dem Wege. Die Majestät selbst — wer kann dafür stehen — findet vielleicht ihren Feind, der die geheiligte Person mit entsetzlichen Tropfen — —"

„Halten Sie ein, Palluau," rief der König, „Sie schildern — ich will es zu Gott hoffen — die Sache zu schwarz."

Statt aller Antwort zog der Rath aus seinen Papieren eine Liste hervor, welche die Namen der seit einiger Zeit auf unerklärliche Weise Dahingeschiedenen zeigte. Alle diese Todten waren genau unter den gleichen Erscheinungen, fast alle sogar innerhalb derselben Zeitdauer gestorben.

Der König gewahrte hohe, glänzende Namen. — Sein Ohr war schon mit Klagen, Bitten und Anzeigen bestürmt worden. Diese neue Plage erschien wie eine Geißel Gottes in der großen Stadt, in der von allerlei Lastern befleckten Gesellschaft. Seltsame, verwickelte Erbschaftsprocesse lösten und erledigten sich durch den plötzlichen Tod eines der Betheiligten, alte Feindschaften erreichten ihr Ende — denn wie durch Zauberschlag riß der Sensenmann Einen von den Streitern aus der Reihe der Lebenden. Man bezeichnete eine hochgestellte Persönlichkeit, welche sogar den eigenen Bruder durch die schrecklichen Mittel in das Jenseits befördert haben sollte, und kein Nebenbuhler, kein Beleidigter wagte es mehr, die Waffenentscheidung anzurufen, weil man sich zuraunte: ein Feigling könne den Duellanten durch die starken Gifte augenblicklich vom Leben zum Tode bringen, bevor noch der Kampfplatz beschritten sei. Inmitten dieser Wirren, welche die höhere Gesellschaft sowohl als

auch die niedere in wachsender Erregung hielten, tauchte ein mystisches Wesen auf: La Voisin nannte sich das Weib. Sie wahrsagte aus der Karte, sie bezeichnete den Wißbegierigen — so sagte man — die Opfer, welche durch die Gifte aus der Welt zu schaffen waren.

Die Polizei war nicht eifrig genug in der Verfolgung, man zerbrach sich darüber die Köpfe; aber bald sprach man ganz laut davon: daß die Verbrecher geschont würden, weil Wappen, Rang und glänzende Namen die scheußlichen Thaten deckten, weil große Summen in die Beutel der Richter und Polizeibeamten flossen. Die Fälle mehrten sich in schreckenerregender Weise, man erzählte sich: daß ein Todes-Büreau eröffnet sei — die Gerichtshöfe mußten vorschreiten, entdecken — strafen.

Aber wo fanden sich jene Werkstätten? Zwei Mal hatte Exili ein großes, strenges Verhör zu bestehen — frei ging er aus. Er nährte sich redlich als Arzt. Kein Mensch ahnte seine Protection durch Lauzun — Lauzun ahnte nicht, welchem Teufel er seine Gunst schenkte. „Sobald der Neumond gekommen ist, Herr Graf — braue ich den Liebestrank,“ sagte der Italiener, und während dessen hielt er die Zusammenkünfte mit den Genossen in der Straße Bernadins, während dessen schlichen Verbrecher in glänzenden Kleidern, bei Nacht und Nebel in das Haus des Baders und zahlten mit schwerem Golde die Todespillen und Tropfen, die der scheußliche Morel nach dem Beispiele seiner Meister heimlich verfertigt hatte, bis La Vienne selbst es vermochte, die tödtlichen Mittel herzustellen und den unnützen Mörder abdankte. — —

Daher war der König so finster. Er nahm die Liste, faltete sie zusammen und sagte, sie an Palluau reichend: „Es ist der schrecklichste Tag meiner Regierung, an welchem ich dieses erfahre.“

„Und was soll geschehen, Sire?“

„Sie fragen noch? Lassen Sie kein Mittel unversucht, hetzen Sie alle Beamten gleich der Meute auf die geheimen Verbrecher — es soll gesucht, gespürt werden — scheuen Sie kein Geld, und wenn der Heerd des Unheils entdeckt, wenn die Köche des Todes ertappt worden sind — dann wehe ihnen. Mögen sie noch so hoch, so gewaltig, so glänzend dastehen, mögen die Monarchen der Erde für sie bitten, auf dem Grève-Platze sollen die Missethäter durch den Henker enden!“

Palluau verneigte sich tief und sagte mit gepreßter Stimme: „Amen.“

Als er das Zimmer verlassen hatte, warf der König sich erschöpft in den Lehnsessel. „Louvois — Marquis,“ rief er, „wer hätte das gedacht? Waret Ihr nicht zugegen, als ich dem armen Saint-Laurent, der mir von den Unthaten in Rom erzählte, entgegnete: In Frankreich ist das undenkbar?“

„Ich erinnere mich nicht, Sire. Aber ich weiß nur, daß man auch den Tod des Herrn von Saint-Laurent einem Gifttranke zuschreibt.“

„Wäre es möglich?“

„Herr von Penautier hat die Stelle des Verstorbenen an sich gekauft. Er soll danach lange schon gestrebt haben,“ sagte Louvois kalt.

Der König verfärbte sich, er trat an das Fenster, um seine Aufregung zu verbergen, dann wandte er sich plötzlich um und sagte: „Sie werden doch nicht glauben, daß Penautier — —“

„Behüte der Himmel,“ entgegnete Louvois mit eisiger Ironie, „Herr von Penautier steht trefflich da. Der würdige General-Controlleur ist ja auch ein Freund des Grafen Lauzun.“

Die letzten Schläge.

Zu den Opfern, welche die geheimnißvolle Macht in die Nacht des Todes stieß, hatte sich ein neues gesellt. Michel d'Aubray, der Letzte des Hauses, folgte seinem Vater und seinem Bruder in das Grab. — Welch' fürchterliches Verhängniß waltete über dem Hause der Aubray's? Die trauernde Wittwe und die jammernden Kinder umstanden die Bahre des Dahingeschiedenen, der plötzlich von jenem unerklärlichen Leiden hingerafft worden war, welches in der Hauptstadt des Landes seine entsetzlichen Wirkungen äußerte. Allmälig begann sich die Wissenschaft ernstlich zu rüsten. Erfahrene Aerzte erklärten der dunklen Macht den Krieg; aber sie vermochten die von der dämonischen Gewalt Erfaßten nicht mehr zu retten. Man kannte die Ursachen, die Stoffe nicht, welche den Organismus zerstörten — diese mußten gefunden werden. Michel d'Aubray war, wie sein Bruder, inmitten eines Festes, erkrankt, kurz darauf verschieden. Dieser Umstand machte besonders stutzig; dann war ein Arzt von Bedeutung noch vor dem Ende Michel's eingetroffen: der Doctor Bachot. Er vermochte freilich nicht mehr zu retten, aber er beobachtete, und als der Sterbende den letzten Seufzer ausstieß, drang Bachot schon auf Oeffnung der Leiche. Zwei treffliche Chirurgen, die Herren Dupré und Durant, der Apotheker Garart, Mitglied der Sorbonne, unterstützten ihn. Die mumienartige Austrocknung der Leiche, ein bei allen jenen Todesfällen fortwährend beobachtetes Symptom, welches die Secirung sehr erschwert hatte, verhinderte Bachot durch gewisse Mittel, und als die Eingeweide des Verschiedenen untersucht wurden, fand man den Magen, den Zwölffingerdarm und die nächste Umgebung dieser Theile schwarz, gleich der Kohle, gefärbt, eine

gräßliche Kraft hatte zerstörend auf diese Organe gewirkt, und wie mit unsichtbaren Zähnen das innere Gewebe des Leibes in Fetzen zerrissen.

War der Rath vergiftet? Sein Bruder hatte unter ganz andern Umständen diese Erde verlassen. Bachot zweifelte keinen Augenblick an der Vergiftung; aber die Verschiedenheit der Todesart beider Brüder machte ihn nachdenklich. Außerdem mußte er sich sagen: daß oft genug durch andere Zufälle Erscheinungen erzeugt werden konnten, welche in ihren Anzeichen der Vergiftung glichen; auch fand sich von dem Gifte selbst keine Spur. — Und wieder schlossen sich Sarg und Gruft über dieser Leiche aus dem Hause der Aubray's, wieder schallten die Todtengesänge, und wenn auch ein scheuer, angstvoller Blick die Marquise von Brinvilliers traf, ein Blick aus den Augen Therese d'Aubray's, der Gattin des gemordeten Henry — was half es? Niemand wagte die Frau anzuklagen, welche im Rufe der Frömmigkeit stand, deren geheimnißvolles Doppelleben keiner der hohen Gönner ahnte, die mit ihrem Liebreiz Alles umstrickte und die — ein wichtiges, entscheidendes Moment — durch den Tod der Brüder die unumschränkte Herrin eines ungeheuren Vermögens geworden war.

Kein Gericht, kein Wille der als Vormünder eingesetzten Brüder durfte der schönen, für die Gesellschaft so interessanten Frau die Freiheit schmälern; von dem Tage an, wo Michel d'Aubray zu den Todten geworfen wurde, war Maria von Brinvilliers frei.

Das war ein glücklicher — ein überaus glücklicher Abend. Die Gruft Michel d'Aubray's hatte sich geschlossen, Niemand vermuthete oder wagte ein Verbrechen der Marquise zu vermuthen. Die Haufen Goldes schimmerten aus der Ferne, und die Liebe winkte in den Armen Gaudin's,

als Maria, reizend in der Kleidung einer Leidtragenden, welche sie nach dem Tode des Bruders angelegt, in das Laboratorium der Straße Bernadins trat. Sie fand den Geliebten heute nicht mit den mystischen Arbeiten beschäftigt, er schien heiterer als sonst. Gaudin begann die letzten Zweifel an dem Gelingen des Planes zu verlieren; er hatte die Nachricht von dem Verscheiden Michel's durch Lachaussée erhalten.

„Hinüber ist er — ganz hinüber! Eingemauert haben sie ihn in der Gruft von Saint-Roche, wo sie alle Drei liegen, die mir den Weg zu meinem Glücke verlegen wollten," rief sie. „Habe ich Dich nicht auf der gefahrvollen Bahn siegreich erhalten? Jetzt sollst Du mit mir das Glück theilen."

Die herrlichen Augen blickten den Lieutenant mit verzehrender Gluth an; die Marquise glich den schönen Dämonen orientalischer Märchen, ein Feuerschein, so dünkte es Saint-Croix, strahlte von der reizenden, verlockenden Frau aus. Es war ihm, als dringe dieses Feuer durch seine Glieder, als verzehre es ihn wie das Gift die Opfer verzehrt hatte; eine unerklärliche Angst befiel ihn, als die Marquise eine Flasche ergriff, den Wein aus derselben in eine Schale goß und sie Saint-Croix reichte mit den Worten: „Thu mir Bescheid auf den neuen Sieg."

Es schien dem Lieutenant, als sehe er durch die Fingerspitzen der Marquise feine Strahlen in das Gefäß dringen, als seien diese Strahlen Giftströme, welche den Wein zum Todestrank umwandelten; die Marquise war ihm plötzlich eine böse Fee, deren zauberhafte Gewalt das Verderben Aller herbeigeführt hatte, und mit kurzer Handbewegung stieß er die Schale zurück — er fürchtete das Gift!! — Maria von Brinvilliers lächelte seltsam.

„Gaudin, bedenke, daß Du mir ganz angehören mußt!

Du darfst nicht von mir weichen, ich bin um Deiner Liebe willen in die dunkle Tiefe gestiegen," sagte sie.

„Ich bin hineingezerrt durch Dich," rief Gaudin, „Deine Lippen haben die meinen berührt im Garten von Mortemart, mit jenem Kusse war ich Dir verfallen, wie es geschrieben steht im Buche meines Geschickes, klage nicht mich an, Maria."

„Ich Dich anklagen? Dich, meinen Geliebten?" rief die Marquise mit wildem Feuer. „Nie — nie! Nur nicht lassen sollst Du von mir — Gaudin. An dem Tage, wo Du Dein Herz von mir wendest, sterben wir Beide."

Maria hatte den Hals des Geliebten umschlungen, der seidene Ueberwurf, welcher ihre herrliche Büste verdeckte, war herabgesunken, und der reizende Nacken der Marquise, noch verführerischer gehoben durch das schwarze Sammetkleid, strahlte aus der dunklen Umhüllung dem trunkenen Blicke Gaudin's entgegen.

„Geliebte, schöne, verderbliche Geliebte!" flüsterte er, seine bebenden Lippen auf die marmorweiße Schulter Maria's drückend. — — — — — Er trank aus der Schale, die ihm seine Geliebte reichte — er fürchtete Nichts mehr. —

„Gaudin," flüsterte Maria," geh wieder an das Werk. Wir haben noch zu arbeiten; feuere Deine chemischen Oefen, suche des Italieners Geheimniß, Du mußt noch zwei Schläge führen."

„Welche? Noch immer wieder Mord, Verderben!?"

„Weißt Du — daß sie im Körper Michel's Spuren gefunden haben? Du arbeitest flüchtig."

„Wozu noch suchen, wir sind am Ziele."

„Oh — Gaudin, Du wähnst Dich am Ziele? Kannst Du mit mir durch die Hallen des Louvre, durch die Gärten von Versailles streifen? darf ich mit Dir vor jene Montespan hintreten, die mich zur Thüre hinausstieß, und

sagen: Hier ist Gaudin, den ich im Parke Deines väterlichen Schlosses zuerst erblickte — er ist mein! — Was nützen die Goldsäcke, welche ich gewonnen durch unsere Kunst, wenn ich nicht — Gaudin — Dein Weib werden darf?"

Saint-Croix's Antlitz ward bleich. Eine schreckliche Ahnung dämmerte in ihm herauf, er wollte diesen Gedanken nicht fassen, halten, und sagte mit tonloser Stimme:

„Du bist gefesselt, Maria — wenn das Schicksal Dich nicht frei macht, wirst Du nie meine Gattin sein."

„Das Schicksal? Wir sind das Schicksal, Gaudin," rief die Marquise, seine Hände erfassend und ihn heftig schüttelnd. „Raffe Dich auf, verfeinere die Mittel, schärfe sie und befreie mich von Henry Brinvilliers. Ich habe, um Dir näher zu sein, meinen Vater, meine Brüder vernichtet — getödtet, Du hast geschworen auf dem Pont-Neuf: Niemanden zu schonen, der unserem Glücke in den Weg tritt — willst Du zurückbleiben, wenn es gilt, die letzte Fessel zu sprengen?"

Saint-Croix hatte sich in den breiten, alten Stuhl geworfen, seine Arme umklammerten seine Kniee, er stöhnte, er keuchte; aber mit schneller Bewegung sprang er empor und richtete sich vor der Marquise auf.

„Nein, rief er, „es ist unmöglich — möge über mich verhängt sein, was da wolle, hier trotze ich dem Schicksale. Henry sollte ich tödten? Niemals leihe ich meine besudelte Hand dazu her. Er ist mein Freund, mein Waffenbruder; dieser Arm hat ihn aus dem Gewühle des Feindes herausgehauen, und er sollte den Gifttrank für ihn bereiten? An dieser Brust hat sein Haupt, matt nach langem Kampfe, geruht, und an dieser Brust sollte er seinen letzten Seufzer aushauchen, gemordet durch den Waffenbruder? Nein — Maria. Ich habe an Henry viel verschuldet, er zog mich mit Gewalt in dieses Haus — aber so weit? Ah —"

Saint=Croix schüttelte ein Fieberfrost — „so weit soll sich das finstere Geschick nicht erfüllen. Ich will kein Kains=zeichen an der Stirne tragen."

Die Marquise kreuzte ihre Arme über die Brust, trat dicht zu Gaudin und sagte mit fester Stimme:

„Liebst Du mich noch oder ist nach flüchtigem Sinnes=rausch Deine Liebe dahin?"

„Ich liebe Dich, denn mit meiner Seele habe ich Dich erkauft."

„Gut! Laß Deine Hand von Henry Brinvilliers — auch diesen Mord werde ich für Dich begehen."

Saint=Croix stand starr — unbeweglich; er fühlte, wie eiskalte Lippen seine Stirn berührten; er regte sich nicht — er vernahm Geräusch, das Zuschlagen einer Thür. Als er aus dieser Erstarrung erwachte, sah er um sich. Saint=Croix war allein. Seine Gedanken kehrten zurück. „Es darf nicht sein," schrie er laut durch das Laboratorium. „Er soll nicht fallen! Oh — sie wird kein Erbarmen mit ihm haben — sie opfert Alles, sie kennt keine Gefahren. Wohlan denn, es gelte den Kampf um Henry Brinvillier's Leben; ich will ihn retten."

Er eilte zum Schranke und nahm verschiedene Flaschen daraus hervor.

Welch ein Leben auf Schloß Offemont? Die erleuch=teten Fenster strahlen gleich feurigen Augen ihr Licht weit hinein in den Park, über die Terrasse hinweg. Eine Anzahl eleganter, leichter Wagen: Chaises de chasse genannt, hält vor der Auffahrt. Aus dem Innern des Hauses tönen Gesänge, Becherklang und lustiges Rufen. Kein finsterer Pförtner tritt den Ankommenden mürrisch entgegen, Jeder ist gern gesehen, und die ganze Umgebung des Schlosses empfindet es, daß fröhliche Menschen in die sonst stillen

Räume gezogen sind. — Marquis von Brinvilliers und seine schöne Gattin bewirthen ihre Gäste. Sie besitzen das Schloß — den Wald — den Park — die Seen und die Gärten; die Vormundschaft der Brüder hat aufgehört, alle Hindernisse sind beseitigt, die Marquise spielt mit den Tausenden ihres Erbtheils, dessen Verwendung ihr Niemand streitig machen darf.

Henry von Brinvilliers ist der Alte. Eine lustige Schaar ehemaliger Kameraden füllt die glänzenden Räume, mochten die Ahnenbilder der Aubray's von den Wänden auch noch so finster hinabschauen auf die Zecher, auf die Spieler und Sänger, die alten Knaben beachtete Niemand mehr — es waren neue, frische Bewohner des Schlosses; sie würdigten nichts und schleuderten lachend ihre Weingläser zuweilen gegen die seidene, blumendurchwirkte Tapete von Brüssel, welche einst Aubray kaum mit seiner Hand zu berühren gewagt.

„He — hollah! nicht so träumerisch sitzen, Gaudin!" rief Brinvilliers dem Freunde zu, „wir sind wieder die Alten. Lange genug haben wir uns ducken müssen; jetzt sind die Unken hinüber, im Schlamme erstickt, die uns stets auseinanderreißen wollten. Hurrah! es lebe unsere neubefestigte Freundschaft!"

„Hurrah!" fiel der ganze Chor ein, und tobender Beifall schallte durch den Saal.

Bescheiden, aber doch würdig, in ihrer Erscheinung einer Fürstin gleichend, trat die Marquise von Brinvilliers plötzlich unter die Menge. Ihre Persönlichkeit wirkte wie durch Zauberschlag. Alle Zechkumpane wurden still und neigten sich vor der schönen Frau.

„Meine Herren," sagte Maria, „Sie betrüben mich. Bei meinem Eintritte schweigt die Lust? der frohe Jubel verstummt? Womit habe ich das verdient? Sie sind

meine Gäste gerade so gut als die des Herrn Marquis von Brinvilliers, meines theuren Gatten.“ Sie reichte ihre schöne Hand dem Marquis zum Kusse.

„Sie ist ein Engel,“ lallte dieser.

„Ein Engel,“ lallten zwanzig Stimmen ihm nach.

„Ah — sieh da — Herr von Rieux,“ sagte sie, einem der Gäste näher tretend. „Wir haben Sie lange nicht in unserm Kreise gesehen, ich glaube seit der gestörten Theatervorstellung nicht — und Sie, mein heiterer Marquis von Brancas? noch immer so guter Laune, wie ich mit Freuden bemerke.“

Sie wendete sich mit größter Ruhe zu Gaudin, der, ein Glas in der Hand, an der Tafel lehnte. „Da ist ja der Chevalier von Saint-Croix. Mein Gott, dieses Antlitz wäre mir fast aus dem Gedächtnisse entschwunden, hätte ich es nicht zuweilen — flüchtig in meines Gatten Nähe gesehen. Wir sind uns recht fremd geworden, Chevalier.“

Ein leises Flüstern lief durch die Menge. Jeder wußte und kannte die innigen Beziehungen, welche einst Gaudin und die Marquise *öffentlich* aneinander fesselten.

„Gnädigste Frau,“ entgegnete Saint-Croix, „ich schätze mich glücklich, daß Sie mir noch ein schwaches Andenken bewahrten.“

„Ich freue mich innig, Sie Alle hier zu sehen,“ rief Maria, einen graziösen Handgruß über die Tafel sendend.

„Hoch die Marquise!“ schrie Brancas, „hoch! hoch!“

Die Lustigkeit wurde allgemein, die Freunde sprachen durcheinander, der alte, gesellig-wilde Ton wurde wieder angeschlagen. Nur Saint-Croix hielt sich zurück; seine dunklen Augen verfolgten unablässig die Marquise; selbst wenn sie durch die Umstehenden von ihm getrennt war, sah er ihre Bewegungen. Jetzt trat sie an den Schenktisch, sie ließ sich das Glas mit schäumendem Weine füllen,

sie nippte, den Umstehenden zutrinkend, dann verließ sie plötzlich den Saal.

„He — jetzt heran, Gaudin," rief Brinvilliers, „La Tremouille nimmt die Bank, wir müssen die alte Zeit wieder haben — ganz so wie im Lager — am Abend vor der Schlacht. Nun? was starrst Du in den Nebensaal? komm." Er faßte Gaudin's Arm.

„Laß mich — ich kann jetzt nicht!" rief der Lieutenant.

„Ah — was da — heda! — kleiner Sieur von Breteuil, helfen Sie mir ihn herbringen — der Junge ist verzaubert. Er hat wieder die alten Possen vor — mit meiner Gattin liebäugelt er."

Man zog den Lieutenant an den Spieltisch. Gaudin zitterte; er sah, ohne Maria zu erblicken, gleichsam mit dem zweiten Gesicht, was die schreckliche Frau in dem Nebenzimmer that — zu seinem Ohre drang, wie von Geisterhänden getragen, der Ton, der helle, scharfe Ton, der sich stets erzeugte, wenn die Mörderin ihre vernichtenden Tropfen in das Getränk ihrer Opfer schüttete. Dieser Ton war das Grabgeläute der von Maria Verurtheilten. Jetzt — ja jetzt schlug es an für den Marquis von Brinvilliers. Diese Festlichkeit, die schnell aufeinanderfolgenden Gelage, die scheinbare Versöhnung hatte Maria mit fürchterlicher Berechnung, sogar mit reichlichen Goldspenden, welche die Börse des Marquis füllten, gestattet — selbst herbeigeführt. Das Wild war umgarnt, sicher, nichts ahnend. Heut wollte sie ihm den Pfeil in die Brust schnellen. Gaudin sah und hörte nicht mehr. Er spielte mechanisch weiter — er glaubte die Marquise hinter, neben, vor sich, an drei Stellen zugleich zu erblicken — er sah ihr Antlitz aus jeder Damenkarte herausstarren, er vermochte nicht länger zu weilen hier an dieser Stelle, wo dicht neben ihm der Mord vorbereitet ward.

„Ich habe Alles verthan!“ rief er krampfhaft lachend. Er hatte noch die schwere, goldgefüllte Börse in der Tasche; aber der Vorwand schien ihm geeignet, um von dem Tische zu kommen, in Maria's Nähe zu sein — ein neues Verbrechen zu hindern.

„Hier hast Du frisches Gold!“ rief Brinvilliers.

„Einige Minuten laß mich,“ entgegnete der Lieutenant. Er eilte hinaus. Nirgends war Maria zu sehen.

„Allmächtiger Gott, den ich beleidigt,“ stöhnte Gaudin, „hilf, rette! Oh — wäre ich vierfach. Während ich hier bin, ist sie wohl bei ihm — sie kredenzt den Gifttrank Hinein — hinein!“

Er stürzte wieder in den Spielsaal. Da — da stand sie unter den Gästen und hinter ihr der Diener, auf silberner Platte weite, hohe Gläser herumreichend. Gaudin hatte sich nicht getäuscht — es war der entsetzliche Augenblick gekommen — oh — Hülfe! Eben setzte Brinvilliers den Trank an die Lippen, den ihm die Gattin gereicht.

„Meine Maria kredenzt Ihnen den Wein, meine Freunde: auf Ihr Glück im Spiel — in der Liebe!“ rief der Unglückliche.

Gaudin's Blicke umnebelten sich. „Trinke nicht!“ röchelte der Lieutenant und wollte auf Brinvilliers zustürzen; aber vor ihm stand die Marquise, ihre Augen bohrten sich in das bleiche Antlitz Gaudin's — wie vor dem Blicke des Basilisken erstarrt, blieb er stehen.

„Sie haben noch kein Glas genommen, Herr von Saint-Croix. Jenen Wein dort habe ich selbst für die Gäste gewählt. Trinken Sie!“ sagte Maria mit fester Stimme.

Der Lieutenant taumelte zu den Gästen.

„Und nun gute Nacht, Ihr Herren. Morgen früh ist die Jagd Ihr Beruf. Ich werde den kühnen Waidmännern

das Geleit geben." Sie lachte bezaubernd, reizend, herzlich, winkte den Abschiedsgruß und ging, Saint-Croix einen Blick zuschleudernd, aus dem Saale.

So sehr Gaudin auch erregt war, die Besinnung verließ ihn nicht. Mit dem Scheiden der Marquise dünkte ihm der böse Dämon aus dem Gemache verschwunden. Hastig trat er an den Schenktisch, seine zitternden Hände zerrten aus der Brusttasche seines reichgestickten Kleides ein Packet hervor; er goß aus der silbernen Wasserkanne frisches Quellwasser in ein Glas, dann schüttete er in dasselbe aus dem Packet ein Pulver. Die Flüssigkeit färbte sich sofort rosenroth. Gaudin ergriff den Trank und kehrte an den Tisch zurück.

„Mag es gehen, wie der Himmel will," flüsterte er. „Möge er merken, welche Gefahr ihm droht — es gilt das Leben."

Schon stand er hinter Brinvilliers. Der Marquis lachte und scherzte mit einem seiner Gäste. Er zeigte seine leere Börse. Es schien ihm Spaß zu machen, daß die Freunde ihm so viel Geld abgenommen. Saint-Croix faßte den Arm Brinvillier's.

„Komm schnell in das Nebenzimmer," sagte er.

„Gleich — Gaudin — gleich. Laß mich nur."

„Komm schnell hinaus," raunte der Lieutenant ihm zu.

„Ja doch, ich will nur dem Chevalier von meinem Systeme beim Spiel — —"

„Henri, ich bitte Dich, komm."

Saint-Croix drückte den Arm des Marquis heftig.

„Alle Teufel, was giebt es denn? — Verzeihen Sie, liebster Léon, der närrische Saint-Croix — "

Er ging mit dem Lieutenant aus dem Saale.

„Nun, was soll es?"

Gaudin nahm das Glas, welches er mit seiner hohlen

Hand bedeckt hatte, und sagte mit zitternder Stimme: „Trinke!"

„Ha, ha, ha! ich soll aus dem Glase — ha, ha! Wasser? Nein, mein Freund."

„Trinke — um Gottes Willen!" rief der Lieutenant. „Gaudin — Du bist närrisch."

Saint-Croix sah auf die Uhr. „Du hast vor einer Viertelstunde Wein aus den Kelchgläsern getrunken?"

„Ja doch. Aus denen, die meine Gattin herumreichen ließ."

„Also — deshalb trinke dieses Glas hier aus."

„Träume ich — oder ..."

„Du mußt trinken um meinetwillen," schrie Saint-Croix wüthend und verzweiflungsvoll den Boden stampfend. „Wenn Du Dich weigerst, reiße ich Dir die Zähne auseinander und schütte den Trank hier in Deine Gurgel."

Brinvilliers' Antlitz legte sich in Falten. Er ward nachdenkend, dann sagte er, das Haupt langsam schüttelnd:

„Es ist seltsam Dein Wesen. Was ist vorgegangen? Aber Du bist Gaudin, mein Freund; gieb mir das Glas. Du kannst wider Deinen Waffenbruder nichts Arges sinnen. Gieb her — ich trinke." Er leerte das Glas mit einem Zuge. Ein leichter Frost schüttelte ihn.

„Gott sei Dank," sagte Saint-Croix, „Einer ist gerettet."

Am folgenden Tage mußte die Jagd im Walde der Aigue abgesagt werden, weil der Marquis von Brinvilliers heftige Kopfschmerzen und eine starke Uebelkeit empfand. Das Unwohlsein legte sich jedoch im Laufe des Tages, und er konnte Abends seine Freunde empfangen, welche sich für drei Tage in dem nahe gelegenen Dorfe oder in Compiègne einquartiert hatten.

— — — — — — — — — — — —

Niemand ahnte den fürchterlichen Vorgang. Nur die Marquise und Saint-Croix wußte, welche Gewalten gegeneinander in den Eingeweiden des Marquis gekämpft hatten. Maria zweifelte keinen Augenblick, daß ihr Gatte durch ein Gegengift gerettet sei, welches Gaudin ihm eingegeben, denn ohne solche Hülfe war er sicher nicht mehr unter den Lebenden; die Marquise hatte sich bereits in der schwarzen Kunst vervollkommnet: sie destillirte die verheerenden Tropfen in dem Ofen Gaudin's so kunstgerecht wie ihr Geliebter. In der Spalte der alten Thurmmauer von Schloß Offemont hatte sie sich eine Art von Magazin hergerichtet. Den Eingang zu diesem Schlupfwinkel verdeckte eine im Fachwerke liegende Klappe. Hier bewahrte die Marquise ihre Droguen, Fläschen und verschiedene Geräthschaften.*) Zum ersten Male standen Maria und Gaudin sich einander gegenüber.

„Du willst ihn erhalten," sagte die Marquise zu ihm als er am dritten Tage mit dem Marquis in den Wagen stieg, um Offemont zu verlassen. „Ich aber werde ihn vernichten. Ich habe zu viel für Dich gewagt, ich bin unauf-

*) Mit Bezug hierauf sei Folgendes dem Leser mitgetheilt: Als im Jahre 1814 die Truppen der Alliirten in das französische Gebiet rückten, wurden auf Schloß Offemont Silberzeug, Papiere 2c. von den Eigenthümern in allerlei Verstecke gebracht, da man Plünderung fürchtete. Bei dieser Gelegenheit kam man in die Nähe der oben erwähnten Mauerspalte. Durch den hohlen Ton, welcher sich beim Anschlagen gegen die Wand vernehmen ließ, aufmerksam gemacht, stieß man das Gemäuer ein und fand in dem engen Raum eine große Anzahl Büchsen, Flaschen, Essenzen und Kästchen, auch Recepte. Da noch zu jener Zeit allerlei schauerliche Sagen von der Giftmischerei in Umlauf waren, und man keinen Zweifel dagegen hegte, hier auf eine Giftküche gestoßen zu sein, warf man eilig die gefundenen Dinge in eine Unrathgrube. Hierdurch ist sicherlich die letzte Gelegenheit vernichtet worden, die Zusammensetzung, die Stoffe und Arten jener furchtbaren Gifte der Brinvilliers kennen zu lernen.

haltsam fortgeschritten auf gefahrvollem Wege, mit Dir muß ich an's Ziel gelangen. Brinvilliers muß fallen."

„Ich werde ihn retten," sagte Gaudin. „Meine Kunst überragt die Deine. Je stärker Deine Dosis, um so kräftiger mein Mittel dagegen."

„Wir sind zwei Feuer, welche lodernd ineinander flammen und sich liebend bekämpfen. Brinvilliers wird zu Asche zerfallen durch unsere Gluth," sagte die Marquise mit schrecklichem Lachen.

Nächtliche Scenen.

Der Marquis ward ein Spielball, den das Verhängniß hin und her schleuderte. Er erkrankte sehr bedeutend. Die Aerzte vermochten sich das Leiden nicht zu erklären, denn wenn auch eine Besserung eingetreten war, so verfiel der Leidende kurze Zeit darauf wieder in den früheren gefährlichen Zustand. Auffallend waren die Abmagerung, die Schlaffheit des Körpers und der unüberwindliche Ekel gegen alle Fleischspeisen — Erscheinungen, welche die Krankheit des Marquis begleiteten. Wohin war es mit dem lebensfrohen, tollen, ausgelassenen Manne gekommen? Matt und kraftlos schleppte er sich von Zimmer zu Zimmer, von Sessel zu Sessel. Durch seine täglich dünner werdenden Haare schimmerte die pergamentfarbige Haut seines Schädels, die dichten, langen Locken seines Hauptes waren dahin, die prächtigen Zähne bedeckte eine bleifarbige Schicht, die sonst so lebhaften Augen waren wie mit einem trüben Glase überdeckt, der kraftvolle Nacken bog sich gleich einem schwa-

chen Rohre, und die skelettartigen Hände schüttelte ein nervöses Zittern. Die schrecklichste Heimsuchung aber traf den Marquis durch die vollständige Schlaflosigkeit, welche sich seiner bemächtigte. — Und dieser Bedauernswerthe starb nicht. — Konnte ein menschliches Wesen den Gedanken hegen, daß dieses Leiden des Unglücklichen durch die Gifte herbeigeführt wurde, welche die Hand des eignen Weibes ihm reichte? Konnte Jemand aus Brinvilliers' Umgebung ahnen, daß die Marquise, die täglich den jammervollen Anblick genoß, kein Erbarmen fühlte, daß sie mit schrecklicher Lust gegen dieses elende Dasein kämpfte? Und doch war es also. Der Marquis ward zwischen Leben und Tod hin- und hergeworfen; ein Gift seiner Gattin ward durch Saint-Croix's Gegengift unwirksam gemacht. Die beiden fürchterlichen Kämpfer um Leben und Tod schienen zuletzt Gefallen an diesem grauenvollen Turniere zu finden. Wenn die Marquise sich rühmte, eine neue Verstärkung ihrer Mittel erzeugt zu haben, dann war Saint-Croix stolz, durch sein Gegengift der Künste Maria's und ihrer Macht spotten zu können. Schon hatte das Gewissen oft seine Stimme laut erhoben. Gaudin vermochte kaum noch dem elenden Marquis zu nahen, der Anblick vernichtete ihn fast; aber wenn er ausblieb, dann war Henri von Brinvilliers verloren. Sorgsam mußte Gaudin die Symptome studiren, welche eine neue Vergiftung erzeugte, um mit seinen Mitteln bei der Hand zu sein. Sollte er sprechen? — dann waren sie Alle verloren — und sich zu opfern, dazu besaß der Lieutenant nicht mehr den moralischen Muth. Das Verbrechen hatte ihn feig gemacht.

Aber in stiller Abendstunde saß er nach einem Besuche bei Brinvilliers in dem Laboratorium der Straße Bernadins. Sein Kopf glühte — eine Angst befiel ihn. Exili hatte ihn vor einiger Zeit erst verlassen und Nachricht von

neuen geheimnißvollen Todesfällen gebracht, von dem wachsenden Argwohn der Behörden gesprochen. — Gaudin's Unruhe stieg. Woher kam diese Angst? stand ihm ein Unheil bevor? die Entdeckung? Plötzlich sprang er auf, seinem Munde entschlüpfte der Ruf: „Beten! beten!“ — er fiel auf die Kniee — er versuchte ein Gebet zu sprechen, aber die Zunge versagte den Dienst.

Da erhebt er sich. Er eilt an den Schrank, er zieht einen Kasten hervor, ein Möbel von alter seltsamer Arbeit; darin sind Packete, Verschreibungen, Päckchen. Dann setzt sich Gaudin nieder, ergreift Feder und Papier. Seine Hand fliegt über das Blatt, er stöhnt — er weint. Endlich ist er mit dem Schreiben fertig. Er faltet es zusammen und macht die Aufschrift, sie lautet: „**Meine Beichte.**“ — Nachdem er dieses Schreiben in das Kästchen gelegt hat, nimmt er ein neues Blatt. Auch dieses beschreibt er fast ganz und legt es oben auf alle die Packete, Papiere und Schachteln, welche das Kästchen füllen, dann schließt er dasselbe. In diesem Augenblicke glaubt er aus der Ecke zwischen Ofen und Wand ein Kichern zu hören. Er schreckt zusammen: „Wer da?“ ruft er — aber Alles bleibt still. Den Lieutenant überläuft ein Schauer, denn jetzt steht vor seinen Augen der Traum im Thurmzimmer der Bastille — hier sind der Kasten — die Packete, nur die maskirte Gestalt fehlt. „Meine Mutter!“ ruft der Verbrecher, „Morel wollte sie mir zeigen, wenn ich ihm die Tropfen bereite — er soll sie haben; dann keinen Schritt weiter auf dem Pfade der Sünde.“ — —

In seinem Lehnstuhle sitzt zusammengekauert, bebend, von dem nagenden Wurme gepeinigt der unglückliche Marquis von Brinvilliers. Tiefe Nacht hat sich über Paris eglagert, aber Brinvilliers' wunde Augen flieht der er-

quickende Schlaf. Er kennt diese Wohlthat nicht mehr; er ist vertraut mit allen Geräuschen der Nacht, er hat in langem qualvollem Wachen jeden Glockenton kennen gelernt, er kann genau sagen, von welchem Kirchthurme herab diese oder jene Uhr die Stunden summt. Er bestimmt fast auf die Minute, wann das flackernde Nachtlicht verlöschen wird. Oh — eine Stunde Schlaf! —

Und es ist, als solle ihm heute in der Nacht dieses Geschenk ertheilt werden, schon überfällt ihn jene himmlische Bewußtlosigkeit, mit welcher der Gott des Schlafes seine Günstlinge unter den Sterblichen umstrickt, das zitternde Haupt neigt sich gegen die Lehne des Sessels und die Lider der Augen senken sich, nur halb sind sie noch geöffnet. In diesem Augenblicke wird der Marquis aus dem ersehnten Zustande aufgeschreckt durch das Knarren einer Thür, Brinvilliers kennt jeden Ton, diesen hat er noch nicht vernommen zu dieser Stunde, denn der Diener kommt nur auf den Ruf der Klingel. Der Marquis wendet sein Haupt und erblickt eine weiße, weibliche Gestalt, deren Umrisse das Nachtlicht erhellt. Sie schreitet gespenstisch durch das Zimmer — es ist Maria.

Der Marquis meint den Engel des Todes zu erblicken; als er seine Gattin erkennt, fühlt er, wie seine dünnen Haare sich sträuben. „Sie wandelt wieder," flüstert er. Die Besessene tastet an den Wänden entlang, und der Kranke sieht mit ängstlichem Staunen die seltsamen Geberden. Maria steht vor der Wand, Ihre Hand fährt an derselben entlang in senkrechter Richtung, als mache sie Striche. „Eins — zwei — drei —" murmelt sie, „drei habe ich selbst geschlagen — halt — richtig zählen." Jetzt folgen die Striche blitzesschnell auf einander. „Vierzehn!" sagt sie leise, „horch! —" Sie führt die Hand wieder

empor, aber plötzlich hält sie inne. „Er ist es noch nicht,“ flüstert das gespenstische Weib.

Brinvilliers vermag nicht eine Bewegung, er will die Glocke fassen — aber der Anblick der grausigen Erscheinung hat seine letzte unbedeutende Kraft gelähmt —: nur sein Ohr hat die leisen, verdächtigen Worte vernommen — in einem Augenblicke steht die schreckliche Wahrheit vor seiner Seele. „Drei hat sie geschlagen — ich bin der Vierte,“ stöhnt er, aus dem Sessel will er sich erheben, da naht die Wandlerin, und die zerrütteten Nerven des armen Kranken kräuseln sich zusammen in kindischer, blödsinniger Angst, als Maria seinen Arm ergreift. Er sinkt zurück und starrt unbeweglich auf das Phantom. Die Marquise fährt leise mit der Hand über sein Gesicht, sie fühlt den Herzschlag, dann neigt sie ihr Haupt an den Mund des Kranken und horcht. „Er lebt noch,“ lispelt sie, „immer noch — der Retter ist geschickt. Stärkeres Mittel.“

Sie wendet sich. Da weicht die Erstarrung von Brinvilliers, der Soldat wird noch ein Mal in ihm lebendig, der Cavalier, der keine Furcht kennt; mit gewaltiger Anstrengung packt er das Handgelenk der Marquise und ruft mit heiserer Stimme: „An die Schranke des Gerichtes — schreckliches Weib! Maria d'Aubray, Du hast Dich verrathen.“

Ein gräßlicher, schneidender Ton! — die Marquise stieß ihn aus — sie ist erwacht. Gleich einem angeschossenen Raubvogel, den seine Jäger umstehen, funkelt sie mit den Augen, ihre Hand greift in die Luft, als suche sie eine Waffe.

Brinvilliers erhebt sich mühsam. „Mörderin — satanisches Weib!“ flüstert er, den Arm der Marquise umklammernd. „Ich bin der Vierte der Deinigen, den Du opferst. Jetzt wird mir Alles klar. Gaudin ist mit Dir

im Bunde — aber nein — er hat mich gerettet, das Wasser in Offemont — gräßlich! Erbarme Dich Gott ihrer Seele, nimm mich auf in Deinen Schooß." Er sank zurück.

Die Marquise stand regungslos.

Brinvilliers winkte ihr leise, ohne seinen Körper zu bewegen. Sie näherte sich ihm. „Geh," sagte er mit matter Stimme, „geh! Dein Vater hat es vorausgesagt. Lebte er noch, ich würde an seiner Schwelle um Verzeihung bitten. Laß mich ruhig sterben — gieb mir keine Tropfen mehr. Niemand hat uns gehört, Niemand kennt das Geheimniß dieser Nacht — ich werde Dich nicht verrathen."

Maria wankte, ohne ihn anzublicken, aus dem Zimmer.

Kaum hatte sie es verlassen, als der Diener eintrat. „Haben der Herr Marquis gerufen?" fragte er.

„Nein."

„Es war mir, als sprächen Euer Gnaden mit Jemandem, ich meinte Stimmen — Rufe zu hören."

„Du hast geschlafen — geträumt," sagte der Marquis, „hier ist Niemand als ich mit meinem Jammer. Geh zu Bett, Claude." Er wendete sich um in dem Sessel und schloß die Augen.

Der Verfolger.

Ein scharfer Regen prasselte durch die Straßen von Paris und verscheuchte die Menschen, welche um die neunte Abendstunde sich geschäftlich oder müßig in der Stadt umhertummelten. Zu jener Zeit war ein Regenwetter von großen Uebelständen begleitet. Die in vielen Stadttheilen

schlechte Pflasterung, die halboffenen Kloaken, die weit überstehenden Dachtraufen ließen die herabrieselnden Fluthen des Himmels zu kleinen Seen auf dem Erdboden anwachsen und erzeugten vollständige Wasserfälle.

Unbekümmert um dieses abscheuliche Wetter schritt ein Mann durch die Straße la Harpe. Er blieb sogar einige Male mitten im Regen stehen, sah vor und hinter sich, zog den wollenen, braunen Ueberwurf, der seine Gestalt bis zu den Knieen verhüllte, ein wenig fester, und bog endlich ohne sich weiter aufzuhalten, in die kleine Passage, welche ihn zur Straße Cimetière führte. Hier verschwand er in dem Thorwege der, dem Leser bekannten Gaunerherberge. — —

Um dieselbe Zeit saßen in einem kleinen Gemache, welches dicht an das Laboratorium Saint-Croix's stieß, die beiden Genossen Morel und Lachaussée. Der ehemalige Galeerensträfling war ernst und schweigsam. Zwischen Beiden stand ein schlechter Tisch, auf welchem eine Thranlampe brannte, dessen Platte jedoch dicht und doppelt mit blitzenden Goldstücken belegt war. Morel hielt einen Papierstreifen in der Hand, den er von Zeit zu Zeit mit Notizen versah, wozu ihm ein dicker Rothstift diente.

„Also viertausend zweihundert und achtzig Francs in Goldstücken, das ist Dein Antheil," sagte Lachaussée. „Hast Du gezählt?" — „Ja, es ist richtig." — „Nimm, und dann leb' wohl!"

Morel zog eine große Geldkatze hervor und begann das Geld einzustreichen. „Es ist also wirklich Dein Wille, Paris — uns zu verlassen, Lachaussée?" sagte er.

„Sicherlich. Ich habe nur noch eine Mission: ich will den Lieutenant warnen, bitten — anflehen, die gefahrvolle Bahn zu verlassen. Dann — dann liefere ich einer gewissen Person die Papiere aus, und dann ziehe ich hinweg. Uebermorgen habe ich die Thore von Paris hinter mir.

Ich weiß einen stillen, verborgenen Ort, wo ich leben, nachdenken, sterben kann. Hier hält mich Nichts mehr, meine Rache ist gesättigt."

„Aber —" sagte der Famulus Huet's zögernd, „Du hast doch nun eigentlich von den Papieren keinen rechten Gebrauch gemacht. Willst Du sie mir nicht überlassen? ich könnte — —"

„Hund!" schrie Lachaussée aufspringend, „Du willst wieder den Teufel spielen? nachdem Dir Dein Brieffinden die Bekanntschaft Saint-Croix's erleichtert, nachdem alle Deine Unthaten für Dich zum Glück ausschlugen, sinnst Du auf neue Erpressungen? Ja, ich glaub's, Du möchtest recht gern alle Tage erscheinen bei der Mutter des Lieutenants, möchtest Dein Schweigen theuer verkaufen — pah — mein lieber Schurke, daraus wird nichts. Die Papiere bleiben mein, und obgleich man Deinem Geschwätz keinen Glauben schenken wird, obgleich Du alle Ursache hast, Dich im Dunkel zu halten, sage ich Dir dennoch: hüte Deine verruchte Zunge. Wo ich auch sein mag: Wehe Dir, wenn ein Wort über Deine Lippen geht, welches sie verrathen könnte. Jetzt pack' Dich. Wir sind quitt, Deinen Blutantheil hast Du erhalten."

Lachaussée hatte während dessen sein Gold in einen Beutel geschüttet, er erhob sich und ging in eine Ecke des kleinen Gemaches. Diese Ecke enthielt das einzige Möbel, welches außer dem Tische und zwei Stühlen in dem kahlen Raume sichtbar war: einen großen, mit Eisen beschlagenen Koffer. Lachaussée öffnete denselben und legte den Beutel hinein, dann schloß er den Deckel. In diesem Augenblicke ward die Glocke an dem Gange zwischen Glaser's Wohnung und dem Laboratorium zwei Mal heftig gezogen.

„Es ist Penautier," sagte Lachaussée. „Er bringt

Etwas für Saint-Croix. Wäre er beim Satan. Bleib', ich komme sogleich zurück." Er verließ das Gemach.

Morel war jeder seiner Bewegungen gefolgt. Der Gauner hatte seit mehreren Tagen sorgfältig die enge Wohnung, jeden Winkel derselben und die Stelle durchspäht, wo seiner Ansicht nach Lachaussée die bewußten Papiere aufbewahren konnte: Er mußte die kostbaren Tropfen Saint-Croix's haben, denn durch ihren Verkauf lachten ihm Tausende entgegen, und wenn er dem Lieutenant dafür die Nachrichten über dessen Herkunft und Familie bot, erhielt er sicherlich das kostbare Elixir. Vergebens hatte Morel sich des berüchtigten Buches zu bemächtigen getrachtet. Obwohl er oft zu Exili kam und das Buch ihm von Saint-Croix genau beschrieben worden, hatte der Italiener dasselbe doch streng gehütet, Morel konnte den Schatz nicht heben.

Er klagte Saint-Croix sein Leid. „Sorgt nicht!" antwortete der Giftmischer. „Ich bedarf des Buches nicht mehr. Ich habe das Geheimniß bald selbst gefunden. Nur die Gewichte sind noch nicht ganz genau; hier ein Quentlein zu viel — dort zu wenig; aber ich werde das Richtige treffen. Sobald die Massen sich verbinden, ist das Ziel erreicht; dann sei die schreckliche Mischung Euer Eigenthum, Ihr sollt sie an Zahlungsstatt erhalten — wenn Ihr mir die Papiere ausliefert." „Ihr werdet sie haben," sagte Morel.

Saint-Croix arbeitete an der Gewinnung des Geheimnisses mit großem Eifer. Er wollte sich lossagen von dem schrecklichen Bunde — wollte fliehen weit hin über das Meer in jene noch unbewohnten Länder; er wollte der furchtbaren Frau entfliehen, deren Liebe ihn hineingestürzt in den tiefen, feurigen Schlund. Seit Brinvilliers' Jammergestalt täglich vor ihm auf und nieder wankte, ergriffen die glühenden Zangen der Reue des Lieutenants Brust. Die

seit seiner Geburt ihn verfolgende, unheilvolle Weissagung sah er erfüllt bis auf den letzten Theil; er wollte noch einen Versuch zu seiner Rettung wagen, wollte fliehen. Aber wenn Maria ihren vollen, weißen Arm um ihn schlang, dann wich der gute Engel Saint-Croix's von dem Lager, auf welchem die schöne Verbrecherin sich neben dem verlorenen Gaudin niederließ, und in den Stunden des Taumels der Sinnlichkeit raunte Maria ihm in's Ohr: „Bereite die Tropfen; die Tochter des Apothekers und Damarre müssen noch fallen. Willst Du, so nahe am Ziele, scheitern? Soll Exili triumphiren, weil Du sein Geheimniß nicht ergründen kannst?"

Saint-Croix gehorchte. Er wollte dem Italiener zeigen, daß nicht dieser allein sich furchtbar machen könne. Saint-Croix hatte sich hineingelebt in die schwarzen Künste, es hielt schwer, dieser Bande sich zu entreißen, und Morel mahnte — trieb. Für eine Phiole voll verderblichen Elixirs sollte Saint-Croix seine Mutter kennen lernen. Er wollte sie nur ein Mal sehen — küssen, und dann: „Hinaus auf die grüne Fluth — hinweg von Maria — von Allem, was an die dunkeln Thaten erinnert."

Morel wußte also, wie wichtig er sich Saint-Croix machen konnte. Er beschloß Alles zu wagen und wartete nur auf die Gelegenheit, seinen Anschlag ausführen zu können; er hoffte auf größeres Glück als bei Exili. Lachaussée hatte bei Saint-Croix sich häufig verborgen. Er galt für dessen Diener, obwohl er sich nie in der Nähe des Lieutenants sehen ließ, wenn dieser in der großen Welt verkehrte. Lachaussée hatte seinen Schlupfwinkel neben dem Laboratorium, den Saint-Croix ihm als einen seiner Bundesgenossen angewiesen hatte. Nur hier konnte der Galeerensträfling die Papiere verborgen haben, und nur in dem alten, schweren Koffer konnten sie sich befinden. Morel hatte genaue For-

schungen angestellt, nirgends sonst als hier legte Lachaussée seine Schätze nieder. Als dieser daher das Gemach verlassen hatte, eilte Morel mit großer Hast an den Koffer; er brachte aus seiner weiten Tasche ein kurzes Brecheisen zum Vorschein, klemmte es zwischen die Fugen des Deckels, hob mit großer Gewalt, drückte, zerrte und schob, bis mit lautem Krachen die Schlösser nachgaben und der Deckel aufflog. Gleich einer gefräßigen Hyäne, welche die Erde eines Grabes wegkratzt und durchwühlt, riß Morel den Inhalt der Kiste auseinander, er warf Kleidungsstücke, Papiere und Geld bei Seite; seine Augen blickten ängstlich auf die Thür, denn traf ihn Lachaussée, so begann der Kampf auf Leben und Tod. Morel hatte sich auch darauf vorbereitet; er war mit Pistolen versehen — aber die Minuten verstrichen — endlich erblickte er ganz unten das ihm bekannte Bündel. Ein mit bleierner Kapsel versehenes Siegel, welches dem Taufacte Saint-Croix's angehängt war, lachte ihm entgegen, er riß die Schriften an sich, dann zog er ein Pistol, blies die Lampe aus und stürzte aus dem Gemache auf die Gefahr hin, von Lachaussée ertappt zu werden. Morel hatte tagelang die Gelegenheit des Hauses erforscht, jede Treppe, jeden Ausgang kennen gelernt. Mit zwei Sätzen war er über den Flur, von da stürmte er in die Küche, welche einen besonderen Ausgang nach dem Hofe hatte; die entsetzte Magd stieß einen Schrei aus, aber Morel kehrte sich nicht daran, sondern sprang die Treppe hinunter, rannte über den Hof und huschte sogleich in eine der finsteren, durch den strömenden Regen ganz menschenleeren Seitengassen.

Lachaussée hatte den General-Controlleur entlassen, der durch Glaser's Laboratorium schritt. Als der Galeerensträfling die Thür des Gemaches öffnete und die Dunkelheit ihm entgegenstarrte, fuhr er entsetzt zurück. „Morel!"

rief er. Keine Antwort. Lachaussée eilte in die Küche, um Licht zu holen, dann stürzte er in das Gemach. Ein Anblick der schrecklichsten Unordnung und Zerstörung erwartete ihn. Kleider, Papiere — allerlei Fetzen und Sachen lagen auf dem Boden umher, — erbrochen war der Koffer. Lachaussée brüllte einen entsetzlichen Fluch: er hoffte, Morel habe nur das Geld geraubt, und seiner Sinne kaum mächtig, taumelte er zurück von dem Koffer, als er die furchtbare Entdeckung machte, daß der Bandit die Papiere Saint-Croix's entwendet. — „Susanne! Susanne!" kreischte Lachaussée, zu Boden sinkend. Aber mit der Schnellkraft eines Tigers erhob sich der Wüthende. Er nahm aus dem Koffer seine stets geladenen Pistolen, spannte die Räder, schüttete Pulver auf und steckte diese Waffen, so wie ein Messer zu sich, dann ergriff er seinen Hut und stürmte wie rasend, ohne ein Wort zu sprechen, ohne zu keuchen oder zu stöhnen, mit fest aufeinander gepreßten Lippen in die Regennacht hinaus. — — — —

Morel lenkte seine Schritte nach dem nicht entfernten Plâce Maubert. Er wußte, daß Saint-Croix sich zu Hause befand. Als er einige Male an die Thür geklopft hatte, öffnete der Lieutenant. Morel's Erscheinung war höchst unangenehm in diesem Augenblicke; denn triefend von Regen, mit Koth bespritzt, seine häßlichen Gesichtszüge halb unter wirren, feuchten Haaren verborgen, so stand der Famulus vor dem erstaunten Saint-Croix.

„Was giebt es?" rief Gaudin. „Ist Einer auf der Fährte?"

„Nein," flüsterte Morel, sich an die Wand lehnend, „Nein. Haben Sie die gerühmten Tropfen?"

„Ich denke sie heut Nacht zu gewinnen."

„Gut. Ich habe die Papiere für Sie."

„Morel!" schrie der Lieutenant. „Wo? Her damit!"

Morel zog das Packet aus der Brusttasche und hielt es empor. „Hier sind sie. Da sind noch die Siegel — Kapseln alles dran, wie Tonneau es erhalten hatte.“

Gaudin schauderte. „Oh — ich soll Dich kennen lernen, meine Mutter? ich soll wissen, wer der Vater ist, der mich den Elenden zeugte — her mit den Papieren!“ Und ehe noch Morel es hindern konnte, hatte der Lieutenant ihm schon das Bündel Schriften entrissen.

„He! Hollah! meine Schriften,“ rief Morel, „ich muß sie haben. Gebt mir erst die Tropfen, dann sollen sie Euer sein. Erst das Geheimniß des Italieners.“

Gaudin preßte die Papiere fest an sich. „Die — Tropfen — willst Du?“ stammelte er. „Nein —! wie jetzt, wo ich die Eltern kennen lernen soll, wo ich sie noch ein Mal sehen — vielleicht ihren Segen empfangen kann — jetzt sollte ich die mörderischen Tropfen Dir — dem Banditen geben? nein. — Ich will nicht noch mehr Unheil in die Welt schleudern — ich will beten, bereuen — diese Gifte sollen René und Amande nicht mehr schaden — Platz, Bandit, gieb Raum.“

„Zum Teufel, wohin wollt Ihr?“ rief Morel.

„In das Laboratorium. Dort glühen die höllischen Retorten, in denen ich die vernichtenden Stoffe bereite — dort brodeln die Giftmassen; ich muß hin, denn noch eine kurze Frist und die tödtliche Gewalt ist gefunden. Laß mich — ich muß die Retorten zerschmettern — die Oefen schließen — die höllischen Feuer verlöschen.“ Gaudin gerieth außer sich, er drückte die Papiere an seine Brust, und mit einem gewaltigen Ruck Morel bei Seite schleudernd, sprang er aus dem Zimmer, die Treppe hinab.

„Meine Papiere! mein Eigenthum!“ schrie Morel.

„Du sollst mehr Gold dafür erhalten, als Du je

gesehen," antwortete die Stimme Gaudin's aus dem Dunkel hervor.

Morel sah ihn aus dem Hause und über den Platz laufen.

Während dieses sich im Hause am Platz Maubert ereignete, raste Lachaussée im strömenden Regen durch die Gassen. Er raufte zuweilen seine flatternden Haare, er ballte die Fäuste, aber er stürmte weiter. Wo fand er Morel? Lachaussée suchte zuerst einen Platz auf, wo sich die Leute von Morel's Schlage nach einem gelungenen Raube einzufinden pflegten: die Diebeskneipe der Straße Cimetiere.

Der Galeerensträfling trat erschöpft in die große Stube. Er konnte nicht sogleich weiter, denn die Erregung hatte ihn ermattet, und auf eine der Holzbänke sich niederlassend, rief er den Wirth um Wein an. Er nahm den Hut ab, seine Augen irrten durch den Saal, aber Morel war nicht zu erblicken. Lachaussée schlug mit der Faust auf den Tisch, er konnte sich nicht geirrt haben, denn nur wenige Personen befanden sich an den Tischen. Sie saßen und tranken oder rauchten; in der Nähe Lachaussée's schlummerte ein häßlicher, schmutziger Kerl, der in den braunwollenen Ueberwurf gehüllt, das Gesicht mit Ruß bedeckt, einer jener Zigeuner sein mochte, welche zur Zeit mit Quacksalbereien und Affen durch die halbe Welt zogen.

Lachaussée schlürfte hastig den Wein, warf ein Geldstück auf den Tisch und fragte: „Morel nicht hier?"

„Nein, Meister," sagte der Wirth.

Lachaussée verließ den Saal der Kneipe. „O — wo finde ich die Bestie, den Räuber? was thun? wo ist Rettung?" rief er und eilte wieder in die Straße.

Kaum war er aus dem Saale, als der Zigeuner sich erhob. Er rief dem Wirthe zu: „Was hab' ich zu zahlen?"

„Nichts," sagte dieser, mit den Augen blinzelnd und dem schmutzigen Kerl eine tiefe Verbeugung machend.

Dieser ging schnell in den Hof. Er kam gerade dort an, als Lachaussée in dem Gange des Thorwegs verschwand.

„Endlich habe ich ihn," murmelte der Zigeuner. „Seit zehn Tagen spüre und fahnde ich auf ihn hier in der Kneipe, die er sonst immer besucht. Er muß triftige Ursachen haben sich so zu verbergen. Ihm nach." Er folgte Lachaussée, der, von den Dämonen der Wuth und Angst getrieben, durch die kothigen Straßen lief. Keine Pfütze vermied er, keine der speienden Traufen hielt ihn ab — immer vorwärts ging der Wüthende — aber ebenso unverdrossen folgte ihm der Zigeuner.

Lachaussée gelangte in die Straße St. Antoine. Da wo diese mit der Straße Jouy zusammentrifft, stand er still. Er umkreiste ein Gebäude, welches der Zigeuner als das Hôtel Damarre erkannte. Er hörte, wie Lachaussée in eigenthümlicher Weise pfiff, wie er hin und her lief vor dem Gitter. Dann versuchte er über die Mauer zu kommen, und als dies ihm nicht glückte, sah der Zigeuner, wie der von ihm Verfolgte sich wüthend in das Gesicht schlug, die Stäbe des Gitters schüttelte und die Faust gen Himmel streckte.

Lachaussée hatte, ohne eigentlich zu wissen warum, in der Angst den Weg nach dem Hôtel eingeschlagen. Er gedachte Susanne zu sehen, zu finden. Er wollte zu ihr dringen, sie warnen, aber nirgends war ein Eingang geöffnet — im Dunkel begraben lag das Haus. Lachaussée schlug noch ein Mal gegen die Mauer, dann rief er laut: „Susanne — Gaudin!" Und wieder eilte er weiter.

Der Zigeuner ließ ihn nicht aus den Augen, die an

Dunkelheit, Zwielicht und Blendung gewöhnt sein mußten. Er erkannte deutlich die vor ihm schreitende Gestalt selbst in dem nebligen Schleier, den der Regen um sie wob, und ein Laut der Freude entfuhr ihm, als Lachaussée über den Platz Maubert und in das Haus Huet's ging.

Der Galeerensträfling hoffte hier Morel zu finden — er wagte viel, denn seine Person durfte er nicht zeigen, aber die Gefahr für sich selbst hatte Lachaussée in diesem Augenblick vergessen.

Der Zigeuner blieb dicht hinter ihm.

Lachaussée zog die Hausglocke. „Ist Herr Morel zu sprechen?“ fragte er die Magd.

„Bemühen Sie sich in seine Wohnung.“

Der Zigeuner mußte erfahren, wo Lachaussée blieb. Er wollte ihm nach in das Haus, aber dann, so fürchtete er, war die Sache zu Ende. „Ich muß wissen, wo er sich verbirgt,“ murmelte er. Schon wollte er sich zurückziehen, als er plötzlich einen Mann gewahrte, der in einen Regenmantel gehüllt auf das Haus zuschritt.

„René Damarre!“ rief der Zigeuner.

„Wer ist da?“ fragte René, denn er war es.

„S—t,“ flüsterte der Zigeuner, „öffnen Sie schnell. Ich bin es: Desgrais.“

„Desgrais in diesem Aufzuge? Was ist geschehen? um Gotteswillen!“

„Oeffnen Sie schnell. Sie kommen wie gerufen. Ich bin dem Unheil von Paris — so glaub' ich — auf der Spur. Oeffnen Sie.“

René öffnete die Thür. Desgrais schlüpfte mit ihm zugleich in den Hausflur.

„Bringen Sie schnell eine Lampe herbei,“ commandirte der Gefreite.

René rief Amande, und dem Befehle Desgrais' Folge leistend, ward eine Lampe auf den Flur gesetzt.

Jetzt hörte man starkes Pochen. „Hören Sie? das ist mein Mann," sagte Desgrais. „Schnell, verbergen wir uns hier unter dem Treppenaufgang."

Sie traten in den Schatten. Ein Mann kam die Treppe hinab. Er blieb auf dem einsamen Flure stehen, seufzte tief und sagte: „Auch hier ist er nicht! Ich muß Gaudin sprechen — das Schicksal will es." Er öffnete sich die Thür und ging hinaus.

René und der Gefreite traten hervor.

„Wie," sagte René, „das ist Ihre Beute?"

„Gewiß."

„Um des Himmels willen — es ist Lachaussée, unser ehemaliger Kammerdiener, lange Jahre war er unser Hausgenosse — meiner Mutter ward er empfohlen, er verschwand plötzlich."

„Herr Herzog," sagte Desgrais ernst, „ich glaube, wir dürfen in Ihrem Interesse keine Minute länger zögern, jenen Lachaussée in die Hände der Polizei des Herrn von la Reynie zu liefern. Er ist der falsche Edelmann Rolâtre, der bei dem Tode Saint-Laurent's zugegen war. Er war es, den ich in der Kirche St. Roche in der Nähe Ihrer Mutter traf; — er war es, der heute das Hôtel Damarre umkreiste — Sie wissen, daß der unheimliche Mann lange in dem Hause Ihrer Eltern sich aufhielt — von dort verschwand — Herr Herzog: jener Lachaussée steht in geheimnißvollen Beziehungen zu der Familie Damarre."

René erbleichte. „Gütiger Gott," rief er, „was ist zu thun? Meiner sanften, geliebten Mutter droht Gefahr — welch' ein Gewebe von fürchterlichen Dingen umstrickt uns Alle? was sollen wir beginnen?"

„Nacheilen — dem Verdächtigen. Ihn greifen, ihn

schließen — bevor noch ein Wort über seine Lippen kommt. Eilen wir; er rief laut vor Ihrem Hôtel: Susanna."

„Meine Mutter," jammerte René.

„Kommen Sie," mahnte Desgrais, indem er vorsichtig die Thür öffnete. „Da — sehen Sie? Er geht soeben auf den Platz. Drücken wir uns an den Wänden entlang."

Mit verstörten Blicken folgte René dem Gefreiten, der, sich hinter jedem Vorsprunge einige Secunden verbergend, bald wieder in Lachaussée's Nähe kam. Die Verfolgenden verloren ihn nicht mehr und legten keine allzu große Strecke zurück, denn Lachaussée ging in die Straße Bernadins, woselbst ein altes Gebäude den Flüchtigen aufnahm.

„Es ist Glaser's Haus," sagte Desgrais stillstehend und Athem schöpfend. „Von hier aus geht sicherlich viel Böses in die weite Welt."

Die Hand Gottes.

Erhitzt, von geistiger und durch den rasenden Lauf erzeugter körperlicher Anstrengung ermattet, betrat Saint-Croix das Laboratorium. Der Raum war dunkel. Nur die aus dem chemischen Ofen hervorglühenden Kohlen leuchteten und warfen ihren dunkelrothen Schein gegen die Wände und auf den Fußboden.

Saint-Croix schloß eilig die Thür, dann warf er Hut und Degen ab und zündete eine Lampe an. Er betrachtete zitternd die Papiere, welche er Morel entrissen, der, schon

erschlafft von seiner Flucht vor Lachaussée, dem Lieutenant nur bis zur Straße Perdu gefolgt war. Hier hatte er die Verfolgung aufgegeben.

Saint=Croix legte die Papiere auf den Deckel eines Koffers, dann streifte er schnell sein Wamms ab und trat an den Ofen. Aufmerksam betrachtete er die Kolben und Retorten, sein Gesicht umspielte ein düsteres Lächeln.

„Ich bin am Ziele," murmelte er, „ha — richtig — es gelingt. Die Gewichte sind genau, die Stoffe trefflich vertheilt, — sieh — sieh, wie die Geister aufsteigen in dem gläsernen Kerker — jetzt reichen sie einander die Arme und schlingen sich zusammen, sie blähen sich auf gleich unheil=vollen Wolken — hui! es zischt und brodelt — ha! ha! ha! — nun ist es gelungen, die Verbindung der mörderischen Kräfte ist geschehen: ich habe Dein Geheimniß gefunden, Exili! Ich könnte so schnell, so sicher wie Du tödten durch den Lufthauch, durch ein Stäubchen — ich vermag es, aber dort, jene vergilbten Blätter hindern mich daran." Er wies auf die Papiere. „Nein — die Sünde hat mich umgarnt, geschlagen bin ich vom Satan; aber jetzt, wo ich die kennen lernen will, deren liebe Hand ich küssen, deren sanfte Stimme ich vernehmen muß — jetzt sollen sie nicht über mich kommen die schwarzen Geister. Kreischt und zischelt nur," rief er zur Decke emporstarrend, „Ihr seid zum letzten Male in diesem Raume! Hervor aus dem Leibe, der euch gebar, ihr Arzeneien der Hölle! ich will euch verstreuen und verspritzen in alle Winde und dann mit thränenden Augen den Namen meiner Mutter lesen."

Er nahm hastig aus dem Schranke die Glasmaske mit dem Athemrohre und legte sie sich vor; seine zitternde Hand zog den Riemen, welcher die Larve befestigte, durch die Schnalle, dann trat er zum Ofen, auf dessen Roste die Kolben glühten.

„Hinein mit Euch in das Nichts," sagte er und ergriff das von flüssigem Verderben erfüllte Gefäß. — —

Aber — da! Entsetzen! ein Knall — als werde ein Feuerrohr losgebrannt — mit schrecklicher Gewalt bäumen sich die Geister empor — krachend berstet die Retorte — heißer, schwefeliger Dampf wirbelt auf und zieht sausend über den Heerd dahin, — zu Atomen zersplittert die schützende Maske, eine Wolke von Gifthauch hüllt das Antlitz Saint-Croix's ein — er taumelt mit lautem Angstschrei vorwärts, dann sinkt er zurück, seine Arme strecken sich in die Luft, krampfhaft zucken die Finger — aber das eigne, furchtbare Werk schlägt den Meister. Die Adern der Schläfe schwellen an, eine unsichtbare Faust legt sich um die Kehle und sprengt die Gefäße mit gigantischem Drucke. Noch ein Mal röchelt Saint-Croix, dann stürzt er zu Boden: der Schüler Exili's ist eine Leiche. — —

Stille herrscht in dem unheimlichen Gemache, nur die Wolken der Dämpfe haben sich zu gelblichen Klumpen geballt und steigen aus den zertrümmerten Gefäßen aufwärts gegen die Wölbung, leise pfeifen und prasseln sie — es ist der Todessang für den Giftmischer. — — — Die alte Uhr schlägt. — Von unten herauf tönt ein dumpfes Pochen. — —

Ende des dritten Bandes.

Hiltl, Georg,

Gefahrvolle Wege historischer Roman aus der Zeit Ludwig's XIV

Bd.: 3

Berlin [1865]